

# Nordost- Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

*Belegexemplar*

Deutsche in St. Petersburg  
und Moskau  
vom 18. Jahrhundert  
bis zum Ausbruch des Ersten  
Weltkrieges

---

Neue Folge Band III/1994 Heft 1

---

Institut Nordostdeutsches Kulturwerk Lüneburg

# Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte  
Neue Folge

Das Nordost-Archiv beschäftigt sich mit der Geschichte des nördlichen Ostmitteleuropa. Geographisch wird dieser Raum annähernd begrenzt von der Ostsee und den Karpaten im Norden und Süden, von der Oder und Newa im Westen und Osten. Ethnisch umschließt er die Hauptsiedlungsgebiete der Polen, Litauer, Letten und Esten und beträchtliche Teile des Siedlungsgebietes der (Groß-, Weiß- und Klein-)Russen, über Jahrhunderte auch der Juden und Deutschen.

Im Vordergrund der Aufmerksamkeit stehen die Deutschen, die einst, wie sonst nur noch die Juden, in nahezu dem ganzen Raum ansässig gewesen sind und ihn zu Zeiten in erheblichem Maße geprägt haben. Allerdings können die Deutschen nicht isoliert gesehen werden. Als Nachbarn, als Eroberer oder Kolonisten, Herren oder Untertanen, Mehrheit oder Minderheit haben sie immer und überall in so enger Berührung mit den anderen ethnischen Gruppen gestanden, daß die deutsche so wenig wie die polnische oder estnische Geschichte Ostmitteleuropas zu verstehen und zu beurteilen ist, wenn man sie ausschließlich vom Blickpunkt eines einzelnen Volkes betrachtet.

Das Nordost-Archiv wird:

- die Deutschen stets als Element des Raumes sehen, den sie mit anderen geteilt haben. Den grundlegenden Bezugsrahmen bietet deshalb auf unterer Ebene die Landesgeschichte, auf höherer Ebene die Geschichte der Gesamtregion;
- dem Verhältnis zwischen den ethnischen Gruppen besondere Beachtung zuwenden. Neben den „objektiven“ Beziehungen, z.B. in Handel und Kultur, sind auch „subjektive“ Aspekte zu behandeln, insbesondere „das Bild vom Anderen“, die Vorstellungen, die die Gruppen wechselseitig voneinander ausgebildet, tradiert und verändert haben;
- die weite und anhaltende Verbreitung der Deutschen im nördlichen Ostmitteleuropa zu historischen Vergleichen nutzen;
- Autoren aus allen Ländern des nördlichen Ostmitteleuropa zusammenführen und dazu beitragen, daß überkommene nationalhistorische Sehweisen untereinander konfrontiert, aneinander abgearbeitet und womöglich miteinander ausgeglichen werden.

Aus der Zielsetzung der Zeitschrift ergibt sich, daß ihre Schwerpunkte in Zeiten liegen, in denen der deutsche Anteil an der Geschichte des nördlichen Ostmitteleuropa besonders hoch gewesen ist: im späteren Mittelalter, der frühen Neuzeit und den späteren Jahrhunderten bis zum Ausgang des Zweiten Weltkrieges. Das Nordost-Archiv hält sich aber auch offen für Fragen der Zeitgeschichte und der Gegenwart, wenn sie die Deutschen und deren Verhältnis zu ihren Nachbarn berühren.

Die halbjährlich erscheinenden Hefte gruppieren sich jeweils um einen gemeinsamen Gegenstand. Die Themen beziehen sich auf einzelne Orte, eine Landschaft oder Sachfragen, die die Gesamtregion betreffen, und schließen grundsätzlich alle Bereiche der historischen Wirklichkeit ein.

# Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Deutsche in St. Petersburg  
und Moskau  
vom 18. Jahrhundert  
bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges

Neue Folge Band III/1994 Heft 1

Institut Nordostdeutsches Kulturwerk Lüneburg

**Herausgeber:**

Institut Nordostdeutsches Kulturwerk  
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg  
Postfach 2323, D-21313 Lüneburg  
Telefon (041 31) 3 70 97  
Telefax (041 31) 39 11 43

**Redaktionskollegium:**

Dr. Eckhard Matthes (verantwortlich)  
Sabine Bamberger-Stemmann M.A.  
(Redaktion)  
Sophia Kemlein M.A.  
Dr. Konrad Maier (Redaktion)  
Dipl.-Bibl. Ulrich Ribbert  
Ute Richter-Eberl  
Prof. Dr. Karl-Heinz Ruffmann  
Dr. Joachim Tauber

Verantwortlich für dieses Heft:  
PD Dr. Dittmar Dahlmann und  
Prof. Dr. Karl-Heinz Ruffmann

Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums des Innern

**Bezugsbedingungen:**

Nordost-Archiv erscheint halbjährlich jeweils im Juni und Dezember.  
Preis pro Heft 35 DM, Jahresabonnement 60 DM zuzüglich Versandkosten.  
Ein Abonnement gilt zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen des Abonnements können nur zum Ablauf eines Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres beim Verlag eingegangen sein.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsendsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Gesamtherstellung: Nordlanddruck GmbH, Lüneburg

Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk, Lüneburg

ISSN 0029-1595

Das Thema des nächsten Heftes (Dezember 1994):

**Königsberg und seine Universität. Eine Stätte ostmitteleuropäischen Geisteslebens**

mit Beiträgen u.a. von:

Andrea Ajzensztejn: Die jüdischen Studenten an der Universität Königsberg.

Gertrud Bense: Das litauische Seminar an der Universität Königsberg im 16. und 17. Jahrhundert.

Danuta Bogdan: Das Polnische Kolleg an der Universität Königsberg.

Jörg Hackmann: Die Rezeption Königsbergs und der Universität Königsberg in der Bundesrepublik nach 1945.

Norbert Kasperek: Königsberg in polnischen Tagebüchern des 19. und 20. Jahrhunderts.

Esther-Beate Körber: Die Entstehung von Öffentlichkeit im nördlichen Ostmitteleuropa.

Witold Molik: Polnische Studenten an der Universität Königsberg 1830–1914.

Christiane Schiller: Die litauischen Seminare an den Universitäten Königsberg und Halle im 18. Jahrhundert.

Schwerpunkte der Folgehefte:

Das deutsche Buch in Ostmitteleuropa (Juni 1995)

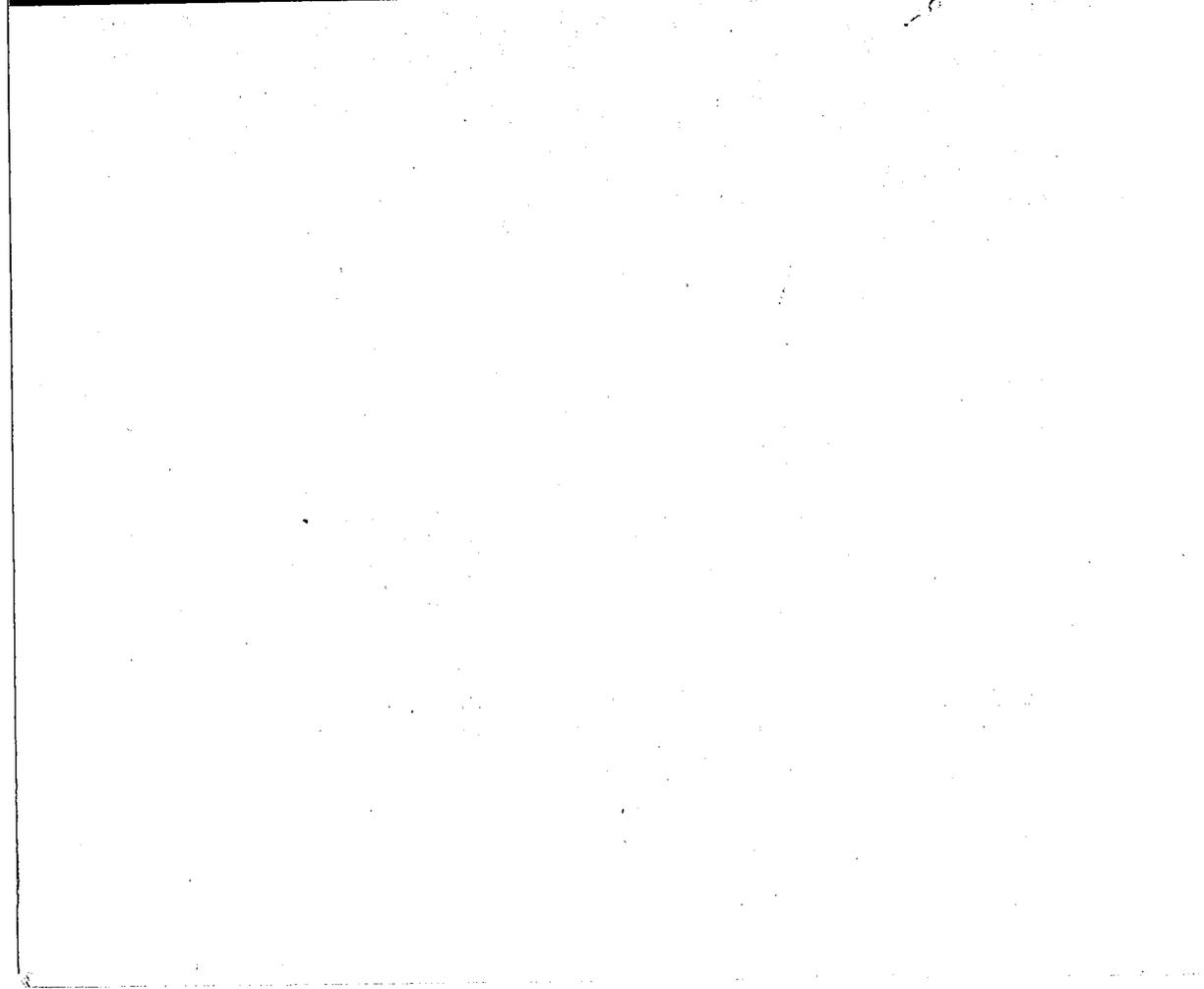
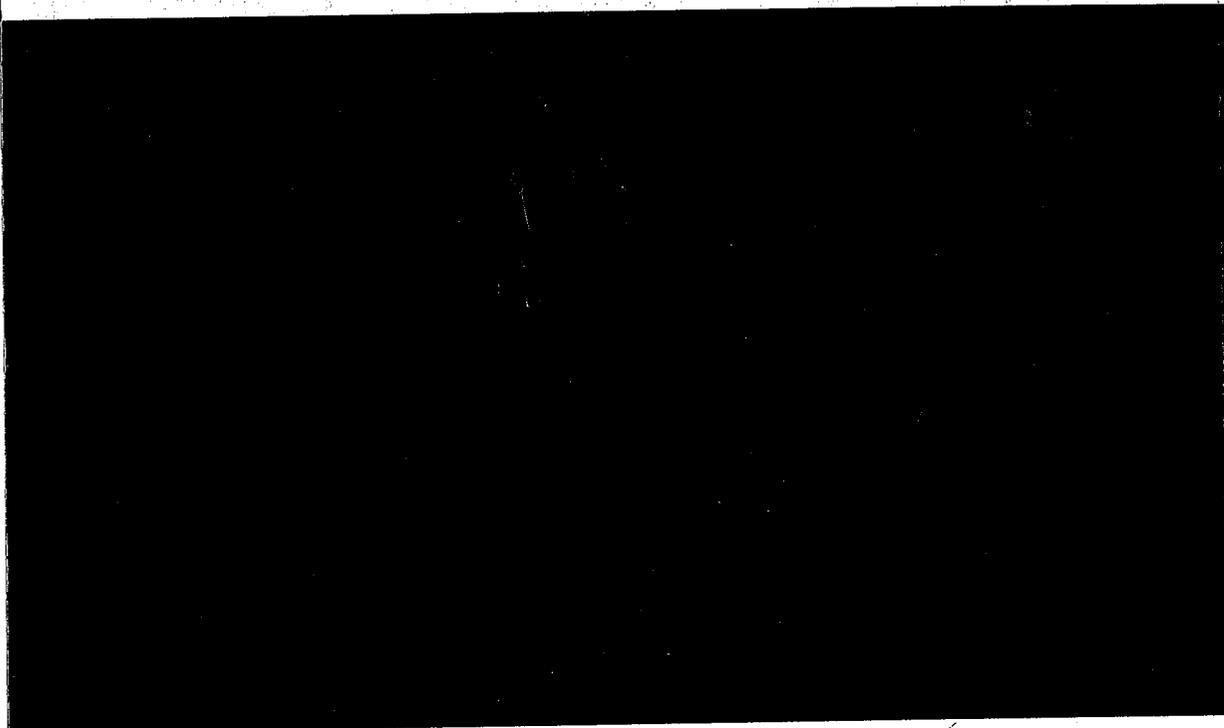
Estland und seine Minderheiten (Dezember 1995)

Die Bedeutung des Jahres 1945 für das nördliche Ostmitteleuropa

Geschichte sichtbar machen. Museen und ihre Region

Völker im Nordosten — Das Bild vom Anderen in Geschichte und Gegenwart

Denkmalpflege in den Baltischen Staaten



# Deutsche in St. Petersburg und Moskau vom 18. Jahrhundert bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges

Dittmar Dahlmann: Editorial .....	5
<b>Abhandlungen</b>	
Natalija Juchněva (St. Petersburg): Die Deutschen in einer polyethnischen Stadt. Petersburg vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis 1914 .....	7
Margarete Busch (Düsseldorf): Das deutsche Vereinswesen in St. Petersburg vom 18. Jahrhundert bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges .....	29
Ralph Tuchtenhagen (Heidelberg): Bildung als Auftrag und Aufgabe. Deutsche Schulen in St. Petersburg 1704–1934 .....	63
Andreas Keller (Freiburg/Br.): Bildung und Wohlfahrt, Gesellschaften und Vereine. Deutsches Leben in Moskau im 19. und frühen 20. Jahrhundert .....	89
Tat'jana Ilarionova (Moskau): Die deutsche Presse in Moskau von den 1860er Jahren bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges .....	113
Dittmar Dahlmann (Freiburg/Br.): Lebenswelt und Lebensweise deutscher Unternehmer in Moskau vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges .....	133
<b>Literaturberichte</b>	
Dietmar Neutatz (Düsseldorf): Neuere Publikationen zur Geschichte der Rußlanddeutschen .....	165
Michael Schippan (Berlin): Material zur frühen Geschichte der Wolgadeutschen in der Literatur der DDR .....	187
Michael Schippan (Berlin): Deutsche in Moskau und St. Petersburg in der Historiographie der DDR .....	193
<b>Mitteilungen</b>	
Zweite Internationale Konferenz Deutsche Sprache in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion — September 1993, St. Petersburg (Peter Rosenberg) .....	201
Die Deutschen in Rußland und die deutsch-russischen Kulturbeziehungen: 4. Seminar in St. Petersburg, 5.–7. April 1993 (Ludmila Slavgorodskaja) .....	211
Geschichte und Kultur der Wolgadeutschen von den Großen Reformen bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges (1860–1914), im Volksbildungsheim Waldhof, Freiburg, vom 15.–17. Oktober 1992 (Dittmar Dahlmann) .....	215

## Rezensionen

Werner Conze, Ostmitteleuropa. Von der Spätantike bis zum 18. Jahrhundert, hrsg. u. mit einem Nachwort v. Klaus Zernack. (Michael Schippan) . . . . .	219
Nationalismus in Osteuropa. Gefährliche Wege in die Demokratie, hrsg. v. Margareta Mommsen. (Stefan Plaggenborg) . . . . .	221
Andreas Kappeler, Rußland als Vielvölkerstaat. Entstehung — Geschichte — Zerfall. (Dittmar Dahlmann) . . . . .	223
Bibliographie der sowjetdeutschen Literatur von den Anfängen bis 1941. Ein Verzeichnis der in Buchform erschienenen sowjetdeutschen Publikationen, hrsg. v. Meir Buchweiler, Annelore Engel-Braunschmidt u. Clemens Heithus. (Peter Hilkes) . . . . .	226
Istorija rossijskich nemcev v dokumentach (1763–1992 gg.) (Geschichte der Rußlanddeutschen in Dokumenten <1763–1992>), hrsg. v. V.A. Auman u. V.G. Čebotareva. (Michael Schippan) . . . . .	228
Alfred Eisfeld, Die Rußlanddeutschen, mit Beiträgen v. Detlef Brandes u. Wilhelm Kahle. (Gerd Stricker) . . . . .	230
Jørgen Kühl, De tyske mindretal i Sovjetunionen (Die deutschen Minderheiten in der Sowjetunion). (Birgit Sawatzki) . . . . .	235
Barbara Dietz, Peter Hilkes, Rußlanddeutsche: Unbekannte im Osten. Geschichte, Situation, Zukunftsperspektiven. (Christoph Gassenschmidt) . . . . .	238
Die Rußlanddeutschen. Gestern und Heute, hrsg. v. Boris Meissner, Helmut Neubauer u. Alfred Eisfeld. (Lev Malinovskij) . . . . .	241
Sovetskie nemcy: Istorija i sovremennost' (Materialy Vsesojuznoj naučno-praktičeskoj konferencii. Moskva, 15–16 nojabrja 1989 g.) (Die Sowjetdeutschen: Geschichte und Gegenwart <Materialien einer wissenschaftspraktischen Allunions-Konferenz. Moskau, 15.–16. November 1989>), hrsg. v. Institut Marksizma-Leninizma pri CK KPSS. (Detlef Brandes) . . . . .	246
Michael Schippan, Sonja Striegnitz, Wolgadeutsche. Geschichte und Gegenwart. (Eva-Maria Auch) . . . . .	249
Dietmar Neutatz, Die „deutsche Frage“ im Schwarzmeergebiet und in Wolhynien. Politik, Wirtschaft, Mentalitäten und Alltag im Spannungsfeld von Nationalismus und Modernisierung (1856–1914). (Andreas Kappeler) . . . . .	251
Detlef Brandes, Von den Zaren adoptiert. Die deutschen Kolonisten und die Balkansiedler in Neurußland und Bessarabien 1751–1914. (Helmut Neubauer) . . . . .	255
Wilhelm Kahle, Symbiose und Spannung. Beiträge zur Geschichte des Protestantismus in den baltischen Ländern, im Innern des Russischen Reiches und der Sowjetunion, hrsg. v. Peter Schellenberg. (Ralph Tuchtenhagen) . . . . .	258
Sammlung sowjetdeutscher Dichtung (1931), mit einem Vorwort v. Annelore Engel-Braunschmidt. (Ludmila Slavgorodskaja) . . . . .	261
Heimat in der Fremde. Deutsche aus Rußland erinnern sich, hrsg. v. Rudolf Pörtner. (Annelore Engel-Braunschmidt) . . . . .	265
Sergej Terjochin, Deutsche Architektur an der Wolga, hrsg. vom Verein für das Deutschtum im Ausland. (Dittmar Dahlmann) . . . . .	268
Film: „Versöhnung über Grenzen“ von Rudolf Steiner und Stanislav Beljaninov (45 + 45 + 60 Min.) und Begleitheft: Versöhnung über Grenzen. Rußlanddeutsche: Geschichte und heutige Wege, hrsg. v. der Otto-Benecke-Stiftung e.V. (Karsten Brüggemann) . . . . .	270
Die Autoren der Abhandlungen . . . . .	276

## Editorial

So wie das Russische Reich ein Vielvölkerstaat war, so lebten auch in seinen beiden Hauptstädten, der neuen, St. Petersburg, und der alten, Moskau, zahlreiche nationale Minderheiten. Unter ihnen standen die Deutschen oder Deutschsprachige, wenn die Ergebnisse der Volkszählung von 1897 zugrundegelegt werden, in St. Petersburg und in Moskau an erster Stelle, noch vor den Polen und Ukrainern. Lange Zeit hindurch, bis fast zur Jahrhundertwende, bildeten die Deutschen in den beiden Hauptstädten einen Mikrokosmos, der weitgehend unter sich blieb.

Im wesentlichen waren es in sich geschlossene Gruppen, die vor allem ihre sprachlichen und kulturellen Eigenheiten bewahrten. Doch waren sie weder sozial noch national homogen. Eine Mehrheit hatte nach kürzerem oder längerem Aufenthalt die russische Staatsbürgerschaft angenommen, während jeweils rund ein Viertel Untertanen eines deutschen Staates blieben bzw. nach 1871 deutsche Reichsangehörige wurden. Diese Trennlinien verliefen teilweise auch innerhalb der Familien oder zwischen den Inhabern bedeutender Familienunternehmen, wie etwa in Moskau zwischen den Wogaus und den Marcs. Auch die soziale Zusammensetzung fächerte sich immer stärker auf. Neben die Gelehrten, die Wissenschaftler und Lehrer traten Arbeiter, kleine Handwerker und Dienstboten.

Jedoch blieben die deutschen Minderheiten in St. Petersburg und Moskau kleine Welten für sich. Welten, die über eigene Schulen, Vereine, Wohlfahrtseinrichtungen und Zeitungen verfügten. Die wichtigsten Institutionen jedoch, die zur Bewahrung der kulturellen Eigenständigkeit beitrugen, waren die protestantischen Kirchen, evangelische und reformierte, die Träger der Schulen und der Wohlfahrtseinrichtungen waren. In den Kirchengemeinden, den Schulen und den karitativen Organisationen engagierten sich viele Deutsche und gestalteten sie aktiv mit. Daneben existierten zahlreiche Vereine, vom Gesangsverein bis zum Sportverein, die das Brauchtum pflegten und zum inneren Zusammenhalt der ethnischen Gruppe beitrugen.

Im Laufe des 19. und vor allem an und nach der Wende zum 20. Jahrhundert kam es zu tiefgreifenden Wandlungsprozessen innerhalb der deutschen Gruppen und ebenso im Verhältnis zu den russischen Mitbürgern. Viele Deutsche assimilierten und akkulturierten sich an die russisch geprägte Umwelt. Mischehen wurden immer häufiger, in die Vereine und Klubs traten auch Russen ein, an den Schulen lehrten und lernten russische Lehrer und Schüler. Das Anwachsen des Nationalismus, die Ent-

wicklung zum Nationalstaat in Rußland wie in Deutschland ließ die Gegensätze und Unterschiede zwischen den beiden Ethnien deutlicher werden. Die Beziehungen zwischen russischen und deutschen Einwohnern der beiden Städte wurden konfliktreicher. Eine Entwicklung, die schließlich im Ausbruch des Ersten Weltkrieges kulminierte.

Von den vielfältigen Institutionen und Aktivitäten der Deutschen handeln die Beiträge dieses Heftes, die nicht den Anspruch erheben, das komplexe Problem der Geschichte der deutschen Minderheiten in den beiden Hauptstädten und das komplizierte Geflecht der Beziehungen zwischen ihnen und den Russen sowie den übrigen Ethnien in ihrer Gesamtheit darzustellen. Sie greifen einzelne Aspekte heraus und liefern damit weitere Steine für ein Mosaik. Die Ausgangslage für eine weiterführende Forschung zur Geschichte der deutschen Minderheit in beiden Städten ist durchaus unterschiedlich. Während wir über St. Petersburg, vor allem dank der umfassenden und vielfältige Aspekte behandelnden Forschungen von Erik Amburger, doch bereits vieles wissen, sind wir über die in Moskau lebenden Deutschen sehr viel schlechter unterrichtet. Dies liegt wohl auch daran, daß die deutsche Minderheit in Moskau zahlenmäßig weit kleiner war als die in St. Petersburg, aber doch zugleich daran, daß sie keinen solch unermüdlichen Biographen gefunden hat wie eben Erik Amburger. Er hat der Geschichte der Deutschen in der alten Hauptstadt und ihrer Umgebung sein umfangreiches Lebenswerk gewidmet, das alle Bereiche der historischen Forschung: die Personen- und die Familiengeschichte, die Sozial- und die Wirtschaftsgeschichte einbegriff. Von seinen Studien profitieren daher auch viele Autoren, die anschließend hier zu Wort kommen.

Das Heft vereinigt Beiträge von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Rußland und Deutschland. Der Dialog zwischen den 'academic communities' der beiden Länder, der sich während der letzten Jahre der Sowjetunion anbahnte und der nun fast zu einer Selbstverständlichkeit geworden ist, erscheint ertragreich und vielversprechend. Er gibt den Blick frei auf unterschiedliche Betrachtungsweisen und differierende Ansätze. Als solch ein Dialog der häufig konfliktreichen, aber manchmal auch fruchtbaren Wechselbeziehungen zwischen Deutschen und Russen war dieses Heft geplant. Es steht zu hoffen, daß er noch ungleich intensiver zum Nutzen beider Seiten in der Zukunft fortgesetzt werden wird.

Dittmar Dahlmann

## ABHANDLUNGEN

### Die Deutschen in einer polyethnischen Stadt. Petersburg vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis 1914

von Natalija Juchněva

Petersburg war und ist auch heute unbestritten in erster Linie eine russische Stadt. Russisch — im Hinblick auf die Nationalität der absoluten Mehrheit der Bevölkerung, die russische Sprache, die russische Lebensweise und die russische Kultur und im Hinblick darauf, welchen Beitrag sie für die Schatzkammer der Kultur des russischen Volkes geleistet hat. Gleichzeitig ist sie auch eine multinationale Stadt. Der Anteil der nicht-russischen Bevölkerung in Petersburg bewegte sich im Verlaufe der dreihundertjährigen Geschichte zwischen 4 und 18%.

**Tabelle 1: Anteil der Russen an der Bevölkerung in Petersburg**

18./Anfang 19. Jahrhundert	90%
Mitte 19./Anfang 20. Jahrhundert	82%
Ende des ersten Viertels des 20. Jahrhunderts (1926)	86%
Zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts (1959–1989)	89%

Vom 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts (bis 1914) wurde die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung durch drei Faktoren bestimmt — durch den multinationalen Charakter des russischen Imperiums, die ethnische Vielfalt des angrenzenden Gebietes und letztlich durch den Status als Hauptstadt und Hafen.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, d.h. zur Zeit der Gründung der Stadt, war Rußland bereits ein multinationaler Staat, in dem neben Russen auch Ukrainer, Weißrussen, Völker des Wolgagebietes und auch kleine Völkerschaften Sibiriens und des Nordens lebten. Die Entwicklung Rußlands zu einem multinationalen Staat ging nach der Gründung von Petersburg schnell voran. Nach dem Sieg über die Schweden unter Peter I. sind Rußland das Baltikum und die Karelische Landenge zugefallen (darunter auch das Gebiet, auf dem sich Petersburg befindet). Zum Russischen Imperium

gehörten Finnen, Esten, Letten, aber auch deutsche Grundbesitzer und die Stadtbevölkerung des Baltikums.

Am Ende des 18. Jahrhunderts erhöhte sich durch die Beteiligung Rußlands an den Teilungen Polens die Zahl der Ukrainer und Weißrussen mit russischer Staatsangehörigkeit. Es kamen Litauer, Polen und Juden hinzu. Die Zeit der Wirren der Napoleonischen Kriege zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit einem wechselnden Bündnis und dessen unbeständigen Erfolgen machte es Rußland leicht, in den Jahren 1808/09 Finnland, das die ersten Schritte zur Autonomie unternommen hatte und bis dato unter der Herrschaft des mächtigen Schweden stand, anzugliedern. Im Jahre 1812 wurde Bessarabien an Rußland angegliedert. Der endgültige Schlag gegen Napoleon, an dem sich Rußland wesentlich beteiligte, brachte eine neue Errungenschaft: Entsprechend der Wiener Schlußakte aus dem Jahre 1815 wurde Polen erneut geteilt, und Rußland konnte sich unter der Bezeichnung „Polnisches Königreich“ einen großen Teil der polnischen Länder mit ihrem historischen Zentrum Warschau einverleiben. Am Anfang des 19. Jahrhunderts errang Rußland durch den Anschluß Georgiens, Armeniens und Aserbeidschans den Durchbruch in den Kaukasus. Die Eroberung Mittelasiens und Kasachstans fällt in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Anschluß des Baltikums, Finnlands, Weißrußlands, Litauens und Polens hatte wesentlichen Einfluß auf die Herausbildung der Bevölkerungsstruktur in der Hauptstadt.

Die ethnische Vielfalt der unmittelbaren Umgebung von Petersburg war durch seine Lage bedingt; es befand sich nicht inmitten russischer Siedlungsgebiete, sondern in der Nähe ethnischer Grenzen. Das Territorium von Petersburg gehörte ehemals zu Groß-Novgorod. Damals war es von Russen besiedelt, aber auch von finnischsprachigen Kareliern, Woten und Ižoren<sup>1</sup>, die ihre nationalen Sitten bewahren konnten, obwohl sie den orthodoxen Glauben angenommen und sich an die russische Lebensweise angepaßt hatten. Mit dem Fall von Novgorod und Pskov wurden diese Länder im 15. Jahrhundert ein Teil des Moskauer Staates. Nach den russisch-schwedischen Kriegen zu Beginn des 17. Jahrhunderts fiel das Territorium von Ivangorod im Westen bis Orešek im Osten sowie die Kareliische Landenge und das nördliche Ufer des Ladogasees in den Machtbereich der Schweden. Die harten Bedingungen der Fremdherrschaft, insbesondere der aufgezwungene Protestantismus, waren Anlaß für eine Massenmigration nach Rußland. Unter den Umsiedlern waren nicht nur Russen, sondern auch die ansässige finnischsprachige Bevölkerung. Das Er-

---

<sup>1</sup> Finnische Volksstämme, die in alter Zeit das Petersburger Gouvernement bewohnten (Anm. d. Red.).

gebnis der Migration war die Herausbildung der ethnischen Gruppe der Karelier im Tverer Gebiet. Die Schweden kolonisierten das verlassene Gebiet, indem sie dort finnische Bauern ansiedelten, die seit jener Zeit im Gebiet des künftigen Petersburger Gouvernements lebten.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts kehrte das von den Schweden eroberte Gebiet in die russische Verwaltung zurück. Die schwedische Herrschaft hatte ungefähr 80 Jahre gedauert. Die Zeit reichte für eine entsprechende Anpassung der Umsiedler nicht aus, so daß viele nach Beendigung des russisch-schwedischen Krieges in ihre Heimat zurückkehrten (deutsche und schwedische Adlige sowie ein Teil der finnischen Bauern). Zum Zeitpunkt der Gründung von Petersburg waren die Gebiete in ihrer unmittelbaren Umgebung, die zum großen Teil verwüstet waren, dünn mit Finnen besiedelt. Im Laufe des 18. Jahrhunderts vollzog sich eine verstärkte Rücksiedlung russischer Bauern in diese Gebiete. In dieser Periode kamen auch deutsche Kolonisten.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts setzte sich die Bevölkerung des Gouvernements Petersburg wie folgt zusammen:

- 1) Russische Ureinwohner, deren Vorfahren hier bereits zu Zeiten Groß-Novgorods lebten; sie siedelten im Süden und Osten des Gouvernements, in Gebieten, die nicht von den Schweden annektiert worden waren;
- 2) Nachkommen der russischen Zwangsumsiedler im 18. Jahrhundert aus den zentralen und nördlichen Gouvernements, die bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts einige ihrer territorialen Besonderheiten bewahrten;
- 3) die finnischsprachige orthodoxe Urbevölkerung (Karelier u.a.);
- 4) Finnen (Protestanten), die sich hier im 17. Jahrhundert während der schwedischen Herrschaft angesiedelt hatten;
- 5) deutsche Kolonisten, die in der zweiten Hälfte des 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts aus Deutschland gekommen waren. Während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewann das ethnische Mosaik des Gouvernements Petersburg durch die Umsiedlung estnischer und lettischer Bauern an Farbenvielfalt.<sup>2</sup>

Alle oben genannten Faktoren — sowohl die ethnische Differenzierung der näheren Umgebung von Petersburg als auch die Multinationalität des

<sup>2</sup> V.L. Vyskočkov, Vlijanie Peterburga na chozjajstvo i byt gosudarstvennych krest'jan Peterburgskoj gubernii v pervoj polovine XIX veka (Der Petersburger Einfluß auf die Wirtschaft und Lebensweise der Bauern des Petersburger Gouvernements in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts), in: Staryj Peterburg (Das alte Petersburg). Leningrad 1982, S. 132; My živem na odnoj Zemle. Naselenie Peterburga i Leningradskoj oblasti (Wir leben auf gemeinsamem Boden. Die Bevölkerung Petersburgs und des Leningrader Gebietes). Leningrad 1992.

Russischen Imperiums — beeinflussten erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts merklich die Zusammensetzung der Petersburger Bevölkerung. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war das Gebiet um Petersburg öde und verlassen; weder Polen noch Finnland oder der Kaukasus gehörten zu Rußland; das Baltikum wurde zu dieser Zeit angegliedert. In den ersten Jahrzehnten nach der Gründung der Stadt hatte nur der letztgenannte Faktor Einfluß — die Lage als Hauptstadt und Hafen. Daher war unter der Bevölkerung während des 18. Jahrhunderts der Anteil der Russen (ca. 90%) relativ hoch. Das fremdethnische Element wurde vorrangig von Ausländern vertreten.

Die Bevölkerung der neu geschaffenen russischen Hauptstadt entstand in der ersten Zeit auf gleichsam künstlichem Wege, denn Petersburg wurde an einem menschenleeren, aufgrund langer Kriege entvölkerten Ort erbaut. Die Regierung ließ sich bei der Ansiedlung von eigenen Plänen leiten. Hauptsächliches Augenmerk richtete sie auf die Bautätigkeit, mit der eine spezielle Regierungsbehörde beauftragt wurde. Nach einem entsprechenden Erlaß kam eine Vielzahl von Arbeitern auf die Baustellen der Stadt — meist aus dem Gouvernement Moskau. Wichtigster Industriezweig in Petersburg war der Schiffbau. Mit dem Schiffbau vertraute Zimmerleute wurden zu Beginn des 18. Jahrhunderts aus dem Küstenland im hohen Norden (Pomor'e) in die Stadt gebracht. Die besten Schiffbauer stammten von den Werften in Olonec und Archangel'sk. Arbeiter für Waffen- und Munitionsbetriebe aus Olonec und teilweise aus dem Moskau-Tulaer Industriegebiet,<sup>3</sup> aber auch Kaufleute, die zu dieser Zeit ein besteuertes Stand waren, sowie der Dienstadel siedelten zwangsweise nach Petersburg über. Bereits zum zehnten Jahrestag der Gründung der Stadt wurden bei einer Zählung viele Handwerker, Arbeiter und Kleinhändler registriert, die freiwillig nach Petersburg gekommen waren und sich dort eigenen Wohnraum geschaffen hatten.<sup>4</sup> Freiwillig kamen vor allem Mitglieder der höheren Schichten der Gesellschaft. Sie bildeten die Grundlage für die Wohnbevölkerung der neuen russischen Hauptstadt. Neben den ständig beschäftigten Arbeitern gab es in Petersburg viele Saisonarbeiter. In staatlichen Betrieben wurden unqualifizierte Tätigkeiten von den in den Gouvernements Petersburg und Archangel'sk registrierten, leibeigenen Bauern ausgeführt. Auf dem Bau und in privaten Betrie-

<sup>3</sup> Očerki istorii Leningrada (Abriß der Geschichte Leningrads). Bd. 1, Moskva/Leningrad 1955, S. 94-99; L.N. Semenova, Rabočie Peterburga v pervoj četverti XVIII v. (Die Arbeiter in Petersburg im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts). Leningrad 1977, S. 36-108; Istorija rabočich Leningrada (Die Geschichte der Arbeiter Leningrads). Bd. 1, Leningrad 1977, S. 13-31.

<sup>4</sup> Očerki (wie Anm. 2), S. 99.

ben arbeiteten auch, aber in vergleichsweise geringer Zahl, Staats- und Privatbauern als Lohnarbeiter. Saisonarbeiter aus den Gouvernements Novgorod, Jaroslavl' und Kostroma gingen auf den Bau; in den Fabriken arbeiteten Wanderarbeiter aus den Gebieten, in denen die entsprechenden Industriezweige bereits entwickelt waren (Gerber aus dem Gouvernement Olonec, Textilarbeiter aus dem Gouvernement Moskau und Mützenmacher aus den Gouvernements Kostroma und Jaroslavl' usw.).<sup>5</sup>

Die Regierung war bereits in den ersten Jahren nach der Gründung der Stadt um die Ansiedlung vieler Ausländer — Gelehrte, Ingenieure und Handwerker — bemüht. Das Land brauchte Fachleute in den Produktionszweigen, die entweder in Rußland überhaupt nicht entwickelt waren (z.B. die Uhrmacherei) oder die sich nur schwach herausgebildet hatten (z.B. der Schiffbau u.a.). Peter I. war bei der Durchsetzung seiner Reformen bestrebt, eine neue Lebensweise einzuführen, doch niemand im Lande konnte nach europäischem Vorbild Kleidung anfertigen, Geräte und Möbel herstellen. Der Mangel an ausländischen Fachkräften in Rußland äußerte sich auch im Zusammenhang mit der Leibeigenschaft der Bauern, die eine Bremse für die Entwicklung des Handwerks und des Handels darstellte.

Eine ungefähre Vorstellung über das zahlenmäßige Verhältnis von Russen und Ausländern in der Stadt zur Mitte des 18. Jahrhunderts vermittelt eine Analyse der vom Petersburger Generalpolizeimeister im Jahre 1750 festgehaltenen Daten. Das im Archiv aufbewahrte Verzeichnis wurde von G.E. Kočín veröffentlicht.<sup>6</sup> Es führte beide Geschlechter auf; insgesamt 74283 Personen. G.E. Kočín hat das Verzeichnis analysiert und teilweise Ergänzungen eingefügt.<sup>7</sup> Er stellt heraus, daß die Kinder von der Volkszählung ausgeschlossen wurden und somit die Zahl im Verzeichnis um 25-30% zu erhöhen wäre. Seiner Ansicht nach lebten im Jahre 1750 in Petersburg rund 96000 Menschen, davon 61% Männer und 39% Frauen. Kočín beschreibt die in der Liste einzeln aufgeführten Bevölkerungsgruppen, richtet jedoch kein gesondertes Augenmerk auf die Zahl der Ausländer in der Stadt. Wir werden uns etwas näher damit auseinandersetzen. Im Verzeichnis ist die Bevölkerung in „Russen“ und „Ausländer“ unterteilt, d.h. in „Anwohner“, „Zuwanderer“ und „Bedienstete“ in den Familien der Einheimischen. Gesondert aufgeführt sind „fremdländische Minister“. Eine Unterteilung ist nicht zu finden bei „Einwohnern mit Familie“ und „Bediensteten“ für „fremdländische Minister“. Die im Verzeichnis

---

<sup>5</sup> Semenova, Rabočie (wie Anm. 3), S. 36-108.

<sup>6</sup> Očerki (wie Anm. 3), S. 103.

<sup>7</sup> Ebenda, S. 103 f.

fehlenden Angaben über Ausländer geben Anlaß zu der Betrachtung, daß die beiden letzteren Bevölkerungsgruppen die russische Staatsangehörigkeit besaßen. „Einheimische“ definiert Kočin als „(...) freie, gleichberechtigte Bürger, Besitzer von Häusern und anderer Immobilien in der Stadt, Adlige, Beamte, Geistliche und Kaufleute, Gewerbetreibende, Handwerker, Besitzer von Handels- und Industriebetrieben sowie von Werkstätten u.ä.“. „Einwohner“ sind auch ständige Bewohner der Stadt, aber im Unterschied zu den Einheimischen „besitzen sie keine Immobilien und sind nicht Mitglied in einer städtischen Korporation (Zünfte, Gilden). Sie sind daher nicht gleichberechtigt, d.h. sie haben kein Recht, an den Wahlen für die Organe der städtischen Selbstverwaltung teilzunehmen“.<sup>8</sup>

Die nachstehende Tabelle wurde auf der Grundlage des Verzeichnisses erstellt.

**Tabelle 2: Zahlenmäßiges Verhältnis von Russen und Ausländern in Petersburg in der Mitte des 18. Jahrhunderts**

Bevölkerungsgruppen	Russen	Ausländer	insges.
Einheimische mit Familien	29 755	–	29 755
deren Bedienstete	13 231	410	13 641
Einwohner	17 301	2 650	20 011
Zuwanderer	8 201	2 435	10 636
„Fremdländische Minister“	–	9	9
deren Bedienstete	173	58	231
Insgesamt	68 721	5 562	74 283

Eine Zahl von 5 562 Ausländern bei 74 283 Einwohnern in der Hauptstadt entspricht einem Anteil von 7,5%.

Es muß jedoch unter Beachtung der Tatsache, daß die Kinder bei der Volkszählung nicht berücksichtigt wurden, eine kleine Korrektur vorgenommen werden. Das Verhältnis von Männern und Frauen unter Russen und Ausländern stimmt nicht überein. Es betrug bei den russischen Frauen 38%, bei den Ausländern 46%. Dies begründet die Annahme, daß bei den Ausländern auch die Kinderzahl höher war. Somit hätten die Ausländer in der Bevölkerung einen Anteil von mindestens 8% gehabt. Des weiteren vertritt Kočin die Ansicht, daß nur ein sehr kleiner Teil der im

<sup>8</sup> Ebenda, S. 103.

Verzeichnis aufgeführten „Zuwanderer“ Saisonarbeiter bzw. Kaufleute aus anderen Städten waren. Er glaubt, daß die „Zuwanderer“ zu zwei Drittel oder drei Viertel Arbeiter, Handwerker und Kleinhändler waren. Unter Einbeziehung der Saisonarbeiter (sie wurden erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die Bevölkerungszählungen regelmäßig erfolgten, erfaßt) betrug der Anteil der Ausländer weniger als 8%. Es ist deshalb wahrscheinlich davon auszugehen, daß um 1750 unter der Bevölkerung in Petersburg tatsächlich 6-8% Ausländer waren.

Im Jahre 1818 gab es (nach Angaben von A.I. Kopanev) bei einer Bevölkerungszahl von 386300 Einwohnern ungefähr 35000 Ausländer, d.h. 9%.<sup>9</sup> Kopanev hält übrigens die Angaben im Hinblick auf die Ausländer für zu hoch, denn man kann davon ausgehen, daß sich ihr Anteil von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1818 nicht verändert hat. Unbestritten ist, daß Johann Gottlieb Georgi mit 11-12% für das Ende des 18. Jahrhunderts eine zu hohe Zahl ansetzt.<sup>10</sup>

Bereits kurz nach der Gründung kamen die ersten Deutschen auf Einladung in die Stadt. Viele von ihnen waren Handwerker, Ingenieure und Gelehrte. Später kamen Geschäfts- und Kaufleute sowie Handwerker aus eigenem Antrieb, angezogen von den guten Verdienstmöglichkeiten. Im 18. Jahrhundert begann die Zuwanderung von Deutschen aus dem Ostseeraum, die dort seit dem Mittelalter siedelten. Ein Teil der Zuwanderer kehrte nach kurzer Zeit wieder in die alte Heimat zurück, aber viele blieben und paßten sich in den nachfolgenden Generationen größtenteils der russischen Lebensweise an.

Im 18. Jahrhundert begannen die Ansiedlungen deutscher Bauern in Rußland. Unmittelbar nach den Manifesten aus den Jahren 1762 und 1763 über die Anwerbung ausländischer Kolonisten in die Region entstanden die ersten deutschen Kolonien im Gouvernement Petersburg: Novo-Saratovskaja, Sredne-Rogatskaja, Ižorskaja und einige Kolonien in der Nähe von Jamburg. Die Ansiedlungen setzten sich bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts fort.

Im ersten Jahrzehnt nach der Gründung besaß die Stadt keine Straßenplanung; sie bestand aus einzelnen Siedlungen (Vorstädten), in denen Angehörige eines Berufsstandes oder einer bestimmten Behörde lebten. Dies spiegelte sich in Bezeichnungen wie Morskaja sloboda (Marinevorstadt), Litejnaja (Gießervorstadt), Kazač'ja (Dienervorstadt) u.a. wider.

<sup>9</sup> Ebenda, S. 507 f.

<sup>10</sup> I.G. Georgi, *Opisanie stoličnogo goroda Sankt-Peterburga* (Beschreibung der Hauptstadt St. Petersburg), St. Petersburg 1794, S. 166 (dt. J.G. Georgi, *Beschreibung St. Petersburgs*, Berlin 1790 u. 1792, Leipzig 1793).

In der Benennung einiger Vorstädte schlug sich die ethnische Zusammensetzung der neuen russischen Hauptstadt nieder. So gab es Vorstädte, die als „russische“ bezeichnet wurden. Dies bringt die ethnische Heterogenität zum Ausdruck; wären alle Siedlungen von Russen bewohnt gewesen, hätte eine derartige Bezeichnung keinen Sinn gehabt. Außerdem existierten in Petersburg zu verschiedenen Zeiten eine deutsche, französische und tatarische Vorstadt sowie finnische Dörfer. Die deutsche Vorstadt lag am linken Ufer der Neva, gegenüber der Peter-Pauls-Festung. Die Straße, ursprünglich Troickaja (Dreifaltigkeitsstraße) genannt, hieß einige Jahrzehnte in der Mitte des 18. Jahrhunderts „Deutsche Straße“. Während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfuhr die Unterbringung der Ausländer in Petersburg einige Veränderungen. Der Zarenhof, das Regierungszentrum, und damit auch hohe Würdenträger siedelten vom rechten Ufer der Neva auf das linke, in die ehemalige deutsche Vorstadt über. In der „Deutschen Straße“ wurden luxuriöse Villen gebaut; ein Anlaß, die Straße in „Millionaja“ umzubenennen. Die Ausländer mußten nach Süden hin, hinter den Fluß Mojka, Platz machen. Dort, auf dem Nevskij Prospekt und in den angrenzenden Straßen, konzentrierten sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch die ausländischen Kirchen, die deutsche lutherische Kirche, die deutsch-französische reformierte Kirche, die schwedische und die finnische Kirche.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fanden sich die Ausländer in neuen Vorstädten — am rechten Ufer der Neva auf der Vasilij-Insel und am linken Ufer in der ehemaligen Gießervorstadt (Litejnaja) südlich der deutschen Vorstadt — zusammen. Die Deutschen waren in dieser Periode unter den Ausländern zahlenmäßig am stärksten vertreten (im Unterschied zum Anfang des Jahrhunderts). Auf der Vasilij-Insel und in der Gießervorstadt (Litejnaja) wurden lutherische Kirchen — zuerst aus Holz und gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus Ziegel — gebaut. Diese Kirchen existieren noch heute.

Der Charakter der Stadt änderte sich mit der Zeit, die Vorstadtsiedlungen lösten sich auf und wurden durch Straßenanlagen ersetzt. Es änderten sich auch die Siedlungsformen der nichtrussischen Einwohner der Stadt, worüber an anderer Stelle gesprochen werden soll.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trat Rußland in eine neue geschichtliche Epoche ein. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern im Jahre 1861, dem stürmischen Eisenbahnbau gegen Ende des Jahrhunderts und mit der Entwicklung der Industrie ging eine wachsende Mobilität der Bevölkerung einher. In Petersburg stieg die Zahl der Bauern, die zeitweilig in der Stadt lebten, stark an. Die neuen Bedingungen kamen auch in der ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung zum Aus-

druck. In erster Linie ging der Anteil der Ausländer stark zurück. Gab es im 18. Jahrhundert im Hinblick auf die Gesamtbevölkerung 6-8% Ausländer in Petersburg, so waren es 1869 3,1%, 1890 2,4% und 1910 nur 1,2%. An der Schwelle zum 20. Jahrhundert besaßen die nichtrussischen Einwohner von Petersburg meist die russische Staatsangehörigkeit. Auch die ethnische Zusammensetzung der nichtrussischen Bevölkerung in der Hauptstadt veränderte sich.

Im Jahre 1869, als die erste Petersburger Volkszählung stattfand, hatten Deutsche, Finnen, Polen und Juden einen Anteil von einem Prozent an der Gesamtbevölkerung. Ab 1910 kamen Weißrussen, Esten und Letten hinzu. In dieser Zeit änderte sich das Verhältnis und der Anteil einzelner ethnischer Gruppen stark. Im Jahre 1869 überwogen Deutsche und Finnen, 1910 hingegen die Slaven. Der Anteil der russischsprachigen, aber nichtrussischen Bevölkerung nahm stark zu — hauptsächlich durch Weißrussen, Ukrainer, Juden und geringfügig auch durch andere Nationalitäten. Die nichtrussischen, aber russischsprachigen Einwohner und die Angehörigen slavischer Völker stellten 1910 gemeinsam 55% aller nicht-russischen Einwohner der Stadt (gegenüber 16% im Jahre 1869). Die Deutschen, Finnen und Schweden stellten 21% (gegenüber 62% im Jahre 1869). In Tabelle 3 ist die Bevölkerungszahl von Petersburg und ihre nationale Zusammensetzung im Zeitraum von 1869 bis 1910 aufgeführt. Der chronologische Rahmen der Tabelle entsteht dadurch, daß erst seit 1869 in Petersburg reguläre Volkszählungen durchgeführt wurden, die einen Vergleich zulassen.

Unter den Ausländern in Petersburg hatten die Deutschen die Mehrheit (Tabelle 4). Dies hatte mehrere Ursachen. Deutschland war lange politisch zersplittert. Die kleinen Staaten mit schwach entwickeltem Handel und Industrie konnten nicht allen Menschen im Lande Arbeit bieten. Auch die verhältnismäßige Nähe Deutschlands zu Petersburg war wichtig. Indirekt ist dies damit zu belegen, daß die Auswanderer größtenteils aus Norddeutschland kamen (87% im Jahre 1869). Auch die vorhandene Zwischenstation — das Baltikum mit seinen halbdeutschen Städten — spielte keine geringe Rolle. Die „Innungswanderung“ brachte die deutschen Handwerker ins Baltikum. Auf dem für die Balten traditionellen Weg kamen einige von ihnen nach Petersburg. Etwas später, als sich kapitalistische Strukturen herausbildeten, zeigten die deutschen Industriellen großes Interesse, ihr Kapital in Rußland anzulegen (im Unterschied zu den Unternehmern anderer Länder, die zu diesem Zweck ihre eigenen Kolonien nutzen konnten). Gründeten französische, englische oder belgische Unternehmer Betriebe in Rußland, so blieben sie doch meist im eigenen Land und schickten nur Verwalter bzw. betrauten hin und wieder auch einen Russen

Tabelle 3: Ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung von Petersburg 1869–1910

Ethnische Gruppen	1869		1881		1890		1900		1910	
	in Tausend	% an der Gesambevölkerung								
Russen	555,0	83,2	715,0	83,0	791,0	82,9	1184,0	82,2	1568,0	82,3
Weißrussen	3,0	0,4	7,0	0,8	13,0	1,4	42,0	2,9	70,0	3,7
Ukrainer	0,5	0,1	1,4	0,2	5,0	0,5	10,6	0,7	17,0	0,9
Juden	6,7	1,0	17,0	2,0	15,4	1,6	20,4	1,4	35,1	1,8
Esten	4,0	0,6	7,0	0,8	10,0	1,0	18,0	1,3	23,4	1,2
Letten	2,8	0,4	4,5	0,5	5,4	0,6	10,6	0,7	18,5	1,0
Finnen	18,0	2,7	20,0	2,3	19,0	2,0	21,0	1,4	18,0	0,9
Schweden	5,1	0,8	5,8	0,7	4,7	0,5	4,2	0,3	3,0	0,2
Polen	14,4	2,2	21,4	2,5	27,3	2,9	50,0	3,5	65,0	3,4
Litauer	0,6	0,1	0,8	0,1	2,1	0,2	7,8	0,5	11,5	0,6
Deutsche	45,6	6,8	48,7	5,8	47,0	4,9	50,3	3,5	47,4	2,5
Franzosen	3,1	0,5	3,2	0,4	2,9	0,3	3,7	0,3	3,7	0,2
Engländer	2,1	0,3	2,0	0,2	1,9	0,2	2,3	0,1	2,2	0,1
Tataren	2,0	0,3	2,7	0,3	3,5	0,4	5,8	0,4	7,3	0,4
Sonstige	4,2	0,6	4,5	0,5	6,1	0,6	11,7	0,8	17,8	1,1
Gesamtbevölkerung	667,2	100,0	861,3	100,0	954,4	100,0	1439,6	100,0	1905,6	100,0

Quelle: N.V. Jučnėva, *Ėtničėskij sostav i ėtnosocial'naja struktura naselenija Peterburga* (Die ethnische Zusammensetzung und die ethnosoziale Struktur der Bevölkerung in Petersburg). Leningrad 1984, S. 24.

Tabelle 4: Anteil der Ausländer in Petersburg (Prozentangabe in Klammern)

Staatszugehörigkeit	1869	1900	1910
Deutschland	12718 (60,2)	12010 (50,4)	10456 (45,7)
Frankreich	2199 (10,4)	2550 (10,7)	2683 (11,7)
Großbritannien	1709 (8,1)	2367 (9,9)	2260 (9,9)
Österreich-Ungarn	1079 (5,1)	1779 (7,5)	1923 (8,4)
Schweden und Norwegen	1269 (6,0)	1083 (4,5)	944 (4,1)
Schweiz	551 (2,6)	1235 (5,2)	1187 (5,2)
Italien	424 (2,0)	695 (2,9)	611 (2,7)
Sonstige	1183 (5,6)	2132 (8,9)	2845 (12,3)
Insgesamt	21132 (100,0)	23851 (100,0)	22909 (100,0)

Quelle: wie Tabelle 3, S. 27.

mit dieser Aufgabe. Die deutschen Unternehmer dagegen siedelten überwiegend mit zahlreichen technischen Hilfskräften nach Rußland über. Trotzdem sank die Zahl der Immigranten aus Deutschland ständig. Dies beruhte einerseits auf veränderten Bedingungen im Land (Entstehung des Deutschen Reiches, Entfaltung des Kapitalismus), andererseits auf einer zunehmenden Zahl an Emigranten in die USA.

Die Quote der Ausländer unter den Deutschen in Petersburg lag in der zweiten Hälfte des 19. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts bei 20-25%. Fast genau so viele Zuwanderer kamen aus dem Baltikum. Anfang des 20. Jahrhunderts erhöhte sich der Anteil der deutschen Bauern (Kolonisten) auf 14%; ungefähr die Hälfte waren gebürtige Petersburger. Die Zahl der Deutschen in Petersburg blieb während dieser Zeit konstant (44000-49000 Menschen), aber durch das Wachstum der Stadt sank ihr prozentualer Anteil von 6,8% im Jahre 1869 auf 2,5% im Jahre 1910.

Die ethnische Situation gestaltete sich für die Deutschen höherer und niederer sozialer Schichten (wie auch für andere ethnische Gruppen) unterschiedlich. In den höheren sozialen Schichten waren die Deutschen zweisprachig, sie beherrschten sowohl das Russische als auch das Deutsche gut. Zur Erhaltung der deutschen Sprache in diesen Schichten trug u. a. auch ihr Prestige bei, das sie bei den gebildeten Russen genoß. Gleichzeitig führte der Zugang zur russischen Kultur, ständiger multinationaler Austausch, der Besuch russischer Lehreinrichtungen (zumindest der Hochschulen) und die Schließung multinationaler Ehen dazu, daß sich unter den Deutschen, die zur höheren Schicht und zur Intelligenz gehörten, ein zwar nicht besonders schneller, aber ständiger Assimilierungspro-

zeß vollzog. National weitaus abgegrenzter lebten die deutschen Handwerker. In Petersburg gab es viele Handwerksbetriebe, in denen fast ausschließlich Deutsche beschäftigt waren. Seine freie Zeit verbrachte ein deutscher Handwerker zu Hause, in deutschen Bierstuben, im Deutschen Klub, in deutschen Zunftvereinen oder der deutschen Kirche. Er sprach zu Hause, in der Freizeit und während der Arbeit seine Muttersprache. In einem im Jahre 1874 erschienenen Buch heißt es, daß „es keine Seltenheit ist, heute in Petersburg unter den Einwohnern einen Deutschen zu treffen, der nicht zwei Worte russisch sprechen kann“.<sup>11</sup> Eine besondere Isolation kennzeichnete die Situation der Ausländer. In demselben Buch wird über ihre „eng zusammengeschlossenen, abgegrenzten Zirkel“ gesprochen.<sup>12</sup> Es ist jedoch anzumerken, daß die Deutschen von allen Ausländern am stärksten in das Petersburger Leben einbezogen waren.

Der Grad der sozial-ökonomischen Absorption der Deutschen in Petersburg war verhältnismäßig hoch (sie waren in allen sozialen Schichten und allen Berufen vertreten). Es gab aber auch von den Deutschen bevorzugte Beschäftigungsformen. Sie übten vor allem folgende Berufe aus: Bäcker, Wurstmacher, Bierbrauer, aber auch Uhrmacher und Metallarbeiter. Deutsche Bäckereien entstanden sofort nach der Gründung von Petersburg. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten die in der Bäckerzunft vereinten Deutschen die Brotproduktion in der russischen Hauptstadt fast monopolisiert. Die Produktion der Zunft war breit gefächert: Brötchen, Brot, Kalatsch<sup>13</sup>, Semmeln, Brezel, Kringel, Plätzchen, Törtchen und Teigwaren. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es in Petersburg auch russische Bäckereien, die man „Moskauer Bäckerstuben“ nannte. Doch noch im Jahre 1869 hatte ungefähr die Hälfte der Bäckerstuben deutsche Besitzer; ein Viertel aller Bäcker waren Deutsche. Dieser Unterschied entstand durch die im Vergleich zu den „Moskauer Bäckerstuben“ verhältnismäßig kleinen deutschen Bäckereien. Um 1900 ging der Anteil der deutschen Bäckereien zurück, neue Großbäckereien entstanden. Die Bäckerzunft, die Gesellenordnung, die Unterkünfte für die Gesellen und spezifisch deutsche Traditionen der Zunft blieben hingegen bestehen.<sup>14</sup>

<sup>11</sup> V.O. Michnevič, *Peterburg ves' na ladoni* (Ganz Petersburg auf der Handfläche). St. Petersburg 1874, S. 261.

<sup>12</sup> Ebenda, S. 264.

<sup>13</sup> Weißbrotsorte (Anm. d. Red.).

<sup>14</sup> B. Ivanov, *Professional'noe dviženie rabočich chlebopekarno-konditerskogo proizvodstva Petrograda i gubernii (1900–1917)* (Die berufliche Qualifizierung der Arbeiter der Bäckereien in Petrograd und dem Gouvernement <1900–1917>). Moskva 1920; B. Ivanov, *Po stupenjam bor'by* (Die Stufen des Kampfes). Moskva 1934.

Lange existierte die Gesellschaft deutscher Handwerker „Palme“. Im Reiseführer durch Petersburg vom Jahre 1886 heißt es, daß ihre Mitglieder „deutsche Handwerker sind, deren Ziel es ist, sich gegenseitig zu unterstützen. Des weiteren sorgt die Gesellschaft für alle Neuankömmlinge, sie stellt ihnen für die erste Zeit Wohnraum, Kleidung u.a. zur Verfügung. Abends treffen sich die Mitglieder in den Räumen der Gesellschaft zum Turnen, zum Dominospiel, zu Gesprächen oder um ein Bier zu trinken. Ab und an werden Vorlesungen zu einzelnen Wissensgebieten gehalten“.<sup>15</sup> Die Gesellschaft „Palme“ vereinte vor allem die Deutschen aus dem Baltikum.

Neben den rein deutschen Gesellschaften gab es auch gemischte. In den 1880er Jahren existierte ein Klub, der sich Erste St. Petersburger Öffentliche Versammlung (deutscher Klub) nannte. Die Mehrheit der Mitglieder dieses „deutschen“ Klubs waren Russen; die Juden waren zahlenmäßig an zweiter Stelle, und erst dann kamen die Deutschen.<sup>16</sup> Man verständigte sich im Klub auf russisch. Es sollte auch angemerkt werden, daß analog dazu ein russischer Klub existierte — die Russische Kaufmannsgesellschaft zur gegenseitigen Unterstützung (Klub der Kommis), deren Mitglieder kleinere Kaufleute, Kommis und Modistinnen waren.

In den Reihen der deutschen Intelligenz waren besonders die medizinischen Berufe stark vertreten; es gab viele Ärzte und Apotheker deutscher Nationalität. Die erste Gesellschaft der Mediziner in Petersburg war der im Jahre 1819 ins Leben gerufene „Deutsche Ärztliche Verein“. Von 1834 an existierte parallel dazu die „Gesellschaft russischer Ärzte in St. Petersburg“. An der Schwelle zum 20. Jahrhundert gab es in Petersburg insgesamt vier Ärztereinigungen; neben den oben genannten die Gesellschaft St. Petersburger Ärzte (die 1859 aus der Deutschen hervorgegangen war) und die St. Petersburger Ärzteversammlung. Anhand der Geschichte der Gesellschaft läßt sich verfolgen, wie sich in der Welt der Medizin der Übergang von nationaler Abgrenzung zu nationaler Annäherung vollzog. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es zwei Ärztegruppen — eine deutsche und eine russische. Entsprechend existierten zwei Gesellschaften, die ihren nationalen Charakter unterstrichen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstanden vorübergehend zwei weitere Gesellschaften. Die eine setzte sich überwiegend aus bereits russischsprechenden Deut-

---

<sup>15</sup> Putevoditel' po Peterburgu (Reiseführer durch Petersburg), hrsg. v. R.S. Popov. St. Petersburg 1886, S. 207. Zum deutschen Vereinswesen in St. Petersburg vgl. den Beitrag von Margarete Busch in diesem Heft, S. 29-61.

<sup>16</sup> Pamjatnaja knižka, opisanie i adresnye svedenija Peterburga (Erinnerungsband, Beschreibung und Adressen in Petersburg). St. Petersburg 1880, S. 159.

schen zusammen, die andere aus Ärzten unterschiedlichster Herkunft, die sich zu den Russen zählten. Nach ihrer Bezeichnung konnten diese Gesellschaften nicht ethnisch definiert werden.

Die Deutschen in Petersburg waren nicht in die fremdnationale Umgebung involviert, sie stellten eine besondere Gruppe dar. Ihre nationale Zusammengehörigkeit fand in einer Reihe religiöser, kultureller und gesellschaftlicher Organisationen ihren Ausdruck.

Die Existenz deutscher Schulen in der Stadt und eine entwickelte deutsche Presse trugen zur Erhaltung der Muttersprache über Generationen hinweg bei. Ab 1728 erschien täglich die „St. Petersburger Zeitung“; ab 1877 der „St. Petersburger Herold“. Auch deutsche Fachliteratur wurde für verschiedene Berufsgruppen veröffentlicht (z.B. eine medizinische und pharmazeutische Zeitschrift). Ein Musikjournal trug daneben dem spezifischen Interesse der Deutschen Rechnung.

Die Deutschen hatten eine besondere Liebe zur Musik, speziell zur Hausmusik und zum Gesang. Eine große Rolle in ihrem Leben spielten Laienmusikvereine. Es gab eine Vielzahl von Gesangsvereinen, z.B. die Singakademie, die St. Petersburger Liedertafel, den St. Petersburger Männergesangsverein und die Gesellschaft der Liebhaber des Kirchenchorgesangs. Viele Deutsche gehörten keinem der Vereine an, spielten aber in ihrer Freizeit verschiedene Musikinstrumente. Ein dafür charakteristisches Bild zeichnet Viktor Šklovskij in seinen Memoiren. Sein Großvater, ein Deutscher aus Lettland, war Gärtner im Smol'nyj Institut. Šklovskij erinnert sich an eine häufig wiederkehrende Begebenheit beim Besuch der Enkel: „Der Großvater setzte sich auf einen schweren harten Stuhl ans Harmonium, trat mit seinen großen Füßen in flachen, schwarzen Pantoffeln auf die zwei Blasebälge und sang, sich selbst begleitend, für uns in russischer Sprache.“<sup>17</sup>

Bei der Charakterisierung der Deutschen in Petersburg darf das von ihnen feierlich begangene Fest Johannes des Täufers nicht unerwähnt bleiben. Am 23. Juni, dem Vorabend des Johannistages, wurde auf der Krestovskij-Insel (Kreuzigungsinsel) ein Volksfest ausgerichtet. Lagerfeuer wurden angezündet, und auf dem kleinen Hügel vergnügte man sich die ganze Nacht. Nach altem deutschen Brauch befanden sich die Lagerfeuer auf den höher gelegenen Plätzen. Sowohl der Hügel als auch das Fest wurden „Kullerberg“ genannt. Der Brauch, sich „zum Kullerberg“ zu treffen,

<sup>17</sup> V. Šklovskij, *Žili-byli. Vospominanija, memuarnye zapisi. Povesti o vremeni s konca XIX v. po 1926 g.* (Es war einmal. Erinnerungen, Memoiren. Erzählungen über die Zeit vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1926). Moskva 1964, S. 22 f.

herrschte (nach Berichten aus dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts) seit jeher unter den Deutschen. Der in den 1860er Jahren bekannte Schriftsteller Ivan Gensler beschrieb dieses Fest eingehend.<sup>18</sup> Über den Höhepunkt des Festes, der mit dem Hügel direkt in Verbindung steht, heißt es bei ihm: „Dieser Hügel hatte eine Höhe von ungefähr drei Sažen<sup>19</sup>, und etwa 100 Menschen konnten dort oben Platz finden. Wahrscheinlich rollten die Deutschen früher, auf der Seite liegend, den Hügel hinunter, denn das Wort ‚kullern‘ hat genau diese Bedeutung. Jetzt nehmen sie einander bei der Hand, nachdem sie hinaufgestiegen sind — es muß unbedingt ein Paar sein, ein Kavalier mit seiner Dame —, und laufen hinunter.“<sup>20</sup> In den 1860er und 1870er Jahren nahmen nicht nur Deutsche an dem Fest teil, sondern auch das einfache russische Volk — Diener, Fabrikarbeiter u.a. Deutsche Straßenmusikanten und Sänger trugen ebenso wie der russische Petruška<sup>21</sup> zur Unterhaltung des Publikums bei. Es wurden deutsche und russische Volkslieder gesungen, Polka, Walzer und Quadrille getanzt.

Die ethnische Gruppe der Deutschen in Petersburg bekam im Laufe der Zeit im Unterschied zu anderen ethnischen Gruppen, die Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts größer wurden, immer weniger Zuwachs von außen. Die Zahl der nach Petersburg kommenden Ausländer sowie der Zuwanderer aus dem Baltikum ging zurück. Unter den Deutschen nahm der Anteil der in Petersburg Gebürtigen zu und begünstigte somit den Assimilierungsprozeß. Die Zahl der Vereine und Organisationen der Deutschen in Petersburg war zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Vergleich zur Mitte des 19. Jahrhunderts nicht größer als bei den anderen nationalen Gruppen, sondern etwas geringer.

Im 19. Jahrhundert wohnten die ethnischen Gruppen in Petersburg zerstreut, aber dies war keineswegs mit einer völlig einheitlichen ethnischen Verteilung gleichzusetzen, da sie sich mehr oder minder kompakt in bestimmten Bezirken konzentrierten. In allgemeinen Zügen läßt sich die ethnische Topographie der russischen Hauptstadt wie folgt charakterisieren: Im ersten Ring — im administrativen und kulturellen Zentrum — war eine mittlere Konzentration der nichtrussischen Bevölkerung zu verzeichnen. Im zweiten Ring gab es eine maximale Konzentration der nicht-russischen Bevölkerung (die Vasilij-Insel als Zentrum der Wissenschaft

<sup>18</sup> I. Gensler, Kullerberg, ili: Kak guljali peterburgskie nemcy (Der Kullerberg, oder: Die Feste der Petersburger Deutschen). St. Petersburg 1908; den Kullerberg erwähnt auch Michnevič, Peterburg (wie Anm. 11), S. 238 f.

<sup>19</sup> Altes russisches Längenmaß: 1 bis ca. 2,1 m (Anm. d. Red.).

<sup>20</sup> Gensler, Kullerberg (wie Anm. 17), S. 92.

<sup>21</sup> Der russische Kasper (Anm. d. Red.).

und des Außenhandels, der Nevskij Prospekt sowie das Kazaner Viertel als Zentrum für Handel und Gewerbe). Den dritten Ring, in dem vor allem Russen lebten, bildete das Handels- und Gewerbegebiet um die Sadovaja Straße (Gartenstraße) und die Arbeiteraußenbezirke.

Die soziale Komponente trat in der ethnischen Topographie offen zutage. Die Stadt war nicht nach ethnischen, sondern sozialen Merkmalen geteilt. Die ethnische Zusammensetzung der entsprechenden sozialen Gruppen prägte auch das ethnische Bild eines jeden Bezirks. Durch die Mehrheit der Russen in den unteren Gesellschaftsschichten, insbesondere in der Arbeiterklasse, war der homogen russische Charakter der Randgebiete vorgezeichnet. Der große Anteil der nichtrussischen Handwerker schlug sich in der Zusammensetzung der Bevölkerung des Handels- und Gewerbebezirks nieder. Die ethnische Bevölkerungsstruktur des aristokratischen Zentrums wurde durch die große Anzahl an (vorrangig russischem) Dienstpersonal und die Konzentration von Ausländern (einerseits Hauslehrer, andererseits an dem aristokratischen Geschmack orientierte Händler) bestimmt. In einigen Fällen schien die ethnische Topographie nicht nur vom sozialen Faktor abhängig zu sein. So war in der Handels- und Gewerbezone das Kazaner Viertel mit einem hohen Prozentsatz der nichtrussischen Bevölkerung scharf von dem Gebiet um die Sadovaja Straße, wo vorrangig Russen lebten, abgegrenzt. Doch letztlich liegt eine der Ursachen dafür darin, daß sich in der Sadovaja Straße alle großen Märkte der Hauptstadt befanden und sich in deren Nähe die Bauern konzentrierten. Auf eine ähnliche Ursache lassen sich die getrennten Wohnviertel russischer und ausländischer Kaufleute zurückführen. Die ausländischen Kaufleute, die überwiegend Außenhandel betrieben, wohnten im Westen der Stadt, in Hafennähe. Die auf den Binnenhandel spezialisierten russischen Kaufleute lebten im Osten der Stadt, in der Nähe des Moskauer Bahnhofs, der Petersburg mit Zentralrußland verband. Wenn man die Verteilung der ethnischen Gruppen genauer betrachtet, läßt sich ein Bestreben der Nationalitäten erkennen, gemeinsam zu arbeiten und zu wohnen. Trotzdem gingen die ethnischen Präferenzen nicht über den von bestimmten sozialen Schichten gesetzten Rahmen hinaus.

Für einen Vergleich des Ausmaßes ethnischer Bedingungen für das Wohnverhalten verschiedener Gruppen wurde eine Analyse ihrer Konzentration in den einzelnen Stadtbezirken durchgeführt. Sie ergab, daß die Franzosen, Engländer und Juden am engsten zusammenlebten; gefolgt von den Tataren, Finnen und Schweden. An dritter Stelle standen die Esten, Deutschen, Letten und Polen. Offenbar läßt sich ein Zusammenhang der ethnischen Bedingungen des Wohnverhaltens mit der ausländischen Staatsangehörigkeit (Franzosen, Engländer, Schweden), mit der

Lage der „Halbausländer“ (Finnen) und mit konfessionellen Unterschieden in der Mehrheit der Bevölkerung (Juden, Tataren) herstellen.<sup>22</sup>

Die Deutschen lebten vorrangig in den zentralen Bezirken der Stadt. An der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert gab es zwei von den Deutschen bevorzugte Wohngebiete — das Kazaner Handels- und Gewerbeviertel, in dem der Anteil der Deutschen um das Zwei- bis Dreifache höher lag als im übrigen Petersburg. Die Konzentration der Deutschen in diesem Viertel hatte ihre Ursachen darin, daß die meisten von ihnen Handwerksberufe ausübten. Auch im östlichen Zipfel der Vasilij-Insel, dem geistigen Zentrum, in dem sich die Universität, die Akademie der Wissenschaften und andere wissenschaftliche Einrichtungen befanden, siedelten doppelt so viele Deutsche wie in anderen Bezirken. Dies verdeutlicht den hohen Ausländeranteil unter den Lehrenden und den Wissenschaftlern. Ihr Einfluß ging jedoch beständig zurück, Anzahl und prozentualer Anteil der Deutschen auf der Vasilij-Insel sanken. Sie waren allmählich über die ganze Stadt verteilt. So lebte rund die Hälfte aller Petersburger Deutschen im Jahre 1869 in acht Stadtteilen, 1890 in 12 Stadtteilen und 1910 in 16 Stadtteilen.

Es vollzog sich ein schrittweiser Ausgleich der ethnosozialen Bevölkerungsstruktur. Die ethnisch hervorgerufene Intensität der Migration ging zurück, und die soziale Zusammensetzung der Migranten wurde homogener. Die Verteilung der ethnischen Gruppen auf die verschiedenen Teile der Stadt nahm einen immer stärkeren Grad der Streuung an. Dies könnte man als einen Wandel einschätzen, der zu einer größeren Homogenität führte. Aber in Wirklichkeit gestaltete sich die Sache nicht so einfach und keinesfalls deshalb, weil es zusätzliche Faktoren gab, die in eine entgegengesetzte Richtung wirkten. Die Kompliziertheit jener Erscheinung, die wir als ethnische Prozesse bezeichnen, besteht darin, daß dieselben Faktoren entgegengesetzte Wirkungen hervorrufen können. Einerseits trugen sie zum Ausgleich der ethnosozialen Struktur bei, andererseits verschärfen sie kulturelle und sprachliche Diskrepanzen. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Nationalitäten in der sozialen Bevölkerungsstruktur der Stadt wurden in erster Linie dadurch bewirkt, daß die nichtrussischen Migranten anfangs, als der größte Teil der russischen Migranten Bauern waren, aus den höheren und städtischen Schichten kamen. Infolgedessen hatte die Mehrheit der nichtrussischen Gruppen in Petersburg einen höheren sozialen Status als die Russen. Allmählich erweiterte sich der Kreis

---

<sup>22</sup> N.V. Jučnëva, *Ėtničeskij sostav i ėtno-social'naja struktura naselenija Peterburga* (Die ethnische Zusammensetzung und die ethnosoziale Struktur der Bevölkerung in Petersburg). Leningrad 1984, S. 111-115.

der nichtrussischen Migranten. In den Reihen aller Nationalitäten erschienen jetzt auch die Bauern, und ihre Zahl wuchs sehr rasch an. Sie befanden sich in der Stadt auf der niedrigsten Sprosse der sozialen Leiter. Dies alles führte zu einem langsamen Ausgleich der sozialen und beruflichen Struktur der Bevölkerung insgesamt. Aber diese neuen Migrantenwellen waren weit weniger zur Assimilierung bereit als die vorangegangenen, vor allem deshalb, weil der Bauernschaft eher zeitweilige Migrationsformen eigen sind, bei denen von einer Assimilierung überhaupt keine Rede sein kann. Die Stammbevölkerung, größtenteils gebürtige Petersburger, wurde immer homogener. Innerhalb dieses Bevölkerungsteils fand auch eine intensive sprachliche Assimilierung (bei den Esten, Polen, Juden, weniger bei den Deutschen) statt. Diejenigen hingegen, die nur zeitweilig in Petersburg lebten, bewahrten ihre ethnischen Besonderheiten. Der Anteil der nichtrussischen Einwohner unter ihnen nahm zu. Das Verhältnis von Stammbewohnern und zeitweiligen Einwohnern der Hauptstadt änderte sich zugunsten der letzteren (in den 1860er Jahren war dieses Verhältnis 2:1; zu Beginn des 20. Jahrhunderts dagegen 1:2). So war im Hinblick auf die Gesamtbevölkerung der Anteil der nichtrussischen Bevölkerungsgruppe, die ihre ethnischen Besonderheiten wahrte, verhältnismäßig hoch.

Der Charakter der ethnischen Situation in Petersburg war äußerst vielfältig. Eine Vielzahl von Faktoren spielte eine Rolle: die Größe der ethnischen Gruppe, ihre soziale Stellung, die Dauer ihres Aufenthaltes in der Stadt, das Verhältnis der zeitweiligen Einwohner zu den Stammeinwohnern, die Form der Ansiedlung, der Einfluß der staatlichen Rechtsprechung, die kulturelle, konfessionelle und sprachliche Nähe zu den Russen, die Entfaltung des ethnischen Selbstbewußtseins und das Ausmaß nationaler Spannungen, die Beziehungen der ethnischen Gruppen untereinander in der Stadt, die Bildungssprache und die Sprache im täglichen Umgang, das Vorhandensein oder Fehlen nationaler Organisationen in Petersburg, die Orientierung auf „Petersburger“ Interessen oder Interessen in der Heimat u.ä. Es läßt sich eine Reihe mehr oder weniger deutlicher Inhomogenitäten einzelner ethnischer Gruppen aufspüren: ein unzureichend entwickeltes ethnisches Selbstbewußtsein (z.B. bei den Weißrussen) oder ein stark entfaltetes Nationalbewußtsein, einhergehend mit übersteigerten nationalen Gefühlen (z.B. bei den Polen); eine große kulturelle, sprachliche und konfessionelle Nähe zu den Russen (z.B. bei den Weißrussen und Ukrainern) oder gravierende Unterschiede (z.B. bei den Finnen und Tataren); die Erhaltung der Muttersprache und vielfältige Möglichkeiten, diese Sprache in den Schulen vermittelt zu bekommen (z.B. bei den Deutschen), Erhaltung der Muttersprache ohne die Möglich-

keit, in ihr in Petersburg unterrichtet zu werden (z.B. Zweisprachigkeit bei den Polen und Juden) und der Übergang zu einer eng verwandten Sprache (z.B. Weißrussen). Unterschiede bestanden auch in den bereits lange Zeit existierenden zahlreichen verschiedenartigen nationalen Organisationen in Petersburg (z.B. der Deutschen), in den zu einem späteren Zeitpunkt entstandenen nationalen Organisationen (der Polen, Esten und Letten) und dem völligen Fehlen solcher Organisationen (bei den Weißrussen und Juden) sowie in einer starken Bindung an die Heimat und der Ausrichtung an ihren Interessen (bei den Polen, teilweise bei den Esten und bei den Letten) oder aber die Orientierung auf das Petersburger Leben (bei den Deutschen und Juden) usw.

Trotz der unterschiedlichen Situation der einzelnen ethnischen Gruppen gab es auch viel Gemeinsames: Alle lebten in einer russischen Stadt, an deren besondere Lebensweise es sich anzupassen galt. Die russische Sprache mußte erlernt werden, man mußte sich mehr oder weniger der russischen Kultur öffnen. Dies geschah in unterschiedlichem Maße: angefangen bei unbedeutenden kulturellen Gemeinsamkeiten, über Zweisprachigkeit, sprachliche Assimilierung bis hin zur völligen Eingliederung in die russische Bevölkerung. All diese Formen waren in den meisten ethnischen Gruppen anzutreffen, d.h. ein Teil bewahrte sein ethnisches Selbstbewußtsein, Sprache und Kultur, der andere unterlag dem starken kulturellen Einfluß der Russen und war zweisprachig, der dritte betrachtete Russisch bereits als Muttersprache, und der vierte hatte seine ursprüngliche ethnische Identität bereits verloren.

Die ethnische Situation der Deutschen in Petersburg war innerhalb der verschiedenen Gruppen nicht gleich. Ungefähr ein Drittel der Deutschen besaß eine ausländische Staatsangehörigkeit und assimilierte sich besonders langsam. Diese Deutschen waren auch im Vergleich zu Ausländern anderer Nationalitäten nur bedingt in das Petersburger Leben einbezogen. Teilweise lag dies daran, daß es in Petersburg viele deutsche Einwohner gab, die bereits in der Stadt geboren wurden. Die Deutschen hatten im Vergleich zu anderen Nationalitäten den größten Anteil an den Stammeinwohnern der Hauptstadt und an den Geburten; trotzdem vollzog sich der Assimilierungsprozeß nur langsam. Die Deutschen erhielten (einige Generationen hindurch) nicht nur ihr nationales Selbstbewußtsein, sondern dank deutscher Schulen, Vereine und der deutschen Presse auch ihre Muttersprache. Zugleich mit dem Prozeß der allmählichen Integration und der teilweisen Assimilierung der ethnischen Minderheiten übten sie auch einen Einfluß auf die Kultur der russischen Stammbevölkerung aus.

Mit welchen kulturellen Einflüssen sah man sich in der russischen Hauptstadt konfrontiert, was war für den Petersburger sichtbar? In den

Theatern traten Schauspieler verschiedener Nationalität auf, mehrere Sprachen waren zu hören. Neben russischen Theatern gab es Theater, in denen italienische, französische und deutsche Aufführungen stattfanden. Es gab viele Laienzirkel in der Stadt, vor allem gemischte, aber auch nationale Musik- und Gesangsvereine, z.B. die russische Gesellschaft der Balaika-Freunde, den Mandolinen- und Gitarrenzirkel. Daneben gab es einige deutsche, einen polnischen und einen schwedischen Musikverein sowie eine Vielzahl russischer Chöre und deutscher Gesangsvereine.

Die Konzerte der Laiengruppen, bei denen nationale Vorlieben im Repertoire und in der Art der Darbietung zum Ausdruck kamen, wurden von unterschiedlichen Nationalitäten gleichermaßen besucht. In Petersburg gab es außer orthodoxen Kirchen auch katholische, lutherische und reformierte Kirchen, eine armenische Kirche, eine Moschee, eine Synagoge und sogar einen buddhistischen Tempel. Es war nicht nur möglich, sondern sogar üblich, die interessantesten und schönsten Gottesdienste in den Kirchen anderer Glaubensrichtungen zu besuchen, und dies nicht nur unter den Anhängern des Christentums. Auch die Synagoge, die einen guten Chor hatte, wurde häufig besucht. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts versammelten sich dort an den großen Feiertagen viele Petersburger Christen.

Es gibt auch Beispiele für eine gemeinsame Gestaltung der Freizeit. So nahmen die Finnen beispielsweise als Kutscher am russischen Fastnachtstfest teil; den deutschen „Kullerberg“ feierten nicht nur Deutsche — er wurde zu einem Volksfest, von dessen Ursprung nurmehr wenige wußten.

Auch zwischen einzelnen nationalen Gruppen entstanden soziale Kontakte. So gab es in den 1880er Jahren in Petersburg einen Klub, in dem die kleineren Kaufleute, die Kommis und Modistinnen verschiedener Nationalitäten zusammenkamen. Die Anzahl solcher gemischter nationaler Klubs stieg in den darauffolgenden Jahren weiter an. Es existierten jedoch auch weiterhin rein nationale Vereinigungen.

Die Russen in Petersburg übernahmen einige Bräuche nationaler Minderheiten. Dadurch bildeten sich gewisse kulturelle Besonderheiten in der Petersburger Bevölkerung heraus. Besonders in der handwerklichen Produktion war eine große Einflußnahme fremder Kulturen zu spüren. Dank dieser Einflußnahme war Petersburg die einzige russische Stadt, in der es Handwerkszünfte gab. In Rußland gab es Zünfte nur in den Städten des Baltikums und in der westlichen Region. Unter den einzelnen Gewerben ist die stark von den Deutschen geprägte Bäckerzunft herauszustellen. Spürbar war der Einfluß nationaler Gruppen auf eine veränderte Ernährungsweise der russischen Bevölkerung. Dem deutschen Einfluß ist ein hoher Kaffeeverbrauch der Petersburger zuzuschreiben, und dies nicht

nur — wie allgemein in Rußland — in höheren sozialen Schichten, sondern auch in den mittleren und sogar in den niedrigen. Den Finnen ist es zu verdanken, daß in Petersburg Butter mehr als üblich konsumiert wurde. Einige nationale Bräuche wurden durch das Dienstpersonal, die Hauslehrer und die Erzieher vermittelt. Der Einfluß der deutschen Erzieher und Erzieherinnen äußerte sich beispielsweise darin, daß das Weihnachtsfest in Petersburg früher als in anderen Teilen Rußlands populär wurde.

Die Polykultur als Folge einer multinationalen Bevölkerung war keine individuelle Besonderheit von Petersburg. Es gab multikulturelle Städte im Baltikum, in der Ukraine und in Polen. In Westeuropa lassen sich in Österreich-Ungarn Analogien finden. Wien war — wie Petersburg — die Hauptstadt eines multinationalen Staates, in dem das Verhältnis der Einheimischen zu den nationalen Minderheiten gegen Ende des 19. Jahrhunderts dem Petersburger ähnlich war.<sup>23</sup>

Aus dem Russischen übersetzt von Diana Huster

---

<sup>23</sup> Vgl. N.V. Juchněva, *O roli mnogonacional'nych gorodov Central'noj i Vostočnoj Evropy v integracionnyh étničeskich processach (XVIII–XIX vv.)* (Über die Rolle der multinationalen Städte in Mittel- und Osteuropa bei den Integrationsprozessen <18.–19. Jahrhundert>), in: *U istokov formirovanija nacij v Central'noj i Jugo-Vostočnoj Evrope. Obščestvenno-kul'turnoe razvitie i genezis nacional'nogo samosoznanija* (Die Quellen der Herausbildung der Nationen in Mittel- und Südosteuropa. Gesellschaftlich-kulturelle Entwicklung und Genese des nationalen Selbstbewußtseins). Moskva 1984, S. 17–28.



## Das deutsche Vereinswesen in St. Petersburg vom 18. Jahrhundert bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges

von Margarete Busch

„Nachdem er (der Petersburger Deutsche; M.B.) die Einwohner kennengelernt hatte und in das neue Tätigkeitsfeld eingetreten war, akzeptierte er (...) als Sitten und Bräuche nur jene Umgangsregeln, nur jenes Handlungssystem, welches ihm durch die Vorfahren bereits vertraut war und welche ihnen zu Erfolg und Protektion gereicht hatten (...). So (...) reicherte sich sein Leben stetig mit allem an, was geradezu dem Zweck unabkömmlich schien, kein Russischer oder Russifizierter *Deutscher* zu werden. Er besuchte *seine eigenen* Kirchen; las Zeitungen in *seiner eigenen* Sprache; trat in *seine eigenen* Zünfte ein (...) heiratete eine Deutsche; (...). Zufällig, keineswegs bewußt, erlernte er einige — und keine von den besten — russische Wörter; mehr brauchte er anscheinend nicht zu wissen, denn die einen verstanden ihn und die anderen bemühten sich unentwegt darum, daß er sie verstünde; es bestand für ihn keinerlei Notwendigkeit davon Notiz zu nehmen, daß er in Rußland lebte (...)“<sup>1</sup>.

Dieses Zitat aus der Wochenschrift „Illjustracija“ im Jahre 1847 macht die Problematik deutlich, die mit dem Zusammenleben von Russen und Deutschen in St. Petersburg verbunden war. Die Verwunderung, wohl auch das Unverständnis von Russen über Absonderungstendenzen von seiten der deutschen Bevölkerung läßt die Schlußfolgerung zu, daß die soziale Integration der deutschen Minderheit unvollständig war. Der folgende Aufsatz will der Frage nachgehen, ob die These einer unvollständigen Integration bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges belegt werden kann.

Grundsätzlich kann die Zielsetzung von Vereinen nationaler Minderheiten im Hinblick auf deren Integration in eine fremdnationale Mehrheitsbevölkerung in zwei Richtungen wirken. Eine Möglichkeit besteht darin, daß die Vereine sich als integrationsfördernd erweisen, indem sie ihren Teil dazu beitragen, im gesellschaftlich-kulturellen Bereich eine Brücke zwischen den Nationalitäten zu schlagen. Eine andere, diametral entgegengesetzte Zielsetzung kann dagegen eine nationale Abschottung

---

<sup>1</sup> Peterburgskij nemeč. Fiziologičeskij očerk (Der Petersburger Deutsche. Eine physiologische Skizze), in: Illjustracija 3 (1847), č. 29, S. 67-71, hier S. 69. Druck im Original kursiv.

begünstigen, in dem Wunsch, Assimilierungstendenzen der nationalen Minderheit entgegenzuwirken. Der vorliegende Aufsatz untersucht, ob sich im deutschen hauptstädtischen Vereinswesen sowohl integrative als auch desintegrative Tendenzen nachweisen lassen. Es soll dabei die These belegt werden, daß in einer ersten Phase, die um die Jahrhundertwende auslief, integrative Tendenzen vorherrschten. In einer zweiten Phase, die bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges reichte, zeichneten sich dagegen verstärkt desintegrative Züge ab.

Die deutschen Einwanderer brachten Traditionen ihres heimatlichen Vereinswesens mit, die ihnen in der Fremde ein Stück Geborgenheit boten. Neben dem Wunsch nach Brauchtumpflege waren andere wichtige Motive für die Gründung eines Vereins das Bestreben nach Verbesserung sozialer Mißstände sowie in geistig-religiösen Belangen Anleitung zu erhalten. Bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert gab es erste Ansätze eines deutschen Vereinswesens, das als gesellschaftliche Erscheinung Russen eher fremd war. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigte sich die deutsche Vereinslandschaft derartig weit und vielfältig, daß man den Eindruck gewinnt, nahezu jeder Petersburger Deutsche sei Mitglied in wenigstens einem Verein gewesen. Die Entwicklung des deutschen Vereinswesens kann nicht in isolierter Betrachtung verstanden werden, sondern ist im Zusammenhang mit gesamtgesellschaftlichen Veränderungen zu sehen. Insbesondere die Nationalisierungstendenzen im deutschen Vereinswesen, die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert beobachtet werden konnten, sind eine Art Schutzreaktion von Deutschen auf die verstärkten Russifizierungsbemühungen der Regierung seit der Thronbesteigung Alexanders III. im Jahre 1881 gewesen.

Der Aufbau des Aufsatzes folgt im wesentlichen den unterschiedlichen Vereinstypen, um auf diese Weise einen Eindruck von der Vielfältigkeit des deutschen Vereinswesens zu geben. Zunächst beschäftigen wir uns mit kirchlichen Hilfsvereinen, wenden uns dann Hilfsvereinen, die keine enge Kirchenbindung besaßen, zu und behandeln in einem dritten Abschnitt Vereine, die sich den Interessen von bestimmten Gruppierungen innerhalb der deutschen Bevölkerung widmeten. Ein vierter Abschnitt untersucht dann Kultur- und Geselligkeitsvereine. Während die Teile eins bis vier der ersten Phase deutscher Vereinsentwicklung zuzurechnen sind, treten wir mit dem fünften Abschnitt in die zweite Phase ein. Im sechsten Abschnitt schließlich geht es um die konkreten Auswirkungen des Kriegsausbruchs für deutsche Vereine. Abschließend werden die wichtigsten Ergebnisse kurz zusammengefaßt.

## Karitas im Verein

Ein Großteil der deutschen Vereine war kirchlich gebunden, d.h. sie standen der evangelischen Kirche nahe, der über 90% der deutschsprachigen Bevölkerung Petersburgs angehörten.<sup>2</sup> Dieser rein karitative Vereinstyp entstand bereits Ende des 18. Jahrhunderts und breitete sich verstärkt um 1850 aus. Dem Engagement der Gemeindegeistlichen war es zu verdanken, daß sich innerhalb ihrer Gemeinden ein dauerhaftes Verantwortungsbewußtsein entwickelte. Dank des Einsatzes der evangelischen Geistlichen gingen die Deutschen früher als die russische Bevölkerung daran, ein eigenes, in seiner Vielfältigkeit und Umfassenheit beeindruckendes, soziales Netz aufzubauen.<sup>3</sup> Auch wenn Deutsche mehrheitlich zu den bessergestellten Schichten der Petersburger Gesellschaft gehörten, kannten auch sie soziale Notfälle, denen der russische Staat lange Zeit wenig Beachtung schenkte,<sup>4</sup> die jedoch von den deutschen Gemeinden als dringendes Anliegen empfunden wurden. Da die evangelischen Kirchen dank ihrer Diasporarolle im Mittelpunkt des deutschen Gesellschaftslebens standen, übernahmen die Gemeinden wie selbstverständlich die Aufgabe, bedürftigen Familien und Einzelpersonen in ihrer Mitte zu helfen.

Die Gründung des wohl ältesten deutschen kirchlichen Hilfsvereins erfolgte im Jahre 1788 bei der Petrigemeinde, die einen Verein für Krankenpflege ins Leben rief. Da die Gemeinden wuchsen und sich damit auch der Kreis hilfsbedürftiger Deutscher vergrößerte, entstanden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sogenannte Armenpflegervereine, die auch für die Verwaltung der immer zahlreicheren Wohlfahrtseinrichtungen der Gemeinden zuständig waren. Der erste deutsche Armenpflegerverein Petersburgs wurde im Jahre 1843 auf Initiative der Pastoren Frommann und Taubenheim bei der Petrigemeinde gegründet. Die Annengemeinde folgte diesem Beispiel im Jahre 1853 und richtete zudem im Jahre 1869 für ihre

<sup>2</sup> Im Jahre 1904 erwähnt die St. Petersburger Zeitung auch die Existenz von zwei deutschen katholischen Wohlfahrtsvereinen, die sich bei der polnischen St. Katharinenkirche konstituiert hatten. St. Petersburger Zeitung vom 17. April 1904, S. 6.

<sup>3</sup> Erst seit den 1860er Jahren wurden Wohltätigkeitsgesellschaften, die ihre Unabhängigkeit vom Staat bewahrten, zu einem gesamtgesellschaftlichen Phänomen in Rußland. Vgl. Handbuch der Geschichte Rußlands. Bd. 3, hrsg. v. Gottfried Schramm. Stuttgart 1983, S. 1402 f.

<sup>4</sup> Im Jahre 1891 lag der Anteil von wohltätigen Einrichtungen in Petersburg, die sich unter der Leitung nichtorthodoxer Kirchen und nichtrussischer Gesellschaften befanden, bei 11,6% aller Wohltätigkeitseinrichtungen. Mit 13,7% lag der Anteil der von der Stadt verwalteten Institutionen nur unwesentlich höher. Ju. Janson, Blagotvoritel'nost' v S.-Peterburge. Sbornik svedenij o blagotvoritel'nosti v S.-Peterburge (Wohltätigkeit in St. Petersburg. Sammelband der Mitteilungen über Wohltätigkeit in St. Petersburg). St. Petersburg 1891, S. 5.

weiblichen Gemeindemitglieder einen eigenen Armenpflegerinnenverein ein. An der Katharinenkirche wurde im Jahre 1855 dank der Initiative Pastor Bäckmanns ein Hilfsverein für Männer ins Leben gerufen. Im Jahre 1875 entstand hier parallel ein Verein für Frauen.<sup>5</sup>

Die Mitarbeit der Gemeindemitglieder entlastete die Geistlichen und war zugleich Ausdruck eines ausgeprägten Verantwortungsgefühls der evangelischen Deutschen für ihre Gemeinden. Dank der Möglichkeit zur aktiven Teilnahme am Gemeindeleben wurde der innere Zusammenhalt der Gemeinden, ohnehin durch die Diasporasituation relativ intensiv, zusätzlich verstärkt. Die mit gesellschaftlichem Prestige verbundene Mitarbeit insbesondere in der Leitung der gemeindlichen Wohlfahrtsvereine lag in den Händen angesehener Gemeindemitglieder. Untersucht man die soziale Zusammensetzung des Verwaltungskomitees des „St. Petri-Armenpflegervereins“ in den Jahren von 1852 bis 1872, so stellt man fest, daß von den 60 aufgeführten Personen etwa ein Drittel aus dem Adel stammte; bei vielen deutet der Name auf baltische Herkunft hin. Die übrigen Personen gehörten meist dem geistlichen Stand an, waren Kaufleute und Unternehmer.<sup>6</sup> Ähnlich differenzierte sich die soziale Herkunft der Mitglieder des Armenpflegervereins bei der Katharinenkirche. Vom Handwerker bis zum Adligen waren nahezu sämtliche Schichten vertreten: Handwerker, Künstler, ein Pastor, Kaufleute, Hof- und Staatsräte sowie hohe Militärpersonen.<sup>7</sup> In den gemeindlichen Wohltätigkeitsvereinen näherten sich die sozialen Schichten über eine alle verbindende Zielsetzung einander an. „Geistliche und weltliche Beisitzer, Gelehrte und praktische Geschäftsmänner, Beamte und Handwerker haben hier einerlei Aufgaben zu lösen (...) und haben Gelegenheit, sich von ständischen Vorurteilen zu befreien.“<sup>8</sup>

Neben konkreter materieller Hilfe war auch seelisch-geistlicher Zuspriech und Betreuung eine wichtige Zielsetzung der karitativen Vereine.

<sup>5</sup> Vgl. Die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Rußland. Eine historisch-statistische Darstellung. Bd. 1, St. Petersburg 1909, S. 5 u. 12; Bericht des Kirchenraths der deutschen evangelisch-lutherischen St. Katharinen-Gemeinde. St. Petersburg 1891, S. 7 f. Nach Erik Amburger, Geschichte des Protestantismus in Rußland. Stuttgart 1961, S. 167, entstand der erste Armenpflegerverein bei der Annenkirche.

<sup>6</sup> Vgl. Die St. Petri-Gemeinde. Zwei Jahrhunderte evangelischen Gemeindelebens in St. Petersburg 1710–1910. St. Petersburg 1910, S. 198.

<sup>7</sup> Bericht des allerhöchst bestätigten Vereins zur Unterstützung der Armen der St. Petri-Gemeinde. St. Petersburg 1894, S. 5; Bericht über die kirchliche Armenpflege in der deutschen evangelischen-lutherischen St. Katharinen-Gemeinde. St. Petersburg 1859, S. 5; vgl. auch Amburger, Protestantismus (wie Anm. 5), S. 157.

<sup>8</sup> St. Petersburger Korrespondenz, in: Baltische Monatsschrift 10 (1864), S. 161–180, hier S. 163.

Der wohl größte evangelische Verein, der sowohl Seelsorge als auch finanzielle Unterstützung leistete, war die 1875 gegründete „Evangelische Stadtmission“, die 1891 in „Evangelischer Verein für religiöse und sittliche Pflege der Protestanten in St. Petersburg“ (kurz „Evangelischer Verein“) umbenannt worden war.<sup>9</sup> Seine Hauptaufgabe sah der Verein in einer seelsorgerischen Tätigkeit, für die Sendboten eingesetzt wurden. Die Anlehnung an das Vorbild der in Deutschland praktizierten Seelsorge wird durch die anfängliche Ausbildung der Sendboten durch erfahrene Betreuer aus Deutschland deutlich. Die Laienseelsorger entlasteten die Pastoren mit Besuchen in Hospitälern, Altenheimen, Gefängnissen, dem sogenannten Magdalenium (Asyl für Prostituierte) sowie bei Soldaten und Matrosen, die man generell als moralisch besonders gefährdet betrachtete.<sup>10</sup> Die Mitarbeit von Laien an der geistlichen Betreuung der Gemeinden war eine kirchliche Modernisierung, die erst gegen den Widerstand der konservativen, in Dorpat ausgebildeten Theologen durchgesetzt werden konnte.<sup>11</sup> Als ein Resultat dieser verantwortlichen Tätigkeit des einzelnen innerhalb seiner Gemeinde konnte man auf eine Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls und damit letztlich auf eine zusätzliche Stabilisierung der evangelischen Gemeinden hoffen. Über die reine Seelsorge hinaus leitete der „Evangelische Verein“ die Verwaltung von insgesamt 19 Einrichtungen und Untervereinen.<sup>12</sup> Für die Verwaltung der einzelnen Einrichtungen standen einem acht- bis sechzehnköpfigen Hauptkomitee, bei dem wenigstens fünf Personen evangelische Geistliche sein sollten, Sonderkomitees zur Seite. Frauen waren ausdrücklich als aufpfe-

<sup>9</sup> Da man befürchtete, daß die mißverständliche russische Übersetzung „Evangeličeskaja gorodskaja missija“ („Evangelische Stadtmission“) den Ankauf des „Sareptage-meindehauses“ der aufgelösten Brüdergemeine gefährden könnte, erhielt der Verein einen neuen Namen. Theodor Jungblut, Die Gründung der evangelisch-lutherischen Kirchen in Rußland nebst einer Geschichte der Kirchen dieser Konfessionen in St. Petersburg. St. Petersburg 1855, S. 90 f.; vgl. auch Gesetz für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland. Riga 1898, Abs. 256, S. 19; Amburger, Protestantismus (wie Anm. 5), S. 168.

<sup>10</sup> Vgl. den Aufgabenbereich des Evangelischen Vereins. Bericht des Evangelischen Vereins für religiöse und sittliche Pflege der Protestanten in St. Petersburg. St. Petersburg 1905, S. 11; Die evangelisch-lutherischen Gemeinden (wie Anm. 5), S. 56; Wilhelm Kahle, Aufsätze zur Entwicklung der evangelischen Gemeinden in Rußland. Leiden/Köln 1962, S. 224 ff. (Oekumenische Studien. 4.).

<sup>11</sup> Kahle, Aufsätze (wie Anm. 10), S. 140 f.

<sup>12</sup> Vgl. Bericht des Evangelischen Vereins (wie Anm. 10), St. Petersburg 1900, S. 4 f.; 1903, S. 32; 1904, S. 11 f.; 1909, S. 10; 1912, S. 21 f.; Hermann Dalton, Lebenserinnerungen. Bd. 2, Berlin 1908, S. 99 ff. u. 103; St. Petersburger Herold vom 4. Oktober 1889, S. 2; St. Petersburger Evangelisches Sonntagsblatt vom 17. März 1896, S. 83; 29. April 1907, S. 130.

rungsbereite Sendboten und Mitglieder der Sonderkomitees erwünscht, im leitenden Hauptkomitee konnten sie jedoch nicht tätig werden.<sup>13</sup>

Im Unterschied zu den gemeindlichen Wohltätigkeitsvereinen, die die Bedürftigen innerhalb ihrer jeweiligen Gemeinde meist gekannt haben dürften, hatte es der „Evangelische Verein“ mit einem größeren Kreis von unbekanntenen Personen zu tun. So ist es wohl zu erklären, daß der Verein gegenüber der tatsächlichen Berechtigung des Bezugs von Hilfeleistungen stets Mißtrauen an den Tag legte. Vereinsgründer Pastor Dalton fand in seinen Lebenserinnerungen deutliche Worte, um die „Bettelei von Müßiggängern und Tagesdieben“ zu rügen.<sup>14</sup> Hier wirkte die protestantische Überzeugung mit hinein, daß jeder zu seinem Glück bzw. Unglück selber beiträgt. Grundsätzlich war die Hilfeleistung aller karitativen Vereine wohl konfessionsgebunden, Hinweise auf die Zurückweisung hilfsbedürftiger Personen nichtevangelischen Glaubens finden sich jedoch nicht, wie auch allem Anschein nach die Hilfeleistung unabhängig von der Nationalität der Bittsteller erfolgte.<sup>15</sup>

### Wohltätigkeitsvereine außerhalb der Kirche

Der erste Verein, der zur Vorbedingung für seine Hilfeleistung deutsche Herkunft, genauer gesagt, die deutsche Staatsangehörigkeit der Bittsteller machte, war der 1842 gegründete „Deutsche Wohltätigkeitsverein“. Die reichsdeutsche Bevölkerung im Petersburger Deutschtum fühlte sich offenbar von besonderen Notlagen bedrängt, die sie nicht ausreichend von den zahlreichen kirchlichen Vereinen berücksichtigt sah. Die anhaltende Einwanderung Deutschsprachiger und die sich verschlechternden Arbeitsmöglichkeiten insbesondere für neu zugewanderte Handwerker machten die Gründung des „Deutschen Wohltätigkeitsvereins“ durchaus sinnvoll. Der Jahresbericht des Vereins von 1867 führte die Not zahlreicher neuer Einwanderer vor Augen: „So konnte es nicht fehlen, daß ein

<sup>13</sup> Vgl. Bericht des Evangelischen Vereins (wie Anm. 10), St. Petersburg 1905, S. 11 f.; 1910, S. 10. Ein Verein mit ähnlicher Zielsetzung, der sich aber eher an Frauen wandte, war der St. Petersburger Samariter-Verein, gegründet 1897. St. Petersburger Samariter-Verein. St. Petersburg 1908, S. 6 ff.

<sup>14</sup> Dalton, Lebenserinnerungen (wie Anm. 12), S. 102 f.

<sup>15</sup> Vgl. zur Nutzung deutscher kirchlicher Hilfseinrichtungen durch Russen S. Dixon, *The Church's Social Role in St. Petersburg, 1880–1914*, in: *Church, Nation and State in Russia and Ukraine*, hrsg. v. G.A. Hosking. London 1991, S. 167–192, hier S. 174 ff.

bedeutender Theil der deutschen Auswanderer, nachdem alle seine Träume zu Schaum geworden, in das bitterste Elend verfiel.“<sup>16</sup>

Ähnlich wie die evangelischen gemeindlichen Wohltätigkeitsvereine wollte die reichsdeutsche Vereinigung in erster Linie bei sozialen Notständen Abhilfe schaffen. Daher bestand eine ihrer ersten Unternehmungen darin, nach dem Beispiel der älteren Vereine im Jahre 1844 einen Armenpflegerverein einzurichten.<sup>17</sup> Der Tätigkeitsradius des „Deutschen Wohltätigkeitsvereins“ erstreckte sich über finanzielle und materielle Unterstützung auch auf Arbeitsvermittlung, die Bereitstellung billiger Wohnungen, eigener Armen- und Erziehungshäuser (in den Jahren 1845 und 1846; im Jahre 1851 wurde ein Knabenasyl eingerichtet)<sup>18</sup>, die Besorgung von Aufenthaltsbescheinigungen für Unbemittelte und Unterstützung von Rückkehrwilligen in Richtung Deutschland. Vor allem auch durch die Finanzierung von Rückreisen war der Verein für notleidende Reichsdeutsche ein wichtiges Verbindungsglied zu Deutschland.<sup>19</sup>

Das Interesse der reichsdeutschen Bevölkerung an einer Unterstützung dieses Vereins war jedoch nicht allzu groß. Möglicherweise wirkte sich hier die relativ große Zahl kirchengebundener Wohltätigkeitsvereine hinderlich aus, bei denen sich bereits viele Reichsdeutsche engagierten. Seit Mitte der 1870er Jahre klagte die Gesellschaft wiederholt über zurückgehende Mitgliederzahlen. Allein von 1889 bis 1892 sank die Mitgliederzahl von 905 auf 813 Personen, dies bedeutete einen Rückgang von rund 10%.<sup>20</sup> Dank zahlreicher prominenter Sponsoren, zu denen neben dem Zarenhof auch verschiedene deutsche Fürstenhäuser gehörten, blieb die finanzielle Basis des Vereins jedoch zunächst weitgehend stabil.<sup>21</sup> Im Jahre 1881 wies

<sup>16</sup> Vgl. Bericht über die Tätigkeit des Deutschen Wohltätigkeitsvereins zu St. Petersburg während der 25 Jahre vom 1. December 1842 bis zum 1. December 1867. St. Petersburg 1867, S. 1. Die Ärzte Dr. Spieß und Dr. M. Meyer, die Barone von Seebach und A. von Stieglitz sowie G.Th. Schultze waren die Vereinsgründer. Ebenda, S. 9.

<sup>17</sup> Ähnlich wie beim Evangelischen Verein wurde auch hier die tatsächliche Bedürftigkeit von Hilfesuchenden überprüft. Ebenda, S. 12 ff. u. 16.

<sup>18</sup> Bericht über die Wirksamkeit des allerhöchst bestätigten Deutschen Wohltätigkeitsvereins. St. Petersburg 1881, S. 1; ebenda, 1885, S. 24.

<sup>19</sup> Seit 1852 war stets der jeweilige preußische Gesandte am Zarenhof, nach Gründung des Deutschen Reichs der jeweilige deutsche Botschafter, Vorsitzender des Vereins — der wohl deutlichste Hinweis auf die vergleichsweise enge Bindung des Vereins an Deutschland. Bericht über die Tätigkeit (wie Anm. 16), S. 9 u. 17; Bericht über die Wirksamkeit (wie Anm. 18), St. Petersburg 1871, S. 4. Die jährlichen Berichte sollten im Journal des Innenministeriums erscheinen. Vgl. die Statuten in: Ebenda, S. 6 f.; Ustav Germanskogo blagotvoritel'nogo obščestva v S.-Peterburge (Statuten des Deutschen Wohltätigkeitsvereins in St. Petersburg). St. Petersburg 1898, S. 1 u. 8 f.

<sup>20</sup> Vgl. Bericht über die Wirksamkeit (wie Anm. 18), St. Petersburg 1878, S. 3; St. Petersburg Herold vom 27. März 1892, S. 2.

<sup>21</sup> Vgl. Bericht über die Tätigkeit (wie Anm. 16), S. 15.

die Bilanz erstmals ein Minus auf, von dem sich der „Deutsche Wohltätigkeitsverein“, wohl auch weil er nun der Konkurrenz eines zweiten reichsdeutschen Vereins ausgesetzt war, nur schwer wieder erholte.<sup>22</sup>

Dieser Konkurrent war der 1886 offiziell bestätigte „Verein für die Angehörigen des Deutschen Reichs“, der erste Verein, der auf einer nationalen Grundlage basierte. Die Gründung des Deutschen Reichs ermunterte Petersburger Reichsdeutsche zur Einrichtung eines neuen Vereins. Es sollte aber noch rund 15 Jahre dauern, bis die Vereinsstatuten von den russischen Behörden genehmigt wurden.<sup>23</sup> Möglicherweise war der Umstand, daß in der Residenz bereits ein älterer reichsdeutscher Verein bestand und seit 1879 auch in Moskau ein Verein für Reichsdeutsche ins Leben gerufen worden war, hinderlich für die Erteilung der offiziellen Genehmigung gewesen. Der „Verein für die Angehörigen des Deutschen Reichs“ beabsichtigte die „Unterstützung der in St. Petersburg wohnhaften oder durchreisenden hilfsbedürftigen Reichsangehörigen“. Konkret bedeutete dies die Finanzierung von Rückreisen nach Deutschland, Schulgeldbeiträge, Unterhalt von Familien und Waisen, ein Frauenasyl, Beerdigungshilfen, Weihnachtsgeschenke, Unterstützung von deutschen Wohltätigkeitseinrichtungen u.a.m.

Dem neuen Verein wurde vom älteren „Deutschen Wohltätigkeitsverein“ als unerwünschtem Konkurrenten mit Mißtrauen begegnet. Die Vereinsgründung wirkte somit, ganz entgegen der eigentlichen Intention, eher desintegrierend innerhalb der reichsdeutschen Bevölkerung. Die Leitung des „Vereins für die Angehörigen des Deutschen Reichs“ sah sich genötigt, öffentlich klarzustellen, daß der „Verein für die Angehörigen des Deutschen Reichs“ keinesfalls beabsichtige, dem älteren Wohltätigkeitsverein den Boden zu entziehen.<sup>24</sup> Angesichts des ganz ähnlich abgesteckten Aufgabenfeldes mutet diese Beteuerung jedoch wenig glaubwürdig an. Tatsächlich hatte der „Deutsche Wohltätigkeitsverein“ seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ja auch in zunehmendem Maße mit zurückgehenden Mitgliederzahlen und finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Neben konkreter Hilfeleistung hatte der „Verein für die Angehörigen des Deutschen Reichs“ auch eine national motivierte Zielsetzung, wie die Sammlung aller Reichsdeutschen unter dem Dach des Vereins sowie die Förderung ihres Zusammenhaltes in Petersburg. Hier trat erstmals eine Samm-

<sup>22</sup> Bericht über die Wirksamkeit (wie Anm. 18), St. Petersburg 1878, S. 3 f.; 1887, S. 3 f.; 1901, S. 12; St. Petersburger Herold vom 4. April 1882, S. 2.

<sup>23</sup> Aufgrund des Mißtrauens der Regierung gegen gesellschaftliche Selbstorganisationen war es durchaus üblich, daß Vereine lange auf die offizielle Bestätigung ihrer Statuten warten mußten. Handbuch (wie Anm. 3), S. 1402 f.

<sup>24</sup> Vgl. St. Petersburger Herold vom 30. November 1885, Beiblatt.

lungsentention im deutschen Vereinswesen auf, die sich jedoch nur auf die reichsdeutsche Bevölkerung richtete.<sup>25</sup>

Um Mißtrauen von russischer Seite von vornherein den Wind aus den Segeln zu nehmen, bemühte sich der Verein erfolgreich, den Zaren als Schirmherrn zu gewinnen und so ein Zeichen der Loyalität gegenüber dem Zarentum zu setzen.<sup>26</sup> Eine weitere Demonstration seiner Loyalität war ein Aufruf an alle Reichsdeutschen für Spenden zugunsten der russischen Soldaten, den der Verein im Jahre 1904 während des russisch-japanischen Krieges veröffentlichte.<sup>27</sup> Auf Vereinsfesten betonten Redner wiederholt die Dankbarkeit der Reichsdeutschen für die russische Gastfreundschaft. In den Jahren vor Beginn des Ersten Weltkrieges wurde diese Dankbarkeit gegenüber Rußland allerdings immer stärker zugunsten einer nachdrücklichen Hinwendung zu Deutschland beiseite gedrängt. So sagte Festredner Riesenstahl auf einer Jubiläumsfeier des „Vereins für die Angehörigen des Deutschen Reichs“ im Jahre 1909: „Hier im fremden aber doch so befreundeten Russischen Staate geht es uns gut dank der Familien- und Freundschaftsbande, welche zwischen den beiden Herrschaftshäusern bestehen, und infolge einer weisen Diplomatie. (...) Wir dürfen aber nicht vergessen, daß wir Deutsche sind und bleiben und hierin muß uns der Gedanke an unser Vaterland bestärken. Dem Vaterland dienen durch Einigkeit, Wohltätigkeit, Zurückweisung aller Angriffe auf Deutsche im Ausland, und wenn wir das Leben unserer Heimat unentwegt verfolgen und aus der Ferne miterleben, und wenn wir dem deutschen Kaiserhaus unverbrüchlich Treue bewahren.“<sup>28</sup>

Die neue Hinwendung zu Deutschland kam auch darin zum Ausdruck, daß es den Vereinsmitgliedern ein wichtiges Anliegen war, das politische Geschehen im Deutschen Reich regelmäßig zu diskutieren. Auf diese Weise wurde das Gefühl vermittelt, trotz der geographischen Entfernung weiterhin an den Entwicklungen in Deutschland teilnehmen zu können. Insbesondere bei Kritik an Fürst Bismarck, dem ersten Ehrenmitglied des Vereins, schlugen die Wellen der Entrüstung hoch. So wurde beispielsweise auf einer Versammlung im Dezember des Jahres 1884, also noch vor der offiziellen Bestätigung des Vereins, der Beschluß des Reichstages, die von

<sup>25</sup> Die Statuten des Vereins in: St. Petersburger Herold vom 29. November 1885, S. 3.

<sup>26</sup> Der deutsche Kaiser hatte das Protektorat über den Moskauer reichsdeutschen Verein übernommen. Jahresbericht des St. Petersburger Vereins der Angehörigen des Deutschen Reiches zur Unterstützung hilfsbedürftiger Landsleute. St. Petersburg 1886, S. 4 f.

<sup>27</sup> Vgl. St. Petersburger Herold vom 22. Februar 1904, S. 6.

<sup>28</sup> Ebenda, vom 8. November 1909, S. 2 f.

Bismarck geforderte Einrichtung eines Direktorenpostens im Auswärtigen Amt mit einem Gehalt in Höhe von 20 000 Mark abzuschlagen, als „jämmerliche Nörgeleien und Kleinlichkeiten zum Schaden des deutschen Reichs und zur Schädigung des Ansehen Deutschlands im Ausland“ einstimmig abgelehnt.<sup>29</sup>

Der Anteil notleidender Reichsdeutscher scheint relativ groß gewesen zu sein. Gegen Ende der 1860er Jahre mußte der „Deutsche Wohltätigkeitsverein“ mit Hilfe von nur 500 bis 600 Mitgliedern rund 1 600 Bedürftige unterstützen. Die Petersburger Stadtzählung ermittelte im Jahre 1869 12 716 Reichsdeutsche. Demnach lag der Anteil hilfsbedürftiger Personen innerhalb der reichsdeutschen Bevölkerung bei 12,6% und war damit deutlich höher als beispielsweise in der evangelischen St. Petrigemeinde, bei der im Jahre 1889 nur etwa 3,3% aller Gemeindemitglieder als Gemeindearme galten.<sup>30</sup> Dennoch erscheint es nicht angebracht, von einer sich zuspitzenden sozialen Notlagensituation innerhalb der reichsdeutschen Bevölkerung zu sprechen, welche die Gründung eines neuen Hilfsvereines notwendig gemacht hätte. Entscheidender war vielmehr die vor allem im Mittelstand verbreitete Kritik an einer allzu großen Bereitwilligkeit des „Deutschen Wohltätigkeitsvereins“, jeden Zahlungswilligen unabhängig von seiner Herkunft oder Staatsangehörigkeit als Mitglied zuzulassen. Der „Verein für die Angehörigen des Deutschen Reichs“ achtete dementsprechend auf eine konsequentere Abgrenzung sowohl vom russischen Umfeld als auch von den übrigen deutschen Kreisen.

Potentielle Mitglieder waren alle volljährigen Reichsdeutschen, die im Amtsbezirk des St. Petersburger deutschen Konsulats wohnten. Die jährliche Mindestsumme für die Mitgliedschaft betrug einen symbolischen Rubel. Auf diese Weise hoffte man, möglichst viele Reichsdeutsche zum Beitritt zu bewegen. Das hoch gesteckte Ziel der Sammlung aller Reichsdeutschen konnte jedoch bei weitem nicht erreicht werden. Die Mitgliederzahl betrug 451 Personen im Jahr der Vereinsgründung 1886, d.h. nur ca. 3,4% aller Reichsdeutschen (berechnet auf die Zahl von 13 274 Reichsdeutschen im Jahre 1890). Bis zum Jahre 1905 verdoppelte sich die Zahl auf 913 Personen, d.h. 8-9% (berechnet auf den Mittelwert der reichsdeutschen Bevölkerung von 1900 und 1910). In den nachfolgenden Jahren ging dann die Mitgliederzahl um rund 10% auf nur noch 815 Personen im Jahre 1913 zurück. Nur knappe 10% der gesamten reichsdeutschen Bevölke-

<sup>29</sup> Ebenda, vom 12. Dezember 1884, S. 3.

<sup>30</sup> Vgl. Bericht über die Wirksamkeit (wie Anm. 18), St. Petersburg 1871, S. 3 f.; ebenda, 1890, S. 3; S.-Peterburg po perepisi 1869 g. (St. Petersburg nach der Stadtzählung aus dem Jahre 1869). Vyp. 1, St. Petersburg o.J., S. 119.

rung war dem neuen Verein bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges beigetreten.<sup>31</sup>

### Vereine und gruppenspezifische Interessen

Neben Vereinen, die eher einem breiteren Allgemeinwohl dienen wollten, gab es auch solche, die auf die Sonderinteressen kleinerer Gruppierungen innerhalb der deutschen Bevölkerung abzielten. Im wesentlichen kann man hier drei Typen unterscheiden: 1) Vereine, die geschlechtsspezifisch ausgerichtet waren, 2) solche, die für bestimmte Altersgruppen gegründet wurden, und 3) Vereine, die mit einem bestimmten Berufsstand gekoppelt waren. Nicht selten kann auch eine Mischform von Typ 1) und 2) beobachtet werden.

Die Sorge um das Fortbestehen der evangelischen Kirche in Rußland und das geistig-sittliche Niveau ihrer Gläubigen ließ die protestantischen Gemeinden einander näherrücken. Eine wesentliche Gefahr für die dauerhafte Existenz der Gemeinden sahen insbesondere die Pastoren in Mischehen zwischen Protestanten und Orthodoxen, da Kinder, die aus solchen Ehen hervorgingen, nach dem orthodoxen Ritus getauft werden mußten. Diese Kinder entfremdeten sich nicht selten dem deutschen Kulturkreis, vor allem wohl dann, wenn die Mutter Russin war. Da die Pastoren zudem junge Männer hinsichtlich ihrer Bereitwilligkeit zu Mischehen als besonders gefährdet einschätzten, richtete man seit den späten 1860er Jahren nach dem Vorbild in den deutschen Ländern „Evangelische Jünglingsvereine“ ein. Im „Generalverband der Evangelischen Jungmännervereine Rußlands“ erhielten die Petersburger Jünglingsvereine ihre Dachvereinigung.

Der erste deutsche Jünglingsverein der Residenz wurde im Jahre 1868 durch Pastor Findeisen von St. Petri gegründet. Der Verein organisierte unter anderem erbauliche Bibellesungen. Seit 1896 gelang es ihm sogar, mit den „Evangelischen Blättern für junge Männer in Rußland“ ein eigenes Vereinsblatt herauszugeben. Seit 1881 bestand innerhalb des Jünglingsvereins auch eine besondere Männerabteilung. Nach einigen Anfangsschwierigkeiten verdreifachte sich die Mitgliederzahl des Jünglingsvereins im Zeitraum von nur zwei Jahren (von 1885 bis 1887) von 40 auf 120 Personen. Ein zweiter Jünglingsverein wurde nach 1875 innerhalb

---

<sup>31</sup> Vgl. St. Petersburger Herold vom 4. Mai 1907, S. 2; St. Petersburger Zeitung vom 29. März 1913, S. 3; Jahresbericht (wie Anm. 26), St. Petersburg 1892, S. 18.

des „Evangelischen Vereins für religiöse und sittliche Pflege der Protestanten“ gegründet. Mit Hilfe von fast 20 verschiedenen Einrichtungen, die vom Männerchor bis zu Buchhalterkursen reichten, wollte man hier sogenannte „stille Evangelisationsarbeit“ leisten und kirchlich Entfremdete wieder in den Schoß der Gemeinde zurückführen.<sup>32</sup>

Auch für Mädchen und Frauen gab es spezielle Vereine, die jedoch weniger der Seelsorge als vielmehr praktischer Hilfeleistung dienten. So wurden Arbeitsaufträge an die Frauen weitergeleitet, für typische Frauenberufe ausgebildet oder Asyl für obdachlose Mädchen geboten. Eine eigentliche Seelsorge für Frauen gab es nicht, da wohl aufgrund der engen Bindung der Frauen an Haus und Familie Mischehen mit Orthodoxen seltener als bei den deutschen Männern vorkamen. Auf eine vergleichsweise schwächer ausgeprägte Bindung der Männer an die evangelische Kirche deutet ein handschriftlicher Vermerk in den Akten der Petrikerche über Ziel und Zweck des „Vereins christlicher junger Männer“ hin, der die ratlose Frage stellte: Wie bringen wir die Männer in die Kirche?<sup>33</sup> Neben dem „Evangelischen Verein zur Fürsorge von Mädchen“, der im Jahre 1884 gegründet wurde, gab es einen zweiten Frauenverein, den „Evangelischen Verein zum Schutz der Frau“.<sup>34</sup>

Ein zweiter Vereinstyp war altersspezifisch ausgerichtet. So gab es beispielsweise Schulhilfevereine, die sich bei den deutschen Kirchen- und Privatschulen konstituierten und dafür sorgten, daß Kindern aus mittellosen Familien eine angemessene Bildung zuteil wurde. Über ihre konkrete Hilfe hinaus trugen diese Vereine zur Wahrung deutscher Identität bei.

<sup>32</sup> Auf Anregung des Petersburger Jünglingsvereins gründete man 1876 in Reval, 1877 in Mitau und 1878 in Dorpat ähnliche Vereine. Weitere bestanden in Moskau, Riga, Lodz, Libau und Schemacha. St. Petersburger Herold vom 15. März 1887, Beiblatt; 10. April 1893, S. 2; St. Petersburger Evangelisches Sonntagsblatt vom 17. März 1896, S. 83; Jahresbericht des St. Petersburger Evangelischen Jünglings- und Männer-Vereins. St. Petersburg 1891, S. 4 f.; 1897, S. 6 ff. u. 11; 1902, Einbandrückseite; vgl. auch J. Schoop, Der St. Petersburger Evangelische Verein junger Männer (Jünglingsverein), in: Mitteilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche Rußlands 66 (1913), S. 115 ff. Im Jahre 1894 bestanden schließlich zwölf Evangelische Jünglingsvereine in Rußland. Brockhaus, 1894. Diese waren seit 1905 in dem Verband der Evangelischen Jünglingsvereine eingebettet. Amburger, Protestantismus (wie Anm. 5), S. 168.

<sup>33</sup> Schriftwechsel des Kirchenrates der St. Petrigemeinde. Rossijskij gosudarstvennyj istoričeskij archiv (Russisches Staatliches Historisches Archiv) (RGIA), Rep. 1016, Bd. 1/776, 1911–1917 gg., S. 123.

<sup>34</sup> Bericht des Evangelischen Vereins zum Schutz der Frau. Petrograd 1915, S. 6 f.; St. Petersburger Evangelisches Sonntagsblatt vom 17. März 1896, S. 83. Es werden hier vier Einrichtungen und ein Evangelischer Verein der Fürsorge für junge Mädchen erwähnt; vgl. die Statuten dieses Vereins: Ustav Evangeličeskogo obščestva popečeni-ja o devicah v g. S.-Peterburge (Statuten des Evangelischen Vereins für die Fürsorge für Mädchen). St. Petersburg 1913, S. 1 ff.

Ihre Mitglieder rekrutierten sich überwiegend aus ehemaligen Schülern der deutschen Schulen, die durch ihre Vereinstätigkeit den Kontakt zu ihren ehemaligen Bildungsanstalten aufrecht erhielten. Die Bindung an die deutsche Schule ging somit über die konkrete Schülergeneration hinaus.

Die Petrigemeinde übernahm die Vorreiterrolle, indem sie bereits im Jahre 1764 die Unterstützung mittelloser Schüler beschloß. Es handelte sich zunächst um eine eher lose Vereinigung, die erst seit 1818 feste Stipendien einrichtete und sich in den 1850er Jahren zum ordentlichen Verein entwickelte. In den Genuß solcher Unterstützungen kamen Kinder aus der gesamten Schülerschaft, also nicht nur solche deutscher Herkunft oder evangelischer Konfession.<sup>35</sup> Daraus resultierte jedoch bald, daß die Schulhilfevereine nicht allen Bitten um ganze oder teilweise Erlassung des Schulgeldes bzw. der kostenlosen Stellung der Unterrichtsmaterialien Folge leisten konnten.<sup>36</sup> Bei der Schule der reformierten Gemeinden entstand erst im Jahre 1894 ein Schulhilfeverein, dessen Mitglieder aus allen drei reformierten Gemeinden (Deutsche, Holländer und Franzosen) stammten. Der Grund für den verhältnismäßig späten Zeitpunkt dieser Vereinsgründung ist wohl in der Zersplitterung der reformierten Kirche zu suchen, die einen vereinsmäßigen Zusammenschluß erschwerte.<sup>37</sup>

Sowohl alters- als auch geschlechtsspezifisch ausgerichtet waren die Studentenverbindungen. Viele junge Deutsche immatrikulierten sich an der Universität Dorpat; aber auch an der Petersburger Universität studierten zahlreiche deutsche Studenten, die sich unter anderem in der Korporation „Nevania“, die seit 1847 bestand, zusammenschlossen. In den Statuten der „Nevania“ war festgelegt, daß grundsätzlich jeder Student, gleich welcher

<sup>35</sup> Die orthodoxe Kirche suchte ihre eigene Passivität im Bereich der Wohlfahrt damit zu rechtfertigen, daß sie behauptete, die Orthodoxie sei ein gesunder Organismus, der im Gegensatz zur protestantischen und katholischen Kirche wohltätige Einrichtungen nicht benötige. Hilfsbedürftige Personen, gerade auch Schüler, orthodoxer Konfession waren daher auf die Unterstützung insbesondere der zahlreichen deutschen protestantischen Einrichtungen angewiesen. Vgl. Dixon, *Role* (wie Anm. 15), S. 169.

<sup>36</sup> Bericht des allerhöchst bestätigten Vereins (wie Anm. 7), 1889, S. 1; „Die Erteilung von Unterstützungen geschieht ohne Unterschied der Konfession und des Standes“, in: *Ustav Obščestva vspomoščestvovanija nedostatočnym učenicam učilišča pri reformatskij cerkvach v S.-Peterburge* (Statuten des Vereins zur Hilfeleistung notleidender Schüler bei der Schule der reformierten Gemeinden in St. Petersburg). St. Petersburg 1892, S. 3 f.; vgl. auch *Ustav Obščestva vspomoščestvovanija nedostatočnym učenicam učilišča pri evangeličesko-ljuteranskoj cerkvi Sv. Ekateriny v S.-Peterburge* (Statuten des Vereins zur Hilfeleistung notleidender Schüler der evangelisch-lutherischen St. Katharinenschule in St. Petersburg). St. Petersburg 1896, Abs. 5 u. 6, S. 5.

<sup>37</sup> Vgl. Bericht des Vereins zur Unterstützung mittelloser Schüler der reformierten Gemeinden. St. Petersburg 1895, S. 14.

Konfession und Nationalität, eintreten könne. Tatsächlich aber war die Mehrheit der Mitglieder deutscher Abstammung, nur einige wenige waren Esten. Mit 71% stellten die deutschbaltischen Studenten die Mehrheit in der „Nevania“, mit großem Abstand gefolgt von gebürtigen Petersburgern. Das Abitur hatten jedoch noch 43,1% in der Residenz und 45% in den Ostseeprovinzen abgelegt. Mehrheitlich gehörten die Familien der Studenten der gebildeten Oberschicht an: Ärzte, Beamte und Lehrer (67,5%). Viele Deutschbalten kamen somit nach ihrem Abitur nach Petersburg, um dort ihr Studium zu absolvieren, berufliche Kontakte zu knüpfen und so eine möglichst gute Startposition für eine Karriere zu erhalten.<sup>38</sup>

Wenden wir uns nun dem dritten Vereinstyp zu, der an einen bestimmten Berufsstand gekoppelt war. Berufsständische Vereinigungen gab es in Beschäftigungszweigen sowohl der Mittel- als auch der Oberschicht. Im Mittelstand schloß man sich meist mit dem Ziel der sozialen Absicherung zusammen. Diese Vereinigungen besaßen daher oft den Charakter von Hilfskassen, wie die „Witwen- und Waisen-Casse der ausländischen Handwerker“, die „Hilfskasse der Buchdrucker“ und der „Diener-Verein für Hilfeleistung notleidender Dienender“.<sup>39</sup> Deutsche, die in der Industrie tätig waren, schlossen sich in dem „St. Petersburger Polytechnischen Verein“ zusammen, der im Jahre 1904 immerhin 337 Mitglieder zählte.<sup>40</sup>

Quellenmäßig am besten belegt sind die im 19. Jahrhundert entstandenen Vereinigungen eines Bildungsberufes, dem des Arztes. Mit rund 34% war der Anteil Deutschsprachiger an der gesamten Ärzteschaft Petersburgs im Jahre 1869 sehr hoch. Die Initiative zur Gründung der ersten Ärztevereinigung in Rußland überhaupt ging bereits im Jahre 1819 von elf Deutschen aus. Seit der Bestätigung der Vereinsstatuten am 29. Januar

<sup>38</sup> Vgl. *Deutsches Leben im alten St. Petersburg*, hrsg. v. Heinrich Pantenius u. Oskar Grosberg, Riga 1930, S. 172; Erich Hesse, *Album Nevanorum 1847–1908*. 2. Aufl., Dorpat 1909, S. 17–20.

<sup>39</sup> Vgl. Bilanz der Witwen- und Waisen-Casse der ausländischen Handwerker in St. Petersburg. St. Petersburg 1890; Pjatidesjatiletie suščestvovanija vspomogatel'noj kassy dlja tipografov, slovolitčikov, litografov, ksilografov i fotografov v S.-Peterburge (Fünfzigjähriges Bestehen der Hilfskasse der Typographen, Setzer, Lithographen, Xylographen und Photographen in St. Petersburg). St. Petersburg 1890; Ustav S.-Peterburgskaja služitel'skogo obščestva dlja vspomoženija nuždajuščimsja služitel'jam evangeličesko-ljuteranskogo ispovedanija (Statuten der St. Petersburger Gesellschaft für Hilfeleistung zugunsten notleidender Dienstleute evangelisch-lutherischer Konfession). St. Petersburg 1863; vgl. auch die Evangelische Anstalt für Dienstpersonal: Ustav Evangeličeskogo učreždenija dlja služanov v S.-Peterburge (Statuten der Evangelischen Anstalt für Dienstleute in St. Petersburg). St. Petersburg 1879.

<sup>40</sup> Vgl. Verzeichnis der Mitglieder des St. Petersburger Polytechnischen Vereins. St. Petersburg 1890; ebenda, 1904.

1826 nannte man sich „Deutscher Ärztlicher Verein zu St. Petersburg“. Im Gegensatz zu den berufsspezifischen Vereinen des Mittelstandes verfolgte der Ärzteverein nicht gegenseitige Hilfeleistung in Notfällen, sondern legte als seinen vornehmlichen Zweck die fachliche Weiterbildung fest: „Förderung der practischen Heilkunde und Bildung eines Mittelpunktes für collegialisches Zusammentreffen in St. Petersburg“. In seiner Rede während der zweiten Sitzung des Vereins hob Dr. Lerche, einer der Mitbegründer, die „freundschaftlich-collegiale Tendenz der Gesellschaft“ hervor. Durch den kollegialen Rat anderer Ärzte werde eine bessere Versorgung der Kranken gewährleistet. Auch auf andere, nicht dem Verein angehörende Ärzte, so hoffte Lerche, werde diese Gesellschaft positiv einwirken, so daß „sie (...) dieselben für die edlere Tendenz des ächten Arztes, in welchem sich wissenschaftliche Bildung mit Humanität und Rechtchaffenheit genau vereinen, gewinnen“ wird.<sup>41</sup> Hier kommt das ausgeprägte Selbstbewußtsein deutscher Ärzte, das auf einem gewissen Bildungsvorsprung basierte, zum Ausdruck.

Die Zahl der Mitglieder war zuerst auf 20, später auf 25 begrenzt.<sup>42</sup> Die Zugehörigkeit zur deutschen Nationalität war keine Eintrittsvoraussetzung (wichtiger für die Aufnahme eines Kandidaten war sein guter Leumund), und so finden sich unter den Mitgliedern des Vereins auch einige namhafte Russen wie der bekannte Chirurg N.J. Pirogov (1810–1881) und der Akademiker V.J. Koslov. Der jährliche Mitgliedsbeitrag belief sich immerhin auf 15 Rubel.<sup>43</sup> Jedes Mitglied war verpflichtet, wenigstens einen wissenschaftlichen Aufsatz im Jahr zu veröffentlichen, die von 1821 bis 1854 in acht Bänden als „Vermischte Abhandlungen aus dem Gebiete der Heilkunde“ gedruckt wurden. Der Sitzungssaal des Vereins war im Gebäude der städtischen Augenheilanstalt untergebracht, deren Direktor stets gleichzeitig Vorsitzender des Vereins war. Der Verein traf sich zunächst zweimal, später nur noch einmal im Monat. Da seine Mitglieder meist gehobene Führungspositionen innehatten, wurde die Gesellschaft

<sup>41</sup> Vgl. N.V. Juchněva, *Ėtničeskij sostav i ėtnosocial'naja struktura naselenija Peterburga* (Ethnische Zusammensetzung und ethnosoziale Struktur der Bevölkerung Petersburgs). Leningrad 1984, S. 71 f. u. 78; *Vermischte Abhandlungen aus dem Gebiete der Heilkunde*. St. Petersburg 1842, S. 4 u. 8 f.; *St. Petersburger Zeitung* vom 10. Februar 1894, S. 1.

<sup>42</sup> Ernst Blessig, *Aus dem Leben der deutschen Ärztekreise*, in: *Deutsches Leben* (wie Anm. 38), S. 114–127, hier S. 115 (Blessig gibt als Mitgliederzahlen erst 15, später 25 an); A.I. Belaiev, G.G. Frantz, *Institutions médicales de St. Pétersbourg*. St. Petersburg 1897, S. 371 f.

<sup>43</sup> Zum Vergleich: Um die Jahrhundertwende lag der tägliche Lohn eines Petersburger Arbeiters durchschnittlich bei einem Rubel. A. Rykačev, *Ceny na chleb i na trud v S.-Peterburge za 58 let* (Preise für Brot und Arbeit in St. Petersburg seit 58 Jahren), in: *Vestnik finansov, promyšlennosti i trgovli* (1911), Nr. 31, S. 200–206, hier S. 202.

auch scherzhaft „Exzellenzen-Verein“ oder, nach seinem traditionellen Versammlungstag, „Montagsverein“ genannt.<sup>44</sup>

Wegen der ungewöhnlich niedrigen Mitgliederzahl und der elitären Abschottung des Vereins erhielten viele Ärzte keinen Zutritt zu dieser Gesellschaft. Dies schuf die Voraussetzung für eine Initiative von 54 deutschen Ärzten, die im Jahre 1859 eine zweite Ärztevereinigung, den „Verein St. Petersburger Ärzte“ gründeten.<sup>45</sup> Nach ihrem Sitzungstag verlieh man der jungen Gesellschaft den Beinamen „Dienstagsverein“. Dank seiner großzügigeren Eintrittsbestimmungen umfaßte der jüngere Verein nicht selten über 100 Personen. Angesichts einer Gesamtzahl von etwa 348 deutschsprachigen Ärzten im Jahre 1869 war damit rund ein Drittel von ihnen berufsständisch organisiert.<sup>46</sup> Dank der guten Kontakte beider Vereine zueinander traten zahlreiche Mitglieder des älteren Vereins in den „Verein St. Petersburger Ärzte“ ein.<sup>47</sup> In erster Linie nahm sich die neue Gesellschaft jüngerer, noch nicht etablierter Ärzte an und schuf damit ein Gegengewicht zum „Exzellenzen-Verein“. Auch ihr erklärtes Ziel war die fachliche Weiterbildung der Mitglieder durch medizinwissenschaftliche Vorträge und Diskussionen. Ihren Sitzungssaal hatte sie seit September 1877 in der Aula der St. Petri-Schule.<sup>48</sup>

<sup>44</sup> Den Titel „Exzellenz“ erhielt man erst ab dem vierten Rang. St. Petersburger Zeitung vom 10. Februar 1894, S. 1; Erik Amburger, *Deutsche in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Rußlands. Die Familie Amburger in St. Petersburg 1770–1920*. Wiesbaden 1986, S. 161 (Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts München. Reihe Geschichte. 54.); *Vermischte Abhandlungen* (wie Anm. 41), St. Petersburg 1849, S. 5 f.; Clemens Friedrich Meyer von Waldeck, *Geistiges Leben der St. Petersburger Deutschen*, in: *Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart* 17 (1881), H. 7, S. 219–243, hier S. 225.

<sup>45</sup> Zwei weitere, hauptsächlich von Deutschen besuchte medizinische Vereinigungen waren der kleine Zirkel „Die Uhr“, der aus zwölf Mitgliedern bestand, und ein anderer, namentlich nicht genannter Verein, der von dem Arzt Friedrich Hinze gegründet wurde und nur aus sieben Personen bestand. Meyer von Waldeck, *Leben* (wie Anm. 44), S. 226. Die Sitzungsprotokolle beider Vereine wurden seit 1861 in der von dem Revaler Dr. Georg Krich (1830–1910) gegründeten *St. Petersburger Medizinischen Zeitschrift* (Nachfolgeorgan der *Medizinischen Zeitung Rußlands*) und ab 1876 in deren Nachfolgerin *St. Petersburger medizinische Wochenschrift* veröffentlicht. Blessig, *Leben* (wie Anm. 42), S. 123–127.

<sup>46</sup> S.-Peterburg po perepisi 15 dekabrja 1869 g. (St. Petersburg nach der Stadtzählung vom 15. Dezember 1869). Vyp. 3, St. Petersburg 1872, S. 180–183.

<sup>47</sup> Festsitzung des Vereins St. Petersburger Ärzte. Zur Feier des 50jährigen Jubiläums. St. Petersburg 1910, S. 20 f.

<sup>48</sup> Vgl. Bericht über die 25jährige Thätigkeit des Vereins St. Petersburger Ärzte 1859–1884, hrsg. v. O. Petersen, V. Hinze. St. Petersburg 1884, S. 18. Der Verein eröffnete kurze Zeit nach seiner Gründung eine Sektion für Neuropathologie und Psychiatrie, die sich bald verselbständigte. Eine weitere, kleine Sektion für Gynäkologie blieb im Hauptverein integriert. Ebenda, S. 148 f.; vgl. zur Vereinsgeschichte ebenda, S. 1 ff.; Blessig, *Leben* (wie Anm. 42), S. 116; Amburger, *Deutsche* (wie Anm. 44), S. 161 f.; vgl. zu den beiden Vereinen auch die teilweise fehlerhafte Darstellung bei Juchněva, *Sostav* (wie Anm. 41), S. 187 f.

Obschon sich die beiden deutschen Ärztevereine grundsätzlich nicht von russischen Kollegen abschließen wollten, war ihr Erscheinungsbild doch unzweifelhaft durch Deutsche geprägt. Nach Absatz 4 der Vereinsstatuten von 1859 konnte jeder Arzt, der in Petersburg oder Umgebung seinen festen Wohnsitz hatte, dem Verein beitreten. Zwar lassen sich unter den Ehrenmitgliedern beider Vereine einige bekannte russische Ärzte wie Pirogov und eine Handvoll weiterer Russen finden, aber an der vornehmlich deutsch geprägten Mitgliederschaft änderte dies wenig. Bis zum Jahre 1884 waren lediglich 6,6% der Mitglieder ihrem Namen nach offenbar Russen (17 von 255). Ihr Anteil sank bis zum Jahre 1909 auf 4,7% (20 von 423). Alle anderen waren, bis auf einige polnische Ärzte, deutscher Herkunft.<sup>49</sup>

Der Sekretär des „Vereins St. Petersburger Ärzte“, Dr. A. Ucke, betonte denn auch auf der Feier des 50jährigen Jubiläums den Einfluß deutscher Kultur auf die Gesellschaft, wobei er die geringe Vertretung von Russen im Ärzteverein als zufälliges Resultat historischer Entwicklung verharmloste: „Aber unser Verein, der keinen Unterschied von Sprache und Nationalität, die Wissenschaft aber nur als internationales Gut kennt, hat sich durch den Zufall des historischen Werdens zu einem Centrum der deutschen medicinischen Cultur in unserer Hauptstadt entwickelt und aus naheliegenden Gründen stets enge Beziehungen zu den deutschen Provinzen unseres Vaterlandes und zur einstigen Pflanzstätte der deutschen ärztlichen Berufsarbeit, zum alten Dorpat gepflegt.“<sup>50</sup> Die Verantwortung des Vereins für den Graben, der deutsche und russische Ärzte im Vereinswesen trennte, wurde von Ucke ignoriert. Der starke Einfluß des deutschen Kulturbereichs in beiden Ärztevereinen war aber durchaus mitschuldig daran, daß so wenig Russen Interesse zeigten, ihnen beizutreten.

Die Abgrenzung zwischen deutschen und russischen Ärzten in Petersburg, wie sie sich im Vereinswesen abzeichnete, deutet auf eine grundsätzliche Distanz zwischen Deutschen und Russen innerhalb der Ärzteschaft hin. Das Gros der Ärzte war unzufrieden über die geringe gesellschaftliche Anerkennung, die ihnen ihre Tätigkeit einbrachte, sowie über ihre Abhängigkeit vom Staat.<sup>51</sup> Auf der Suche nach einer befriedigenden sozia-

<sup>49</sup> Bericht (wie Anm. 48), S. 172-178; Biographisches Album des Vereins St. Petersburger Ärzte 1859-1909. St. Petersburg 1909, S. III-IX.

<sup>50</sup> Ebenda, S. 16 f.

<sup>51</sup> Die mangelnde soziale Achtung der ärztlichen Tätigkeit spiegelt sich darin wider, daß die Petersburger Stadtzählung aus dem Jahre 1864 die Ärzte gemeinsam mit den Handwerkern zu einer Gruppe zusammenfaßte. Sanktpeterburg. Issledovanija po

len Identität entwickelten die russischen Ärzte ein berufliches Selbstverständnis, das vom Ideal des „Dienstes für die Gesellschaft“ beseelt war. Dies war jedoch der Ausbildung einer eigenen berufsständischen Vertretung zugunsten einer stärkeren Unabhängigkeit der Ärzteschaft vom Staat eher hinderlich. Professionalisierung wurde lange Zeit nicht angestrebt, da konkrete Forderungen an die Regierung nicht zum Selbstverständnis des uneigennütigen Dieners der Gesellschaft paßten.<sup>52</sup>

Deutsche Ärzte, die oft wenigstens einen Teil ihres Studiums im Ausland verbracht hatten, maßen sich dagegen stärker am sozialen Status der westeuropäischen Ärzteschaft und betrachteten sich weniger als entsagungsbereite Diener der Gesellschaft, zumal sie ohnehin eher zu den bessergestellten Schichten der Ärzteschaft gehörten. Vereinzelte Bemühungen um berufliche Autonomie aller Ärzte in Rußland wie die des deutschen Arztes O.V. Petersen auf dem ersten Kongreß der Pirogov-Gesellschaft (anfangs „Moskau-St. Petersburger Medizinische Gesellschaft“) waren vergeblich. Petersen trat für die Organisation aller Ärzte im Russischen Reich ein, da dies seiner Meinung nach der einzige Weg sei, um den sozialen Status und die materielle Basis westeuropäischer Ärzte zu erreichen. Die Uneinigkeit der russischen Ärzteschaft in dieser Frage, nicht zuletzt begünstigt durch die heterogene soziale Zusammensetzung dieses Berufsstandes, verhinderte jedoch die Realisierung einer einheitlichen berufsständischen Vertretung.<sup>53</sup>

## Kultur und Geselligkeit im Verein

Die erste Einwanderungsgeneration löst sich in der Regel nur schwer von den kulturellen Traditionen des Herkunftslandes. Bereits im 18. Jahrhundert setzte die deutsche Bevölkerung Petersburgs daher ihr Bedürfnis

---

istorii, topografii i statistike stolicy (St. Petersburg. Forschungen zur Geschichte, Topographie und Statistik der Hauptstadt). T. 1, Moskau 1868, S. 115 f.; Nancy Mandelker Frieden, *Russian Physicians in an Era of Reform and Revolution, 1856–1905*. Princeton 1981, S. 40.

<sup>52</sup> Frieden, *Physicians* (wie Anm. 51), S. 109; Rudolf Mummenthaler, „Keiner lebt in Armuth!“ Schweizer Ärzte im Zarenreich. Zürich 1991, S. 51 f.; vgl. zu den Bemühungen der St. Petersburger gegenseitigen Hilfsgesellschaft seit 1890 J.F. Hutchinson, *Politics and Public Health in Revolutionary Russia, 1890–1919*. Baltimore/London 1990, S. 38–43.

<sup>53</sup> J.F. Hutchinson, *Society, Corporation or Union? Russian Physicians and the Struggle for Professional Unity (1890–1913)*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 30 (1982), S. 37–53, hier S. 40 f. u. 52 f.; vgl. zum Einfluß der Pirogov-Gesellschaft auf die Ausbildung eines Ärztestandes Frieden, *Physicians* (wie Anm. 51), S. 118–122 u. 231–263; Hutchinson, *Politics* (wie Anm. 52), S. 42 f.

nach Brauchtumpflege und geselliger Unterhaltung in der Muttersprache in die Gründung von Geselligkeitsvereinen und Klubs um, wobei meist leichtere Unterhaltung einem intellektuelleren Bildungsanspruch vorgezogen wurde. Tanz- und Gesangsvereine beherrschten die Vereinslandschaft. Lediglich vereinzelt sind Informationen über deutsche Bildungsvereine erhalten. So gründete man beispielsweise in den 1860er Jahren eine „Gesellschaft für wissenschaftliche Unterhaltung“, die meist nur in den Wintermonaten Diskussionen über intellektuelle Themen aktueller oder historischer Art organisierte.<sup>54</sup>

Eine Art Zwitterverein zwischen Hilfsvereinigung und Geselligkeitsverein war die „Palme“, eine mittelständische Vereinigung, die zudem Züge einer religiös-sittlichen Zielsetzung trug. Die im Jahre 1863 ins Leben gerufene „Palme“ war anfangs nur auf die Schicht der Handwerksgehilfen ausgerichtet. Ihr Kern bestand aus einem Gesellenhaus, das auf Initiative des damaligen Pastors an der estnischen Jesuskirche und späteren Generalsuperintendenten in Petersburg, Cornelius Laaland, eröffnet wurde. Dieses Asyl bot christlichen, neu angereisten oder arbeitslosen Gesellen christlicher Konfession Verpflegung und eine Unterkunft, in der sie vor „sittlich verderblichen Einflüssen“ bewahrt und religiös betreut werden sollten.<sup>55</sup> Man wollte nach eigenem Bekunden „dem Gesellenstande eine sittliche und geistige Bildungsstätte sein“.<sup>56</sup> Durch ein zielorientiertes Unterhaltungsangebot sollten die Gesellen, die von den wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Handwerks vielleicht am stärksten in Mitleidenschaft gezogen wurden, vor der Gefahr sittlich-moralischer Verwahrlosung geschützt werden. Ihr Bildungsniveau hoffte man, mittels populärwissenschaftlicher Vorträge und Kurse anzuheben. Weiterhin konnten der Dienst einer Arbeitsvermittlung sowie preiswerte Verpflegung und Unterbringung im Gesellenhaus genutzt werden, wodurch man mittellose Gesellen vor einem sozialen Abstieg zu bewahren hoffte.

Angesichts der wachsenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Handwerks waren die Aktivitäten des Vereins durchaus sinnvoll. Im Jahre 1864 schrieb die „Baltische Monatsschrift“: „Die Zahl der deutschen Gesellen

<sup>54</sup> Der langjährige Herausgeber der Petersburger Zeitung, Clemens Friedrich Meyer von Waldeck, war einer der Vereinsgründer. Meyer von Waldeck, *Leben* (wie Anm. 44), S. 226.

<sup>55</sup> St. Petersburger Evangelisches Sonntagsblatt 21 (1878), S. 51 ff.; Kahle, Aufsätze (wie Anm. 10), S. 226; vgl. das Statut des Gesellenhauses zur Palme in: *Palmblatt* 2 (1867), Nr. 48, S. 367 f. Das Statut enthält zwar keinerlei Aufnahmebeschränkung hinsichtlich der Nationalität oder Konfession der Mitglieder, Hinweise darauf, daß Russen in den Verein eingetreten seien, konnten jedoch nicht gefunden werden.

<sup>56</sup> *Palmblatt* 2 (1867), Nr. 12, S. 115; St. Petersburger Korrespondenz (wie Anm. 8), S. 163 u. 165 f.

in unserer Stadt ist so groß, daß dem Verein, wenn er in Übereinstimmung mit den Anforderungen der Zeit sich fortentwickelt, noch eine bedeutende Zukunft bevorstehen kann.<sup>57</sup> Das Ziel der seelsorgerlichen Betreuung der Gesellen wurde jedoch rasch aus den Augen verloren. Statt dessen prägte das Vereinsprofil in zunehmendem Maße ein vielfältiges Angebot an geselligen, unterhaltenden, bildenden und sozialen Aktivitäten. Der bereits erwähnte Pastor Hermann Dalton gibt denn auch in seinen Lebenserinnerungen seinem Bedauern über die Wandlung des ehemaligen Gesellenhauses zu einem „Vereinshaus für den geselligen, anständigen deutschen Mittelstand“ und die Zurückdrängung des kirchlichen Einflusses auf die „Palme“ Ausdruck.<sup>58</sup>

Entsprechend des anfangs starken religiösen Elements in der „Palme“ setzte sich der Vorstand zunächst aus drei evangelischen Geistlichen gemeinsam mit drei Meistern aus der deutschen Handwerkerschaft zusammen.<sup>59</sup> Die Vereinsleitung mußte jedoch bald erkennen, daß die Einschränkung der Zielgruppe allein auf den Gesellenstand für eine dauerhafte Existenz des Vereins nicht ausreichen würde. Bereits in der ersten Satzung der „Palme“ wurde daher in Absatz 14 festgelegt, daß „Gesellen, Meister wie auch Männer andern Berufs“ als Palmenmitglieder aufgenommen werden konnten. Auf die Zusammensetzung des Vorstandes wurde diese Erweiterung jedoch erst etwa um das Jahr 1880 ausgedehnt. Seitdem zählten zur Palmenleitung wenigstens ein Pastor, zwei Handwerksmeister und drei Vertreter anderer Berufe.<sup>60</sup> Damit war der Rückgang des kirchlichen Einflusses auf die „Palme“ auch im Vereinsvorstand sichtbar geworden. Die Zielgruppe der „Palme“ erstreckte sich nun auf die gesamte Mittelschicht der deutschen Handwerker und Kaufleute.

Die „Palme“ wuchs rasch über ihre ursprünglich eng gesteckten Grenzen eines Gesellenhauses hinaus und verselbständigte sich zu einem regelrechten Netzwerk mit zahlreichen Untervereinigungen. Der Verein unterhielt gesellige, fachspezifische und soziale Abteilungen wie beispielsweise einen 1866 gegründeten Konsumverein mit einem besonders günstigen Warenangebot. Derartige genossenschaftliche Verbände wurden erst nach 1905 zu einer verbreiteteren Erscheinung in Rußland.<sup>61</sup> Weiterhin gab es einen Bäcker-Gewerbe-Verein, eine Kranken-, eine Sterbe- und eine Spar-

<sup>57</sup> St. Petersburger Korrespondenz (wie Anm. 8), S. 166.

<sup>58</sup> Dalton, Lebenserinnerungen (wie Anm. 12), S. 89.

<sup>59</sup> Vgl. ebenda, S. 88; St. Petersburger Herold vom 15. November 1887, Beiblatt.

<sup>60</sup> Vgl. Palmblatt 2 (1867), Nr. 12, S. 102; vgl. die Statuten des Vereins in: Ebenda, S. 101-114; St. Petersburger Herold vom 20. November 1887, Beiblatt.

<sup>61</sup> Vgl. Handbuch (wie Anm. 3), S. 1404. Der im Jahre 1866 gegründete Konsumverein „Sparsamkeit“ schloß sich im Dezember 1867 der „Palme“ an. Palmblatt 3 (1868),

kasse sowie eine Lebensversicherungs- und eine Vorschußkasse. Allgemeinbildende und gesellige, traditionspflegende Abteilungen bei der „Palme“ waren ein Turnverein, ein Schützenverein, Gesangskreise, eine Zeichenschule, eine Bibliothek, ein Theater, ein Schachverein, eine Sonntagschule für Lehrlinge und anderes mehr.<sup>62</sup>

Einige der Vereinsaktivitäten der „Palme“ konnten, wohl eher beiläufig als geplant, eine Annäherung zwischen Deutschen und Russen bewirken. So beispielsweise über die Arbeitsvermittlung der Vereinigung in einer kaufmännischen Sektion seit der Jahrhundertwende, die auch Russen in Anspruch nehmen konnten und tatsächlich auch nahmen.<sup>63</sup> Eine Annäherung zwischen den beiden Nationalitäten über wirtschaftliche Aktivitäten boten darüber hinaus die dem Verein angeschlossene russische Lebensversicherung sowie zahlreiche russische Händler, die den Konsumverein der „Palme“ belieferten. Schließlich förderte die Vereinigung durch russischen Sprachunterricht, der bei der deutschen Bevölkerung auch durchaus Anklang fand, die Möglichkeit einer konkreten, alltäglichen Kommunikation zwischen Deutschen und Russen.<sup>64</sup>

Die „Palme“ stieß zunächst auf das rege Interesse der deutschen Mittelschicht. Bereits nach Ablauf der ersten drei Monate seit der Vereinsgründung im Jahre 1863 waren 194 Gesellen eingetreten, im Jahre 1864 waren es 240 Mitglieder, und bereits vier Jahre später hatte sich die Zahl auf 727 Personen verdreifacht. Trotz der Erweiterung der Zielgruppe ließ das Interesse in der Folgezeit jedoch deutlich nach, bis der Verein schließlich im Jahre 1904 nur noch knapp 300 Mitglieder zählte und die daraus resultierenden finanziellen Schwierigkeiten die „Palme“ zeitweilig an den Rand der Existenzmöglichkeit brachten.<sup>65</sup> Ein wichtiger Grund für den zuneh-

---

Nr. 9, S. 65 f.; Cirkularzeilen des Vorstandes des Consum-Vereins „Sparsamkeit“. St. Petersburg 1866; vgl. dazu auch Montagsblatt. Beilage zur St. Petersburger Zeitung vom 16. März 1868.

<sup>62</sup> Vgl. zu den Untervereinen der „Palme“: 30. Jahresbericht der Unterstützungskasse bei der St. Petersburger Gesellschaft zur „Palme“. St. Petersburg 1904, S. 44; St. Petersburger Herold vom 5. Mai 1881, S. 6; St. Petersburger Zeitung vom 29. Mai 1904, S. 2.

<sup>63</sup> Vgl. Bericht der kaufmännischen Sektion der „Palme“. St. Petersburg 1903, S. 42 f.; St. Petersburger Zeitung vom 17. März 1901, Beiblatt.

<sup>64</sup> Vgl. St. Petersburger Herold vom 22. Januar 1887, Beiblatt; Palmblatt 3 (1868), Nr. 12, S. 14 f. Die im Gewerbeverein zusammengeschlossenen Bäcker waren fast ausschließlich Deutsche, was wohl auch eine Folge des großen Anteils Deutscher in diesem Handwerkszweig war.

<sup>65</sup> Vgl. St. Petersburger Herold vom 15. November 1887, Beiblatt; 18. November 1887, Beiblatt; St. Petersburger Zeitung vom 29. Mai 1904, S. 2; St. Petersburger Korrespondenz (wie Anm. 8), S. 166. Schon in den Jahren 1897/98 stand der Verein erstmals vor dem Ruin, aus dem ihn nur großzügige Spenden retteten. Die neuerliche Krise seit 1902 hoffte man vergeblich durch die Abschaffung des Palmentheaters zu beheben. Bericht der kaufmännischen Sektion der „Palme“. St. Petersburg 1903, S. 3 u. 8 f.

menden Mißerfolg der „Palme“ ist wohl darin zu sehen, daß es der Vereinsleitung trotz des Engagements des deutschbaltischen Herausgebers der „St. Petersburger Zeitung“ Paul von Kügelgen nicht gelang, in der „Palme“ eine Annäherung zwischen Mittel- und Oberschicht zu erreichen. Auf der Generalversammlung des Vereins im November des Jahres 1904 beklagte man die Voreingenommenheit der „besseren Teile der deutschen Gesellschaft“ gegenüber dem Verein der Mittelschicht.<sup>66</sup> Zudem mochte sich die Mittelschicht immer weniger mit der Leitung, die sich zunehmend auch aus Reichsdeutschen und Deutschbalten zusammensetzte, und deren Bemühungen um die Entfaltung eines nationalen Bewußtseins identifiziert haben (vgl. weiter unten).

Eine Reihe deutscher Vereine sah ihre Existenzberechtigung ausschließlich in einer kulturell-geselligen Zielsetzung. Einer der frühesten deutschen Vereine — und gleichzeitig einer der ersten Vereine überhaupt auf russischem Boden — war die „St. Petersburger Deutsche Gesellschaft vom Jahre 1772“. Von einer weiteren Vereinigung ist bekannt, daß sie unter dem Namen „St. Petersburger Deutsche Gesellschaft“ im Jahre 1801 ins Leben gerufen wurde. Der „St. Petersburger Herold“, neben der „St. Petersburger Zeitung“ die zweite große deutschsprachige Tageszeitung der Residenz, nennt im Jahre 1881 eine „Vereinigte Deutsche Gesellschaft“, welche im Besitz des ältesten Klubs in Rußland sei. Möglicherweise bestanden zunächst parallel zwei Deutsche Gesellschaften, die sich schließlich zusammenschlossen.<sup>67</sup>

Die „Deutsche Gesellschaft von 1801“ verstand sich als ein Verein für die ansässige deutsche Ober- und Mittelschicht. Ihre Aufgabe sah sie darin, ihren „Mitgliedern durch gesellige Unterhaltungen, durch die Lectüre von Zeitungen und Journalen und durch erlaubte Spiele einen angemessenen Zeitvertreib zu gewähren“.<sup>68</sup> Der Verein war bemüht, seine Loyalität gegenüber der russischen Regierung an den Tag zu legen. Alljährlich wurden daher an den Namenstagen des Zaren, des Zarewitsch und „eines für die Unterthanen Russlands erfreulichen Ereignisses“ von der Gesellschaft Festlichkeiten abgehalten.<sup>69</sup>

<sup>66</sup> Vgl. St. Petersburger Zeitung vom 28. November 1904, S. 2.

<sup>67</sup> Allerdings registrierte die Kanzlei des Petersburger Stadthauptmanns noch im Jahre 1914 eine Sitzung einer „Gesellschaft aus dem Jahre 1772“. Peterburgskij gosudarstvennyj istoričeskij archiv (Petersburger Staatliches Historisches Archiv) (PGIA), Rep. 569, Bd. 13/1141, S. 94; St. Petersburger Herold vom 27. Januar 1881, S. 6; vgl. die Statuten: Statuten der St. Petersburger Deutschen Gesellschaft vom Jahre 1772. St. Petersburg 1906; Statuten der St. Petersburger Deutschen Gesellschaft gegründet im Jahre 1801. St. Petersburg 1851; dass. (leicht verändert). St. Petersburg 1857.

<sup>68</sup> Vgl. Statuten der St. Petersburger Deutschen Gesellschaft gegründet im Jahre 1801 (wie Anm. 67), Abs. 1, S. 4.

<sup>69</sup> Vgl. ebenda, Abs. 45, S. 39 f.; Abs. 123 u. 124, S. 92.

Die „Deutsche Gesellschaft von 1801“ beschränkte trotz ihrer ausdrücklichen Kennzeichnung als eine „deutsche“ Gesellschaft die Mitgliedschaft keineswegs auf Personen deutscher Herkunft.<sup>70</sup> Wesentlich wichtiger war dem Verein dagegen die Einhaltung gesellschaftlicher Spielregeln: „Anstand und gegenseitige Achtung (...); daher hier alle grobe, unanständige, den gebildeten Mann beleidigende Reden und Handlungen, so wie auch alle Spöttereien über einen Stand oder eine Nation, ganz besonders aber unanständige und unbedachte Urtheile über Religion und Regierung verboten sind.“<sup>71</sup> Mitgliedern, die diesen Bestimmungen zuwiderhandelten, drohten Geldstrafen, Ausschluß aus der Gesellschaft und die Anzeige des Vorfalles bei den Behörden. Der Gesellschaft konnten Personen aller Stände beitreten (wobei die Höchstzahl auf 650 wirkliche Mitglieder begrenzt war), die „wenigstens 21 Jahr alt sein (durften; M.B.) und zum Adel, zu den Militair- oder Civilbeamten, den Kaufleuten, Künstlern oder zu den übrigen Mittelständen“ gehörten.<sup>72</sup> Durch die Einführung eines Kandidatenstatus, verbunden mit der persönlichen Haftung eines Mitgliedes für die Beachtung der Vereinsrichtlinien durch den Antragsteller, konnte die Gesellschaftsleitung direkt auf ihre Mitglieder, beispielsweise hinsichtlich der tatsächlichen Standeszugehörigkeit, Einfluß nehmen.<sup>73</sup> Die Gesellschaft schien in den folgenden Jahrzehnten ihre deutsche Prägung eingebüßt zu haben, denn in den 1880er Jahren war die Zahl der deutschen Mitglieder von Russen und Juden auf den dritten Platz verwiesen worden.<sup>74</sup>

Ein betont mittelständischer Charakter zeichnete die „Deutsche Bürgerliche Tanzgesellschaft“ aus, die bereits um das Jahr 1791 von Handwerkern gegründet worden war und zu den frühesten deutschen Vereinigungen in Petersburg überhaupt zählte. Lehrlinge und Dienstleute waren prinzipiell von der Mitgliedschaft ausgeschlossen; Beamte konnten zwar grundsätzlich beitreten, aber nur unter der Bedingung, daß sie keine führenden Ämter im Verein übernahmen. 50 Jahre nach der Vereinsgründung zählte die Tanzgesellschaft immerhin an die 500 Mitglieder. Als Zuge-

<sup>70</sup> Als Beispiel für einen deutsch-russischen Verein, der zunehmend unter deutschen Einfluß geriet, sei die Gesellschaft der Jagdliebhaber erwähnt. S.-Peterburgskoe Obščestvo ljubitelej ochoty (St. Petersburger Gesellschaft für Jagdliebhaber). St. Petersburg 1891, S. 15; vgl. dazu auch Christoph Schmidt, Bauern und Bären im Gouvernement Olonec, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 39 (1991), S. 234–246, hier S. 242.

<sup>71</sup> Statuten der St. Petersburger Deutschen Gesellschaft gegründet im Jahre 1801 (wie Anm. 67), Abs. 14, S. 12 f.

<sup>72</sup> Ebenda, Abs. 3 u. 4, S. 6.

<sup>73</sup> Vgl. ebenda, Abs. 7, S. 8.

<sup>74</sup> Vgl. Pamjatnaja knižka. Opisanie i adresnye svedenija Peterburga (Notizbuch. Beschreibung und Adressen Petersburgs). St. Petersburg 1880, S. 159.

ständnis an diejenigen Mitglieder, die ihrer deutschen Muttersprache nicht mehr mächtig waren, sowie für Mitglieder russischer Herkunft erklärte sich die Vereinsleitung bereit, alle internen Nachrichten sowohl in deutscher als auch in russischer Sprache zu veröffentlichen. Im Vereinslokal lag dementsprechend nicht nur deutsche, sondern auch russische und französische Lektüre aus.<sup>75</sup>

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten vornehmlich musikalisch ausgerichtete Vereine, insbesondere Gesangsvereine, Konjunktur. Einer der ersten war die 1840 gegründete „St. Petersburger Liedertafel“, deren Mitglieder sich regelmäßig im Hotel Demuth in der Großen Stallhofstraße versammelten. Seit den 1860er Jahren gründete man auch kirchliche Gesangsvereine bei St. Petri, St. Annen und St. Katharinen.<sup>76</sup> Weiterhin gab es die „Singakademie“, den Männergesangsverein „Arion“ sowie den „Sängerkreis“.<sup>77</sup> In den Gesangsvereinen wurde zwar nicht ausschließlich, dennoch aber in beträchtlichem Umfang deutsches Liedgut gepflegt. Auf diese Weise trugen die Gesangsvereine dazu bei, daß sich deutsche Kulturtraditionen im Petersburger Deutschtum erhielten.

Nationale Isolation lag nicht im Sinne der deutschen Gesangsvereine. Bei keiner dieser Vereinigungen war die Mitgliedschaft an deutsche Herkunft gebunden, vielmehr hieß es: „Jeder unbescholtene Mann ist zur Aufnahme fähig.“<sup>78</sup> Allenfalls war die Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche bei den kirchlichen Gesangsvereinen eine notwendige Beitrittsvoraussetzung. Dennoch blieben die Deutschen in den Gesangsvereinen unter sich. Der Grund ist wohl in der Ausrichtung dieser Vereine auf die „Pflege des deutschen Liedes“ zu suchen, was nur bei wenigen Russen Interesse wecken konnte.<sup>79</sup> Anders entwickelte sich dagegen die nationale Zusammensetzung der Mitgliedschaften der Musikvereine, die weniger volkstümlich ausgerichtet waren.<sup>80</sup>

<sup>75</sup> Verordnung der Deutschen Bürgerlichen Gesellschaft in St. Petersburg. St. Petersburg 1849, S. 56 u. 96.

<sup>76</sup> Vgl. Statut des St. Petri-Gesangsvereins. St. Petersburg 1888. Zum durchaus vielseitigen Repertoire dieses Gesangsvereins vgl. eine Konzertübersicht: St. Petri-Gesangsverein. Kurze Übersicht der 25 Jahre seines Bestehens 1871–1896. St. Petersburg 1896, S. 24–39; Statut des St. Annen-Gesangsvereins. St. Petersburg 1894; Zum 25. Gründungsjubiläum des Gesangsvereins an der Katharinenkirche. St. Petersburger Herold vom 25. November 1886, S. 3.

<sup>77</sup> Ein Überblick über die deutschen Gesangsvereine in Petersburg findet sich in: St. Petersburger Zeitung vom 24. Dezember 1904, S. 3; vgl. auch Statut der St. Petersburger Liedertafel. St. Petersburg 1868.

<sup>78</sup> Ebenda, Abs. 5, S. 5.

<sup>79</sup> Jahresbericht des St. Petersburger Männergesangsvereins „Arion“. St. Petersburg 1906, S. 1.

<sup>80</sup> Rechenschaftsbericht des Vereins für Kammermusik. St. Petersburg 1875, S. 1 u. 9 f. Deutsche und Russen verbindende Vereine waren beispielsweise die Gesellschaft für

## Bemühungen um nationale Bewußtwerdung

Etwa um die Jahrhundertwende zeichneten sich Tendenzen im deutschen Vereinswesen ab, die auf die Entfaltung eines deutschen Nationalbewußtseins im Petersburger Deutschtum zielten. Damit ging eine Sammlungsin-  
tention einher, die eine größere Bereitschaft zur Abschottung vom russischen Umfeld begünstigte. Lange Zeit hatte die „Palme“ in erster Linie ihr Selbstverständnis als Vereinigung loyaler russischer Bürger deutscher Herkunft gepflegt. Noch im Jahre 1891 unterstrich Paul von Kügelgen, der damalige deutschbaltische Vorsitzende der „Palme“, anlässlich der Feier des Kaisergeburtstages durch den „Verein der Angehörigen des Deutschen Reichs“, daß sich die Palmenmitglieder vornehmlich als Bürger Rußlands verstünden. Sein Verein zeichne sich, im Unterschied zum reichsdeutschen Verein, gerade durch das Fehlen eines deutschnationalen Charakters aus.<sup>81</sup>

Seit der Jahrhundertwende zeigten sich im Umkreis der „Palme“ Anzeichen einer idealisierten Aufwertung deutscher Herkunft. Über die Feier zum 38. Jahrestag berichtete der „St. Petersburger Herold“: „Auf der Bühne wurden zwei kurzweilige Productionen zum Besten gegeben, von welchen die erste insofern mehr Beachtung verdiente, als sie — eine Improvisation — das deutsche Leben, oder richtiger, das Deutschthum im Auslande zum Vorwurf hatte. Es wurden die deutsche Freiheit, der deutsche Patriotismus und die deutsche Loyalität gefeiert. Jedes Mal, wenn der Patriotismus zur Sprache kam, zeigte sich eine gewisse Begeisterung in den Reihen der Gäste und doch — war und blieb Alles gemüthlich, wie auch das echt deutsch ist.“<sup>82</sup>

Im April des Jahres 1905 charakterisierte die Petersburger Zeitung, die dem Verein dank der leitenden Tätigkeit Paul von Kügelgens nahestand, die „Palme“ als einen Ort der Pflege deutschen Familienlebens, wodurch sie eine „Quelle der sittlichen Kraft der deutschen Nation“ darstelle. Im Schulterschuß mit der deutschen evangelischen Geistlichkeit kritisierten führende Mitglieder der „Palme“ die „erschreckend angewachsene Zahl der Mischehen und der starken Verrussung“ des Petersburger Deutsch-

---

Musikpädagogen und die Philharmonische Gesellschaft. Otčet Obščestva muzykal'nych pedagogov i drugich muzykal'nyh dejatelej (Bericht der Gesellschaft der Musikpädagogen und anderer musikalisch Tätiger). St. Petersburg 1900; Stoletnij jubilej S.-Peterburgskogo filarmoničeskogo obščestva (Hundertjähriges Jubiläum der Philharmonischen Gesellschaft). St. Petersburg 1902.

<sup>81</sup> Vgl. Jahresbericht des St. Petersburger Vereins der Angehörigen des Deutschen Reichs. St. Petersburg 1892, S. 22.

<sup>82</sup> Vgl. St. Petersburger Herold vom 11. November 1900, S. 3.

tums. Die „Palme“ wollte dieser Entwicklung entgegenwirken, nicht zuletzt auch konkret dadurch, daß ihre Veranstaltungen als eine Art Heiratsmarkt von der deutschen Bevölkerung genutzt wurden.<sup>83</sup> Einen entscheidenden Anteil an der verstärkten Betonung des Deutschtums in der „Palme“ hatte der relativ enge Kontakt von Deutschbalten und Reichsdeutschen im Verein, der jedoch allem Anschein nach auf wenig Zustimmung bei der breiten Masse stieß (s. oben).<sup>84</sup>

Das Ziel einer nationalen Bewußtwerdung nicht nur innerhalb des reichsdeutschen Bevölkerungsteils, sondern vielmehr des gesamten Petersburger Deutschtums, schrieb sich schließlich ein anderer neuer Verein auf die Fahne. Nach dem Vorbild der Bildungs- und Kulturverbände in den Ostseeprovinzen wurde im Jahre 1906 der „St. Petersburger Deutsche Bildungs- und Hilfsverein“ gegründet, der von Anfang an unüberhörbar dafür eintrat, alle Deutschen „auf kulturellem Gebiet“ unter einem Dach zu sammeln.<sup>85</sup> Von Anfang an lag dem neuen Verein damit eine nationale Idee zugrunde: „Pflege des deutschen Volkstums“ und das erzieherische Bemühen um die deutsche Minderheit bis zur „Erkenntnis des Wertes ihres Volkstums“ waren seine Anliegen. Um etwaigem Mißtrauen von russischer Seite vorzubeugen, hob der Bildungs- und Hilfsverein hervor, daß seine Mitglieder sich als Bürger und Gäste Rußlands fühlten und dem Nutzen des Landes dienen wollten.<sup>86</sup>

Die Vereinsgründer gehörten zumeist den gebildeten Schichten an. Wenigstens 22 von ihnen waren Deutschbalten, die überwiegend die Universität Dorpat absolviert hatten.<sup>87</sup> Nachdem man im November 1906 das Programm erarbeitet hatte, fand im April des folgenden Jahres die erste konstituierende Generalversammlung statt. In den Statuten hieß es:

Abs. 1: „Die Gesellschaft hat die Bewahrung und die Erweiterung der Schul- und Bildungsinteressen und die Befriedigung der Wohltä-

<sup>83</sup> Vgl. St. Petersburger Zeitung vom 30. April 1905, S. 2.

<sup>84</sup> Sowohl Reichsdeutsche als auch Deutschbalten waren in der Leitung der „Palme“. Auf Vereinsfeiern wurden die diplomatischen Vertreter des Deutschen Reichs und der reichsdeutschen Vereine geladen. St. Petersburger Herold vom 4. Dezember 1885, S. 3; St. Petersburger Zeitung vom 25. November 1889, S. 1.

<sup>85</sup> So Carlo von Kugelgen auf einer Generalversammlung der Deutschen Gruppe. St. Petersburger Zeitung vom 14. November 1906, S. 1; Ingeborg Fleischhauer, Die Deutschen im Zarenreich. Zwei Jahrhunderte deutsch-russischer Kulturgemeinschaft. Stuttgart 1986, S. 382 ff.

<sup>86</sup> Priloženie k vsepoddannejšemu očetu po S.-Peterburgskomu gradonačal'niku za 1909 god (Beilage zum alleruntertänigsten Bericht der St. Petersburger Stadthauptmannschaft). St. Petersburg 1911, S. 23; St. Petersburger Zeitung vom 16. November 1906, S. 1.

<sup>87</sup> Anders Henriksson, Nationalism, Assimilation and Identity in Late Imperial Russia: The St. Petersburg Germans, 1906–1914, in: Russian Review 52 (1993), S. 341–353, hier S. 350.

tigkeitsbedürfnisse der deutschen Klassen der Bevölkerung in ihrem Tätigkeitsgebiet vermittelt der Unterstützung bestehender oder der Gründung neuer bildender und wohltätiger Einrichtungen, und gleichfalls durch die Eröffnung von Abteilungen des Vereins, zum Ziel“.

Abs. 3: „Die Gesellschaft verfolgt keinerlei politische Ziele“.

Abs. 4: „Mitglied des Vereins kann jeder werden, der volljährig ist und einen guten Leumund vorweisen kann, ohne Ansehen von Geschlecht und Konfession (...)“.

In einem Artikel des „St. Petersburger Herold“ Anfang Mai 1907 konkretisierte man allerdings eine erwünschte Mitgliedschaft auf „deutsche Reichsangehörige, Österreicher, Schweizer, alle die, denen ihr Deutschtum lieb ist“. Die Zugehörigkeit zum Deutschtum machte der Verein somit an der Zugehörigkeit zur deutschen Sprachgruppe fest.<sup>88</sup> Weitere Ziele des Vereins waren die Förderung von deutschem Schrifttum und Bibliotheken, die Förderung von Deutschen in Wissenschaft und Kunst, die Sammlung und Bearbeitung statistischer Daten über die Petersburger Deutschen und die Gründung eines „Deutschen Hauses“ als Sammelpunkt für alle deutschen Vereine.<sup>89</sup>

Das Aufgabengebiet des Bildungs- und Hilfsvereins war somit weit gesteckt, wohl in der Hoffnung, einen möglichst großen Teil der deutschen Bevölkerung anzuziehen. Neben zwei Elementarschulen (1908 und 1909), die überwiegend von rußlanddeutschen Kindern evangelischer Konfession besucht wurden, einem Kindergarten (1910), einer Bibliothek, einer „Spar- und Leihsektion“ gab es Untervereine, die sich den Bereichen von Sport, Kunst und Wissenschaft, Literatur sowie sozial-ökonomischen Problemen widmeten.<sup>90</sup> Der Verein organisierte zudem häufig Vorträge in deutscher Sprache.<sup>91</sup>

Schlagworte wie „deutsche Eigenart“ und „deutsche Freiheit“, die sich in den Reden auf der ersten Generalversammlung des „Deutschen Bil-

<sup>88</sup> Vgl. St. Petersburger Herold vom 8. Mai 1907, Beiblatt. Österreicher schloß auch der Deutsche Wohltätigkeitsverein nicht von seiner Hilfeleistung aus. Bericht über die Tätigkeit (wie Anm. 16), St. Petersburg 1858, S. 10; Bericht über die Wirksamkeit (wie Anm. 18), St. Petersburg 1872, S. 17.

<sup>89</sup> Vgl. St. Petersburger Zeitung vom 28. März 1907, Beiblatt.

<sup>90</sup> Deutscher Bildungs- und Hilfsverein an Kurator des St. Petersburger Lehrbezirks. PGIA, Rep. 139, Bd. 1/4589, S. 7, 24 u. 48; Jahresbericht des St. Petersburger Deutschen Bildungs- und Hilfsvereins. St. Petersburg 1910, S. 3; ebenda, 1914, S. 4; St. Petersburger Zeitung vom 23. November 1911, S. 3. Der Plan des Vereins, ein statistisches Jahrbuch über die Erwerbstätigkeit der Petersburger Deutschen herauszugeben, ist bedauerlicherweise nicht realisiert worden. St. Petersburger Herold vom 5. Oktober 1908, Beiblatt.

<sup>91</sup> PGIA, Rep. 139, Bd. 1/4589, S. 4 u. 48; Rep. 569, Bd. 909/14, S. 134.

dungs- und Hilfsvereins“ im April des Jahres 1907 wiederholten, weisen auf die nationale Akzentuierung des Vereins hin. Von der Möglichkeit oder gar dem Wunsch nach einer Annäherung zwischen Deutschen und Russen über Aktivitäten des Vereins war kaum die Rede. Vielmehr sagte Bischof Freifeldt in der Eröffnungsrede des Bildungs- und Hilfsvereins: „Es ist ein erhebendes Bewußtsein, vor einer Versammlung zu stehen, in der sich alle zum Deutschtum bekennen, in der alle bereit sind, für die Erhaltung und Förderung des Deutschtums einzutreten. Unser Deutschtum ist dessen wert.“<sup>92</sup>

Mit Pauschalisierungen und der unkritischen Zuschreibung von „nationalen Charaktereigenschaften“ wurde der Versuch unternommen, das Deutschtum aufzuwerten. Ingenieur B. Zeitschel erinnerte daran, daß jede menschliche „Rasse“ (sic!) eine besondere Begabung für bestimmte Gewerbe besäße. „Die Aufgabe der Zugehörigkeit zu diesem (deutschen; M.B.) Volk bedeutet einen unersetzlichen Verlust an wirtschaftlichen Werten zum Schaden der gesamten Menschheit, der Umtausch des Volkstums ist eine Kräftevergeudung; er bedeutet einen Verlust der Sicherheit des gesamten Handels, Gefährdung der Sicherheit der Instinkte. Das Beste wird ins fremde Volkstum nicht hinübergeworfen.“ Die Deutschen, so Zeitschel, hätten stets zu den fähigsten Arbeitern gezählt.<sup>93</sup> Vorsichtiger Worte wählte Schuldirektor Artur Brock, der betonte, daß der Verein zwar auf einer nationalen, nicht aber auf einer chauvinistisch-nationalistischen Grundlage beruhe. Vielmehr habe man sich entschlossen, von der nationalen Ebene aus praktische Arbeit zu leisten und weiterhin „gute Bürger“, d.h. loyal gegenüber Rußland zu sein. Zur Absicherung dieses Loyalitätsversprechens führte Brock die sprichwörtliche deutsche Treue an.

Das Ziel der Sammlung aller Gruppierungen des Petersburger Deutschtums im „Deutschen Bildungs- und Hilfsverein“ und die Entfaltung einer kollektiven, nationalen Identität wurde bereits nach wenigen Jahren von der Vereinsleitung als gescheitert erklärt. Im Vereinsbericht aus dem Jahre 1914 hieß es: „Wie es sich herausgestellt hat, gibt es in St. Petersburg trotz seiner großen deutschen Bevölkerung wenige Deutsche, die dem Bildungs- und Hilfsverein allein deshalb beitreten, weil er deutsch ist, weil sie als Deutsche zu ihm gehören. Man muß im Gegenteil feststellen, daß viele Deutsche — im Zustand nationaler Verschreckung und Versklavung — dem Verein gerade deswegen fern bleiben, weil er ein *deutscher* ist. Andere

<sup>92</sup> St. Petersburger Herold vom 10. April 1907, S. 2.

<sup>93</sup> Ebenda, S. 2 f.

entschließen sich um der kulturellen Verdienste des Vereins oder bestimmter Vorteile willen ihre Zugehörigkeit zu bekennen, *obgleich* er ein deutscher ist.“<sup>94</sup>

Die Vereinsleitung mag aus ihrer Sicht Anlaß gehabt haben, über mangelndes Nationalbewußtsein zu klagen. Es wurde für den stark deutschbaltisch beeinflussten Verein in der Tat zu einem Problem, in allen Kreisen der deutschen Bevölkerung Interesse für die eigenen Ziele zu wecken. Im Jahre 1909 waren 45,1% aller zahlenden Mitglieder freiberuflich tätig, weitere 36,5% waren in den höheren Ebenen von Handel und Industrie beschäftigt. Der Anteil der Handwerker und Arbeiter erreichte keine 10%.<sup>95</sup> Offenbar fand die Idee der nationalen Identitätsfindung nicht den Weg von der Oberschicht zur breiten Masse des Petersburger Deutschtums. Schließlich erklärte der Vereinsvorstand resigniert seinen Versuch, über den Beitritt ein „nationales Bekenntnis“ der Petersburger Deutschen zu erhalten, als gescheitert. Eine nationalbewußte Mobilisierung sämtlicher deutschen Gruppen und Kreise konnte nicht erreicht werden. Dennoch traten genügend Personen ein, um die Organisation nach nur wenigen Jahren zur größten deutschen Vereinigung anwachsen zu lassen, die mehr als 2000 Personen umfaßte.<sup>96</sup>

### Folgen des Kriegsausbruchs für das deutsche Vereinswesen

Bereits einige Jahre vor Kriegsausbruch regte sich Mißtrauen seitens der russischen Behörden gegen die Petersburger Deutschen. Insbesondere deutsche Organisationen erschienen verdächtig. Im Oktober 1912 erging eine erste Anfrage des Innenministeriums an den Petersburger Stadthauptmann, Oskar Ignat'evič Vendorf, mit Bitte um Auflistung sämtlicher deutschen wohltätigen und bildend-politischen Vereine in der Stadt. Die kurze Auflistung der deutschen Organisationen beschränkte sich, sehr unvollständig, auf die Vereinigungen, die explizit ihrem Namen nach als „deutsch“ zu erkennen waren: der Deutsche Wohltätigkeitsverein, der Verein der Angehörigen der Reichsdeutschen, der Deutsche Bildungs- und Hilfsverein und die Deutsche Gruppe vom 17. Oktober.<sup>97</sup>

<sup>94</sup> Jahresbericht (wie Anm. 90), St. Petersburg 1914, S. 2. Kursivdruck ist im Original gesperrt gedruckt.

<sup>95</sup> Henriksson, Nationalism (wie Anm. 87), S. 350.

<sup>96</sup> Vgl. St. Petersburger Zeitung vom 29. März 1913, S. 3.

<sup>97</sup> Departement für allgemeine Angelegenheiten an Kanzlei des Petersburger Stadthauptmanns. PGIA, Rep. 569, Bd. 876, S. 7-10.

Auch Vereine, die der evangelischen Kirche nahestanden, gerieten in Mißkredit. Mit Skepsis betrachtete die russische Bürokratie insbesondere die Aktivitäten des „Evangelischen Vereins junger Männer“. Bereits Ende Januar 1913 richtete das Departement für geistliche Angelegenheiten ein geheimes Schreiben an den Stadthauptmann mit der Aufforderung, die Tätigkeit des Vereins auf Statutenkonformität und eventuelle „Germanisierungstendenzen“ zu untersuchen. Da polizeiliche Nachforschungen keine entsprechenden Ergebnisse brachten, führte die Abteilung für geistliche Angelegenheiten Mitte Januar 1916 eigene Überprüfungen durch, die ergaben, daß entgegen Absatz 16 der Statuten von 1911 die gesamte Geschäftsführung anstatt auf russisch in deutscher Sprache geführt worden sei. Zudem wies die Bibliothek des Vereins eine „germanophile Tendenz“ auf, und der Verein unterhalte Beziehungen zu ähnlichen Organisationen in Deutschland. Die Abteilung kam zu der Einschätzung, daß der Verein eine im höchsten Maße staatsschädigende Einrichtung sei, so daß im April 1916 seine Schließung erfolgte.<sup>98</sup>

Der Verdacht auf die Spionagetätigkeit deutscher Vereine nahm nach Kriegsbeginn geradezu hysterische Züge an. Ein geheimes Schreiben des Kriegsministers V.A. Suchomlinov an I.L. Goremykin, den Ministerpräsidenten, machte darauf aufmerksam, daß kein Zweifel an der Spionagetätigkeit von Deutschen und Österreichern in ihren Vereinen, Geschäften und Unternehmen bestehe. Seine Unterstellung, daß auch die „sogenannten ‚russischen Deutschen‘“ den Reichsdeutschen bei ihrer Spionagetätigkeit helfen würden, ebnete den Boden für spätere Restriktionen gegen die gesamte deutsche Bevölkerung. Ein erschreckendes Beispiel für die Verschwörungsmanie der russischen Bürokratie waren die Verdächtigungen des Kriegsministers, die in der Hilfstätigkeit deutscher Frauenzirkel zugunsten der Kriegsgegner eine besonders infame Intrige sahen.<sup>99</sup> Seine Vorschläge wurden vom Ministerrat in seiner Sitzung vom 21./22. Oktober 1914 gebilligt:

- 1) Innerhalb von zwei Wochen sämtliche Untertanen derjenigen Länder, mit denen Rußland Krieg führte, auszuweisen. Ausgenommen waren

<sup>98</sup> Die Wertgegenstände und Besitztümer des Vereins gingen an die St. Petrikirche über. Evangelischer Verein junger Männer an Petersburger Stadthauptmann. Ebenda, Rep. 569, Bd. 13/367a, S. 40, 44, 111-117, 178 u. 253; Schreiben des Departements für geistliche Angelegenheiten beim Innenministerium. RGIA, Rep. 821, Bd. 594, S. 91.

<sup>99</sup> Die Petrigemeinde sammelte über 2000 Rubel für verwundete Soldaten, und auch das Evangelische Feldlazarett sowie der Deutsche Bildungs- und Hilfsverein sagten Hilfeleistungen für die russische Armee zu. Petrograder Herold vom 30. August 1914, S. 2; 2. August 1914, Beiblatt. Zahlreiche deutsche Vereine hatten ihre Räumlichkeiten Hilfsorganisationen zur Verfügung gestellt. Ebenda, vom 11. August 1914, S. 2 f.

Elsässer, slavische Angehörige der Habsburger Monarchie sowie Russinnen, die durch ihre Heirat die ausländische Untertänigkeit erlangt hatten (...).<sup>100</sup>

- 2) Sämtliche deutschen und österreichischen Gesellschaften, Verbände, Vereinigungen und andere Organisationen zu schließen (...).<sup>101</sup>

Es war ein nicht geringes Problem für die russischen Behörden, alle deutschen Vereine herauszufiltern. Im Frühjahr 1915 schickte die Kanzlei des Bürgermeisters ein Schreiben an die Polizeistellen mit der Bitte um Auflistung aller deutschen Vereinigungen in den jeweiligen Stadtbezirken.<sup>102</sup> Am 19. November 1914 beschloß der Ministerrat den Ausschluß aller „unerwünschten Ausländer“ aus Vereinen und Einrichtungen. Am 27. November erfolgte eine diesbezügliche Aufforderung an den Petrograder Stadthauptmann.<sup>103</sup> Vereinigungen und Institutionen, die der Leitung des Innenministeriums unterstanden, wurden über ein Rundschreiben aufgefordert, sämtliche deutschen, österreichischen, ungarischen und türkischen ausländischen Untertanen auszuschließen.<sup>104</sup> Von dieser Maßnahme waren beispielsweise der „Russische Wohltätigkeitsverein zum Andenken des 19. Februars 1861“ und die „Evangelische Gesellschaft für die Fürsorge junger Mädchen“ betroffen.<sup>105</sup> Im Februar des Jahres 1915 unterrichtete der Stadthauptmann den Vorsitzenden des Petrograder Kriegsbezirks darüber, daß infolge der Ausweisung ihrer Mitglieder folgende deutsche Vereine ihre Tätigkeit eingestellt hätten: die „Petrograder Gesellschaft von 1772“, der „Deutsche Bildungs- und Hilfsverein“, der

<sup>100</sup> Dennoch kam es auch zu Ausweisungen von Russinnen, die durch ihre Heirat die reichsdeutsche Staatsangehörigkeit erworben hatten. PGIA, Rep. 569, Bd. 13/1129, S. 11. Den reichsdeutschen und österreichischen Untertanen, die in Rußland geboren und mit orthodoxen Gläubigen verheiratet waren, wurde gestattet, im Land zu bleiben. Petrograder Herold vom 7. November 1914, S. 3.

<sup>101</sup> Beschluß der Kanzlei des Ministerrats. RGIA, Rep. 1276, Bd. 10/761, S. 1-4 u. 7 f.

<sup>102</sup> Kanzlei des Stadthauptmanns an Polizeiamt des 1. Teils des Moskauer Bezirks. PGIA, Rep. 569, Bd. 13/523, S. 2, 37 u. 40.

<sup>103</sup> Geheimes Telegramm des Innenministeriums an Stadthauptmann. Ebenda, Rep. 569, Bd. 13/1129, S. 1.

<sup>104</sup> Zirkular des Petersburger Stadthauptmanns. Ebenda, Rep. 569, Bd. 13/1060, S. 2-38; dass.: Ebenda, Rep. 569, Bd. 13/1072, S. 1-69.

<sup>105</sup> Očët Evangeličeskogo občestva popečenija o devicah v Petrograde za 1914 g. (Bericht der Evangelischen Gesellschaft für die Fürsorge junger Mädchen in Petrograd für das Jahr 1914). [Petrograd 1915], S. 2; Text des Rundschreibens in: PGIA, Rep. 569, Bd. 13/1060, S. 2-38; Bd. 13/1072, S. 1-69. Am 2. Juni 1915 geriet eine laute Feier, auf der unter anderem in deutscher Sprache gesungen worden war, zum Anlaß der Schließung der „Nevania“ für die Dauer des Krieges. Ebenda, Rep. 569, Bd. 13/709, S. 21 f., 27-32 u. 34. Der Vorsitzende Meier und sein Vater mußten die Stadt innerhalb von drei Tagen verlassen. Geheimes Schreiben der Polizeistelle des 1. Teils des Petrograder Bezirks an den Petersburger Stadthauptmann. Ebenda, Rep. 569, Bd. 13/1129, S. 169; vgl. auch Hesse, Album (wie Anm. 38), S. 17-20.

„Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Reichsdeutscher“. Die folgenden Einrichtungen, die mit Beginn des Krieges ihre Tätigkeit eingestellt hatten, beabsichtige das Innenministerium in Kürze zu verbieten: den „Deutschen Wohltätigkeitsverein“ und die „Wohltätigkeitsgesellschaft zu Ehren Kaiser Wilhelms I. für notleidende Reichsdeutsche beiderlei Geschlechts ohne Ansehen ihrer Konfession“.<sup>106</sup> Die deutschen Korporationen wurden nach Kriegsbeginn zwar nicht sofort geschlossen, standen aber unter verstärkter Beobachtung.

Damit war nahezu das gesamte gesellschaftlich-kulturelle Leben der Deutschen zum Erliegen gekommen. Als am 5. Dezember des Jahres 1915 das Departement für geistliche Angelegenheiten in einem geheimen Schreiben an den Gouverneur des Petrograder Bezirks eine Anfrage nach noch aktiven Vereinen, die hauptsächlich aus Personen deutscher Nationalität bestünden, richtete, zählten die Polizeibehörden der einzelnen Stadtteile nur noch einen deutschen Verein. Einzig der bei der „Palme“ bestehende Turnverein hatte die Verfolgungen überstanden.<sup>107</sup>

## Ergebnisse

- 1) Eine erste Phase der Vereinsentwicklung lief in den 1890er Jahren aus. Deutsche Vereine, die in dieser Zeit gegründet worden waren, verstanden sich nicht als deutsche Organisationen im Sinne einer nationalen Abgrenzung. Sie schlossen grundsätzlich keine Nationalität von der Mitgliedschaft aus. Dennoch blieben Deutsche in ihren Vereinen zu meist unter sich, was auf gewisse Vorbehalte zwischen der deutschen und russischen Bevölkerung schließen läßt.
- 2) Die zweite Phase deutscher Vereinsentwicklung fiel in eine Zeit, die durch die verstärkten Russifizierungsbemühungen der Regierung geprägt war. Es entstanden nun Vereinigungen, die stärker von nationalen Motivationen beeinflußt waren. Das Bemühen um nationale Be-

<sup>106</sup> Gemeint war wohl der „Verein für die Angehörigen des Deutschen Reichs“. Berichte sämtlicher Polizeistellen der Stadt an den Stadthauptmann. PGIA, Rep. 569, Bd. 13/1129, S. 26, 75 u. 100. Mancher deutsche Verein versuchte selbst mit der neuen Situation fertigzuwerden. Während der „Sängerkreis“ im Herbst 1914 von sich aus beschloß, die Vereinstätigkeit bis zum Ende des Krieges auszusetzen, versuchte die „Deutsche Gesellschaft von 1772“ vergeblich, durch die Streichung des entlarvenden Adjektivs „Deutsche“ einer Schließung zu entgehen. Ebenda, Rep. 569, Bd. 13/1141, S. 6 u. 94.

<sup>107</sup> Sitzungsprotokolle der „Palme“ und der „Deutschen Gesellschaft von 1772“ an den Stadthauptmann. Ebenda, Rep. 569, Bd. 13/1129, S. 119 u. 227 f.

wußtwerdung im deutschen Vereinswesen wurde vor allem von Reichsdeutschen und Angehörigen der Bildungsschicht getragen. Insbesondere die eher passive Mittelschicht konnte kaum für die nationale Idee begeistert werden, so daß die national motivierte Sammlung letztlich scheiterte.

- 3) Eines der wesentlichen Anliegen von Vereinen der zweiten Phase, die Entfaltung einer nationalen Identität im Petersburger Deutschtum und die Sammlung möglichst vieler Deutscher innerhalb dieser Vereine, ging zu Lasten einer Annäherung von Deutschen, insbesondere der Bildungsschicht, an das russische Umfeld. Die auf größere Vereinheitlichung abzielende Russifizierungspolitik trug somit entgegen ihrer eigentlichen Intention zur Verstärkung desintegrierender Tendenzen bei. Läßt sich die Integration der deutschen Bevölkerung zwar bis August 1914 als unvollkommen bezeichnen, so war sie jedoch erst mit Beginn des Ersten Weltkrieges endgültig gescheitert.



# Bildung als Auftrag und Aufgabe. Deutsche Schulen in St. Petersburg 1704–1934

von Ralph Tuchtenhagen

Am 1. Januar 1992 wurde die in dem Ruf des schönsten St. Petersburger Schwimmbads stehende, ehemalige St. Petri-Kirche den städtischen Lutheranern als Gotteshaus zurückgegeben. Schon seit dem 1. April 1991 hatten hier Kinder der Stadt Schulunterricht in deutscher Sprache erhalten. Am 8. März 1992 zelebrierten dieselben Lutheraner ihren ersten Gottesdienst seit dem Beginn der Stalin-Ära im Saal des illustren, vom Goethe-Institut und dem deutschen Konsulat geförderten St. Petersburger Kinos „Spartak“. Das Kirchenschiff der ehemaligen St. Annen-Kirche, das noch immer die architektonische Kulisse dieses Kinos bildet und in dessen Apsis derzeit Juwelierwaren verkauft werden, ist als zweite Lutherische Kirche St. Petersburgs mit einer reorganisierten St. Annen-Schule im Gespräch.<sup>1</sup>

Diese zwei Beispiele mögen genügen, um den Nutzen einer Geschichte dieser und aller anderen deutschen Schulen in Rußland sinnfällig zu machen. Sie steht in der Tat noch aus und dürfte, sollte sie demnächst geschrieben werden, einen erheblichen Umfang annehmen. Wenn hier der Versuch eines Einstiegs in das Problem am Beispiel der früheren Hauptstadt des Zarenreiches unternommen wird, kann es sich nur um den Grundstein einer solchen Gesamtuntersuchung handeln. Er bildet jedoch das Fundament der ganzen Geschichte.

## Die Geburt des Systems aus dem Kraftfeld der petrinischen Reformen (1710–1782)

Die St. Petersburger deutschen Schulen waren Teil der petrinischen Bildungsreform und stellten wie die Hauptstadt, in der sie entstanden, eine

---

<sup>1</sup> Vgl. Lutheraner in St. Petersburg sollen Kirchen zurückbekommen, in: Volk auf dem Weg 42 (1991), Nr. 12; Religionsunterricht in der Petrischule, in: St. Petersburger Zeitung Nr. 3-4 vom November 1991, S. 13; L. Tsch., Petri-Gemeinde an deutsche Gemeinde übergeben, in: St. Petersburger Zeitung Nr. 13 vom 15. August 1992, S. 1; Barbara Wattendorf, Ich gehe dorthin, wo man mich braucht, in: St. Petersburger Zeitung Nr. 17 vom 22. Dezember 1992, S. 2; Erster Gottesdienst in der St. Annenkirche in St. Petersburg, in: Volk auf dem Weg 43 (1992), Nr. 5; Erster Gottesdienst in der Petrikirche in St. Petersburg, in: Volk auf dem Weg 43 (1992), Nr. 12.

wundersame Schaumgeburt aus den Sümpfen des Nevadeltas dar. Schon Ivan IV. (Groznyj) (1547–1584) hatte nach dem Livländischen Krieg (1558–1582/83) deutsche Kriegsgefangene als Zugkräfte in seine Reformprojekte eingespannt und in Moskau angesiedelt, wo mit Billigung des ehrgeizigen Zaren schon bald deutsche Kirchengemeinden entstanden waren. Peter I. (1689–1725) ermutigte nach dem Großen Nordischen Krieg (1700–1721) seine gerade erst unterworfenen Deutschbalten und Westeuropäer aus allen Teilen des Kontinents, sein schwerfällig dahinschlingendes Staatsschiff ins offene Fahrwasser zu manövrieren und aus Rußland eine europäische Großmacht ersten Ranges zu machen. Säkulare Schulen nach westlichem Vorbild sollten das Vorratslager für seine Reformarmada abgeben. Doch ist dieses Vexierbild weitgehend am Spiegel der russischen Wirklichkeit zerbrochen. Der Zar war gezwungen, die Bildungsfrage schon nach kurzer Zeit wieder an die Kirche abzutreten. Das Problem der russischen Volksbildung sollte den russischen Senatoren erst wieder von Katharina II. (1762–1796) vorgelegt werden. Das sich mit der wachsenden Zahl ausländischer Fachkräfte in Petersburg entwickelnde, konfessionell (lutherisch, reformiert, anglikanisch) und ethnisch (deutsch, schwedisch-finnisch, englisch, niederländisch, französisch) differenzierte ausländische Kirchen- und Schulwesen konnte dagegen wachsende Erfolge verzeichnen.<sup>2</sup>

Die 1704 gegründete St. Petri-Kirche war das älteste und bedeutendste Monument dieser Entwicklung. 1710 entstand dort die berühmteste Kirchenschule Rußlands. Sie war Teil eines umfassenden Systems pädagogisch-sozialer Anstalten der Kirche, zu dem zu verschiedenen Zeiten auch Waisenhäuser, Frauenasyle und Altenheime gehörten. Die St. Petri-Schule besaß bis 1735 den Status einer zunächst ein-, dann zweiklassigen Elementarschule („Bürgerschule“), zwischen 1735 und 1762 war sie „Lateinschu-

<sup>2</sup> Jutta Oswald, Die inneren Reformen, in: Handbuch der Geschichte Rußlands. Bd. II, 1: Vom Randstaat zum Hegemonialstaat, hrsg. v. Klaus Zernack. Stuttgart 1986, S. 340–345 (mit weiterer Lit.); Nicholas Hans, History of Russian Educational Policy (1701–1917). New York 1964 (Reprint 1931), S. 8–16; Margarete Woltner, Das wolgadeutsche Bildungswesen und die russische Schulpolitik. I: Von der Begründung der Wolgakolonien bis zur Einführung des gesetzlichen Schulzwangs. Leipzig 1937 (mehr nicht erschienen!), S. 3–12; Patrick L. Alston, Education and the State in Tsarist Russia. Stanford, Cal. 1969, S. 3–7; M.J. Okenfuss, Education in Russia in the First Half of the Eighteenth Century. Phil. Diss., Harvard 1970; Joachim Krumbholz, Die Elementarschulbildung in Rußland bis zum Jahre 1864. Ein Beitrag zur Entstehung des Volksschulstatuts vom 14. Juli 1864. Wiesbaden 1982, S. 7–11 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa. 15.); Erik Amburger, Die deutschen Schulen in Rußland, in: Deutscher Einfluß auf Bildung und Wissenschaft im östlichen Europa, hrsg. v. Friedhelm Berthold Kaiser u. Bernhard Stasiewski. Köln/Wien 1984, S. 1 f. (Studien zum Deutschtum im Osten. 18.).

le“, ab 1762 wurde sie zu einem klassischen Knaben-Gymnasium europäischen Zuschnitts ausgebaut.<sup>3</sup>

Neben der alles beherrschenden Petri-Schule entwickelten sich in dieser Zeit auch zwei andere deutsche Kirchenschulen, die St. Annen-Schule auf dem Stückhof (Litejnyj) und die St. Katharinen-Schule auf der Vasilij-Insel. Beide begannen im Jahre 1736 als Elementarschulen, wuchsen jedoch mit unterschiedlicher Intensität. Die 1735 gegründete St. Annen-Schule behielt diesen Status bis 1762, avancierte 1762 zur Lateinschule, durchlief von 1780 bis 1833 das Stadium einer höheren Bürgerschule mit Elementar- und drei Mädchenklassen und stieg im Jahre 1833 in den Rang eines klassischen Gymnasiums auf.<sup>4</sup> Die auf der Vasilij-Insel 1736 gegründete St. Katharinen-Schule dagegen kam zunächst über den Elementarschulstatus nicht hinaus, mußte 1786 wegen Streitigkeiten mit den Behörden geschlossen werden und kam erst im 19. Jahrhundert wieder auf die Beine.<sup>5</sup>

Im Jahre 1818 wurden die zwei noch bestehenden lutherischen Schulen durch eine reformierte Schule ergänzt. Ihre Gründung war das Ergebnis einer anlässlich des 300. Reformationstages im Jahre 1817 ergriffenen gemeinsamen Initiative der deutschen, französischen und niederländischen reformierten Gemeinden St. Petersburgs unter der Führung des Pestaloz-

- 
- <sup>3</sup> Vgl. Casimir Lemmerich, Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde St. Petri in St. Petersburg, I. Geschichte der Kirche; II. Geschichte der deutschen evangelisch-lutherischen Hauptschule in St. Petersburg. St. Petersburg 1862; Friedrich Meyer von Waldeck, Geistiges Leben der St. Petersburger Deutschen, in: *Unsere Zeit* 2 (1881), S. 219-243, hier S. 220 ff.; Die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Rußland. Eine historisch-statistische Darstellung, hrsg. v. Zentralkomitee der Unterstützungskasse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland (G. Pingoud). Bd. 1: Der St. Petersburgische und der Moskowitzische Konsistorialbezirk. St. Petersburg 1909, S. 1-8; Die St. Petri-Kirche. Zwei Jahrhunderte evangelischen Gemeindelebens in St. Petersburg 1710-1910. St. Petersburg 1910; A. Steinberg, Geschichte der St. Petrischule. St. Petersburg 1910; Leo Rodin, Die Deutsche Hauptschule zu St. Petri in St. Petersburg. Zu ihrem 225. Stiftungstag am 12. November 1937, in: *Deutsche Post aus dem Osten* 10 (1938), H. 1, S. 3-7; Erich Franz Sommer, Die Deutschen in Moskau und St. Petersburg, in: *Die Rußlanddeutschen. Gestern und heute*, hrsg. v. Boris Meissner, Helmut Neubauer u. Alfred Eisfeld. Köln 1992, S. 127-141, hier S. 137.
- <sup>4</sup> Vgl. Hermann Wiedemann, Chronik der St. Annen-Kirchenschule. St. Petersburg 1852; Festschrift zur Jubelfeier des 150jährigen Bestehens der St. Annen-Schule. St. Petersburg 1889; N[ikolaus] [N.] Rammig, Einige geschichtliche Daten über die deutsche St.-Annen-Gemeinde und Kirchenschule in St. Petersburg, in: *Deutsches Leben in Rußland* 12 (1934), H. 12, S. 84 ff.; 13 (1935), H. 1/2, S. 4-7, 14-19 u. 17-31; ders., Die St. Annen-Schule in St. Petersburg. Berlin 1936 (Reprint der Festschrift in Einzelteilen, mit Ergänzung); Gemeinden (wie Anm. 3), S. 8-14; Ingeborg Fleischhauer, Die Deutschen im Zarenreich. Zwei Jahrhunderte deutsch-russische Kulturgemeinschaft. Stuttgart 1986, S. 54; Amburger, Schulen (wie Anm. 2), S. 5.
- <sup>5</sup> Gemeinden (wie Anm. 3), S. 15-19; Fleischhauer, Die Deutschen (wie Anm. 4), S. 55 f.; Sommer, Die Deutschen (wie Anm. 3), S. 135 f.

zischülers Johannes von Muralt. Die Schulleitung bemühte sich, den Vorsprung der lutherischen Schulen möglichst schnell einzuholen. Sie öffnete ihre Tore als zweiklassige Elementarschule, wurde 1828 Lateinschule und erreichte 1864 den Gymnasialstatus.<sup>6</sup>

Neben den kirchlichen Schulen gab es verschiedene öffentliche Schulen ohne staatliche Rechte, die auch von Deutschen besucht und nachhaltig geprägt worden sind. Zu nennen ist in erster Linie die 1821 von in Petersburg lebenden Engländern gegründete und von Zar Alexander I. (1801–1825) protegierte „Schule für Kinder unbemittelter Eltern aller fremden Konfessionen“ oder „Englische Schule“. In den beiden Vorbereitungs- und den beiden Elementarklassen wurde Deutsch, in den beiden oberen Klassen Russisch unterrichtet. Für ihren Unterhalt sorgten anfangs einzelne Mäzene, ab 1895 ein Unterstützungsverein. Die Verwaltung lag zunächst in privater Hand, ging 1850 auf das Ministerium für Volksaufklärung, 1854 auf die Verwaltung der Institutionen der Kaiserin Maria, 1890 erneut auf das Ministerium für Volksaufklärung über. 1882 erhielt sie die Genehmigung zum Unterricht in alten Sprachen, allgemeiner Geschichte und Geographie und konnte somit als Lateinschule nach Vorbild der St. Petersburger deutschen Kirchenschulen gelten.<sup>7</sup>

Zwei andere, vom „St. Petersburger deutschen Bildungs- und Hilfsverein“ gegründete säkulare Elementarschulen mit dem Ziel der „Erhaltung des Deutschtums“ existierten unter der Voraussetzung, daß dort in russischer Sprache unterrichtet wurde — mit Ausnahme des evangelischen Religionsunterrichts und des Faches Deutsch.<sup>8</sup>

Eine dritte Kategorie neben den Kirchenschulen und den öffentlichen Säkularschulen bildeten die Privatschulen (Pensionate), deren hohe Be-

<sup>6</sup> Die Gründungsurkunde der Schule ist abgedruckt in: Hermann Dalton, Urkundenbuch der evangelisch-reformierten Kirche in Rußland. Gotha 1889, S. 94–97 (Beiträge zur Geschichte der evangelischen Kirche in Rußland. 2.). Vgl. Das fünfzigjährige Jubiläum der Reformierten Schule am 11. März 1868. St. Petersburg 1868; Hermann Dalton, Geschichte der reformierten Kirche in Rußland. Gotha 1865, S. 89 ff.; ders., Johannes von Muralt. Eine Pädagogen- und Pastorengestalt der Schweiz und Rußlands aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Wiesbaden 1876; Amburger, Schulen (wie Anm. 2), S. 7 f.

<sup>7</sup> Vgl. St. Petersburger Zeitung vom 18. (21.) Dezember 1907; Gemeinden (wie Anm. 3), S. 47 f.; Friedrich von Keußler, Die deutschen Kirchenschulen in Petersburg, in: Deutsche Erde 10 (1911), S. 212 f., hier S. 213; ders., Die deutschen Schulen in St. Petersburg mit staatlichen Rechten, in: Deutsche Erde 13 (1914–1915), S. 22 f., hier S. 23; Amburger, Schulen (wie Anm. 2), S. 9; Margarete Busch, Die Deutschen in St. Petersburg 1881–1914: Identität und Integration. Unveröff. Staatsarbeit, Köln 1989 (Manuskript im Besitz der Forschungsstelle für Geschichte und Kultur der Deutschen in Rußland, Freiburg), S. 129.

<sup>8</sup> Vgl. Keußler, Kirchenschulen (wie Anm. 7), S. 213; ders., Schulen (wie Anm. 7), S. 23; Gemeinden (wie Anm. 3), S. 47 f.

deutung für das Bildungsniveau der Petersburger Deutschen nicht unterschätzt werden darf. Berühmt unter den älteren Schulen waren insbesondere die reformierten Collin'schen<sup>9</sup> (1811–1830) und Muralt'schen<sup>10</sup> (1810–1850) Anstalten sowie die beiden jüngeren deutschen, mit staatlichen Rechten ausgestatteten, den russischen Kronsgymnasien und -realschulen gleichgestellten Privatschulen mit Gymnasial- und Realklassen: die hauptsächlich von den Sprößlingen der deutschen Kaufmannsfamilien besuchte May'sche Anstalt<sup>11</sup> (seit 1856) und die Wiedemann'sche Anstalt<sup>12</sup> (seit 1859).

### Die Blütezeit der Schulen

Die Knaben- und Mädchen-Bürgerschulen für Kinder deutscher Handwerker, Angestellter und Kleinunternehmer aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren über eine zunächst ein-, später zweiklassige Elementarschulbildung nicht hinausgekommen. Sie umfaßten den Unterricht in den Fächern Religion, Lesen und Schreiben in deutscher und russischer Sprache sowie Grundbegriffe des Rechnens und berechtigten so zum Eintritt in die praktischen Berufe der elterlichen Wirtschaft. Die Bürgerschulen dienten damit in erster Linie der Selbstrekrutierung des St. Petersburger deutschen Kleinbürgertums. Von den beiden großen Kirchenschulen konnte nur die Petri-Schule ein stetiges Wachstum verzeichnen. Sie erhielt 1735 ein eigenes Schulgebäude und zählte 1736 bereits 133 Schülerinnen und Schüler. Die Annen-Schule erlebte dagegen nach dem Ausscheiden

<sup>9</sup> Gegründet von dem reformierten Königsberger Pastor Johann David Collins (1761–1833). Vgl. Dalton, *Geschichte* (wie Anm. 6), S. 80; Amburger, *Schulen* (wie Anm. 2), S. 9.

<sup>10</sup> Gegründet von dem reformierten Pastor Johannes von Muralt, der gleichzeitig die Schule der Reformierten Gemeinde ins Leben gerufen hatte und als Direktor der Collin'schen Schule amtierte. Vgl. Dalton, *Muralt* (wie Anm. 6); N. Zedekauer, *Réminiscences de la pension du Pasteur Jean de Muralt de 1825 à 1831*. St. Petersburg 1874; Hermann Dalton, *Die evangelische Kirche in St. Petersburg*, in: Ders., *Drei Vorträge*. Leipzig 1890, S. 1–33, hier S. 21 f.; Amburger, *Schulen* (wie Anm. 2), S. 9 f.

<sup>11</sup> Vgl. *Das 25-jährige Jubiläum der May'schen Schule in St. Petersburg am 29. Oktober 1881*. St. Petersburg 1882; *St. Petersburger Zeitung* vom 29. Oktober (11. November) 1906, S. 3; *Pjatidesjatiletie školy K.I. Maja 1856–1906 (50 Jahre May'sche Schule 1856–1906)*. St. Petersburg 1907, S. 1 u. 16 ff.; N.V. Blagovo, *Časťnaja škola K. Maja i ee rol' v srednom obrazovanii nemcev Sankt-Peterburga vo vtoroj polovine XIX veka (Die May'sche Privatschule und ihre Rolle bei der weiterführenden Bildung der Deutschen St. Petersburgs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts)*, in: *Russko-nemeckie kontakty v biografii Sankt-Peterburga*. Bd. 1, St. Petersburg 1992; Amburger, *Schulen* (wie Anm. 2), S. 10; Busch, *Die Deutschen* (wie Anm. 7), S. 128 f.

<sup>12</sup> Vgl. C. Oerdel, *Die ersten 25 Jahre der Wiedemannschen Anstalt*. Festschrift zum 17. August 1884. St. Petersburg 1884; Amburger, *Schulen* (wie Anm. 2), S. 10.

des ersten Kantor-Schulmeisters Braune im Jahre 1752 eine zehnjährige Periode der Stagnation.<sup>13</sup>

In der Periode der Lateinschulen<sup>14</sup> wurde in den nun vierklassigen Bürgerschulen neben den Elementarfächern auch Latein, Französisch, Geographie und Geschichte unterrichtet. Die Annen-Schule bot darüber hinaus auch „Russica“, „deutsch Briefstellen“, Arithmetik und Logik an. Hebräisch, Griechisch, Klavierunterricht und „andere belles lettres“ konnten im Privatunterricht gegen Sondergebühren erlernt werden. Dieser halb öffentliche, halb private Charakter der Annen-Schule wurde 1765 durch die Angliederung eines Pensionats weiter verstärkt. Als Berufsziele dieses Schultyps stellte sich die Schulleitung der Annen-Schule vor: „Der Professionist, der Kaufmann, der Pharmazeut, der Chirurg, der Staatsdiener“. Eine starke Fluktuation bei den Lehrern und Rektoren, der dauernde Zwist zwischen den Gemeindepastoren und den Rektoren, besonders in St. Petri, sowie stetig schwankende Schülerzahlen erschwerten jedoch die Arbeit der Schulen auch in dieser Phase.<sup>15</sup>

Die zweite Hälfte des 18. und der Beginn des 19. Jahrhunderts brachten die Eingliederung in das in dieser Zeit aufkommende russische Bildungssystem, führten aber auch zur Ausbildung des vollständigen Apparates deutscher Schulen in St. Petersburg. In der Anfangsphase ihrer Existenz hatten die deutschen Schulen unbehelligt von staatlicher Observanz wirken können, weil ein konkurrierendes russisches Bildungswesen noch nicht existierte. Durch die Einführung des „Österreichischen Normal-

<sup>13</sup> Nikolaj P. Ul'janov, Aus der Geschichte der St. Petri-Schule in St. Petersburg 1840–1914, in: Deutsches Leben in St. Petersburg und Moskau vom 18. Jahrhundert bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Neuere Beiträge russischer Wissenschaftler, hrsg. v. Dittmar Dahlmann. Lüneburg 1994 (im Druck); Gemeinden (wie Anm. 3), S. 4 u. 10; Ramming, Daten (wie Anm. 4), S. 4; Die deutschen Schulen in St. Petersburg, der Weltkrieg und die Revolution, in: Aus deutscher Bildungsarbeit im Auslande. Ergebnisse und Erfahrungen in Selbstzeugnissen aus aller Welt. Bd. 1: Europa, hrsg. v. Otto Boelitz u. Franz Schmidt. Langensalza 1927, S. 60–68; dass., in: Deutsche Post aus dem Osten 1 (1928), H. 1, S. 10–13 u. 38–41 (hiernach im folgenden zitiert); Rodin, Hauptschule (wie Anm. 3), S. 3 f.

<sup>14</sup> St. Petri 1735–1762, St. Annen 1762–1780, Reformierte Schule 1828–1864.

<sup>15</sup> „Verbesserter Schulplan für die St. Annen-Schule auf dem Stückhofe zum Besten der Gemeinde aufgesetzt von T[homas] F[riedrich] T[heodor] Rheinbott, Pastor dasselbst“, zit. in: Ramming, Daten (wie Anm. 4), S. 6. Vgl. Lemmerich, Geschichte (wie Anm. 3); Ernst Friesendorf, Geschichte der St. Petrischule von 1862 bis 1887, in: Zur Geschichte der St. Petri-Schule in St. Petersburg. Teil 2, St. Petersburg 1887, S. 1; Steinberg, Geschichte (wie Anm. 3); Die deutschen Schulen (wie Anm. 13); Rodin, Hauptschule (wie Anm. 3), S. 3 f.; Gerd Stricker, Deutschsprachige Bildungseinrichtungen im Russischen Reich und in der Sowjetunion, in: Tausend Jahre Nachbarschaft. Rußland und die Deutschen, hrsg. v. der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat, Bonn, in Verbindung mit Alfred Eisfeld und Manfred Hellmann. München 1988, S. 162–175, hier S. 163.

schulsystems“ unter Katharina II. in den Jahren 1782 bis 1786<sup>16</sup> wurde jedoch eine Definition des Verhältnisses zwischen staatlicher Bildungspolitik und deutschem Schulwesen nicht nur in St. Petersburg, sondern auch auf der Ebene des gesamten Reiches unausweichlich. Die St. Petri-Schule wurde im Jahre 1783 zur siebenklassigen<sup>17</sup> „Deutschen Hauptnormal-  
 schule“ und Musteranstalt für alle deutschen Schulen in Rußland erklärt und, unter Beibehaltung ihrer 1764 erhaltenen Privilegien (s.u.), mit einer neuen Verwaltungsstruktur versehen. Diese bestand aus einem „Allerhöchst verordneten Direktorium“<sup>18</sup> (Schulrat), das sich aus dem Schulpatron, den beiden Pastoren der Kirche, dem Schulinspektor, einem Vertreter der Regierung und einem Mitglied des Kirchenrates zusammensetzte. Das Direktorium war bis zur Unterstellung unter das Ministerium für Volksaufklärung im Jahre 1804 für die Schulangelegenheiten aller deutschen Schulen in Rußland, d.h. in der Hauptstadt (künftig Hauptschulen genannt), in Narva und Moskau und in den Gouvernements Wyborg, Estland, Livland, Saratov und Samara, zuständig. Seine Hauptaufgabe bestand in der Erarbeitung von Unterrichtsmaterialien nach Vorbild der russischen Säkularschulen einschließlich des Faches Religion.

Dieser Versuch einer Gleichschaltung der deutschen Kirchenschulen mit dem russischen weltlichen Schulwesen rief den schärfsten Protest der Annen- und Katharinen-Schule hervor, der erst mit der Schließung der Katharinen-Schule 1786 zum Schweigen gebracht werden konnte. In der Praxis wurde das Projekt jedoch außer in St. Petersburg nur im Gouvernement Wyborg durchgesetzt, wo eine starke deutsche Minderheit lebte und es vor allem um die von der lokalen Bevölkerung unterstützte Einführung der deutschen Unterrichtssprache ging. Das Baltikum dagegen pochte auf seine Privilegien, die Wolgaregion widerstand durch die Ignoranz ihrer örtlichen Beamten. Die Petri-Schule, die von den staatlichen Maßnahmen nur profitierte, beschränkte sich auf einen diskreten symbolischen Widerstand. Mit der Etablierung der Petri-Schule als Hauptnormal-

<sup>16</sup> Pol'noe sobranie zakonov Rossijskoj Imperii (Vollständige Gesetzessammlung des Russischen Reiches) (PSZRI), 1-oe sobr. (erste Sammlung), Bd. 21, Nr. 15507 (17.9.1782); Bd. 22, Nr. 16421 (5.8.1786). Vgl. S. Rožděstvenskij, Iz istorii učebnych reform imperatricy Ekateriny II. (Aus der Geschichte der Bildungsreform Kaiserin Katharinas II.), in: Žurnal Ministerstva Narodnogo Prosvěščenija 20 (1909), S. 47-100.

<sup>17</sup> Klassen 1 bis 3, zwei Quarten, Selecta und Suprema.

<sup>18</sup> PSZRI, Bd. 21, Nr. 15826 (29.8.1783). Deutscher Wortlaut des Ukaz in: Woltner, Bildungswesen (wie Anm. 2), S. 37 f. Vgl. außerdem die Ausführungsbestimmungen in: PSZRI, Bd. 19, Nr. 14036 (9.9.1783).

schule für Rußland im Jahre 1782 war ihre Konsolidierungsphase im wesentlichen abgeschlossen.<sup>19</sup>

Die Gründung des Ministeriums und seines Departements für Volksaufklärung, die Umstrukturierung der bisherigen russischen Schulkommission in eine Oberschulverwaltung und die Einteilung des Reiches in Lehrbezirke in den Jahren 1802/03 verursachten neue Turbulenzen. 1817 wurden die deutschen Kirchenschulen in St. Petersburg dem Kurator des Lehrbezirks St. Petersburg, D.P. Runič, unterstellt. Das „Direktorium der deutschen Schulen“ an der Petri-Schule wurde 1823, wiederum unter Beibehaltung ihrer Privilegien, auf ein „Direktorium der Schulen der evangelischen St. Petrikirche“ zurechtgestutzt und verlor seine bisherige Aufsichtsfunktion. Anstelle des früheren Regierungsvertreters versah nun ein „Präsident des Kirchenrats“ den Verbindungsdienst zur Krone.<sup>20</sup>

Die unter Katharina II. verfügte Zentralisierung der Verwaltung deutscher Schulen in der Petri-Schule wurde dadurch zugunsten einer Gleichberechtigung der anderen deutschen Schulen wieder aufgehoben. Damit einher ging eine allmähliche Konsolidierung und Anhebung des Bildungsniveaus dieser Schulen im 19. Jahrhundert, die auf diese Weise die Standards der Petri-Schule einholten. Für die Petri-Schule hatte der Göttinger Professor Anton-Friedrich Büsching<sup>21</sup> als neuer Rektor schon vor der katharinischen Bildungsreform den Grundstein zu einer künftigen Gymnasialbildung gelegt. Büsching, ein Zögling der Franckeschen Anstalten in Halle und Anhänger des Pietismus, gründete — nach Vorbild der weiter-

<sup>19</sup> Vgl. D[mitrij] A. Tolstoj, *Gorodskie učilišča v carstvovanie imperatricy Ekateriny II (Städtische Lehranstalten während der Herrschaft Kaiserin Katharinas II.)*. St. Petersburg 1886, S. 119 (Sbornik otdelenija russkogo jazyka i slovesnosti. 41.); P. Polt, Theodor Janković und die Schulreform in Rußland, in: *Die Aufklärung in Ost- und Südosteuropa*, hrsg. v. H. Ischreyt. Wien/Köln 1972, S. 119-174; *Die St. Petri-Gemeinde 1710-1910*. Teil 2, St. Petersburg 1910, S. 49 f. u. 52 ff.; Friesendorf, *Geschichte* (wie Anm. 15), S. 9; Lemmerich, *Geschichte* (wie Anm. 3), I, S. 272 ff. u. 428 ff.; Rodin, *Hauptschule* (wie Anm. 3), S. 6; Dalton, *Urkundenbuch* (wie Anm. 6), S. 99; *Gemeinden* (wie Anm. 3), S. 16; Amburger, *Schulen* (wie Anm. 2), S. 5 ff.; Woltner, *Bildungswesen* (wie Anm. 2), S. 30-40.

<sup>20</sup> S. die Umwandlungsproposition des Direktoriums von 1818 in: Dalton, *Urkundenbuch* (wie Anm. 6), S. 100 f. Vgl. Krumbholz, *Elementarschulbildung* (wie Anm. 2), S. 17-29; Friesendorf, *Geschichte* (wie Anm. 15), S. 9; Lemmerich, *Geschichte* (wie Anm. 3), I, S. 428 ff.

<sup>21</sup> Zu Büsching vgl. Julius Iversen, *Das Lehrpersonal der St. Petri-Schule von ihrem ersten Beginn bis zur Gegenwart (1710-1887)*, in: *Zur Geschichte der St. Petri-Schule* (wie Anm. 15), S. 3 f.; A. Steinberg, *Dr. Anton Friedrich Büsching und die zu St. Petersburg am 1. Oktober 1762 an der Petrikirche eröffnete Schule der Sprachen, Künste und Wissenschaften*. St. Petersburg 1912; Peter Hoffmann, *Der erste Direktor der Petersschule in St. Petersburg Anton Friedrich Büsching (1724-1793)*, in: *St. Petersburger Zeitung* Nr. 3 vom 3. März 1992, S. 6. Büsching verfaßte zudem die erste *Geschichte der evangelischen Kirche in Rußland: Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinden im Russischen Reich*. 2 Bde., Altona 1766/67.

führenden städtischen Schulen in den baltischen Provinzen und im Gouvernement Wyborg sowie der Berliner Realschule<sup>22</sup> und orientiert an pietistischen Bildungsidealen — am 1. Oktober 1762 die „Schule der Sprachen, Künste und Wissenschaften der Gemeinde zu St. Petri“ mit einer Knaben- und einer Mädchenabteilung. Er erweiterte die Zahl der Klassen, berief berühmte Lehrer aus Deutschland und richtete ein Alumnat (kostenfreies Schülerheim) ein. Die Kosten für die neue Schule trugen im wesentlichen die Gemeindeglieder, sie wurden darin jedoch seit 1760 von Katharina, die zu dieser Zeit noch nicht Zarin war, sowie ihrem Sohn, Großfürst Paul, unterstützt. Es handelte sich bei diesem Typ der Gelehrtenschule um eine Art „Realschule mit humanistischer Färbung“ (Amburger). Die Schule begann mit 50-60 Schülern und 20 Schülerinnen. Diese Zahl verdoppelte sich jedoch schon innerhalb des ersten halben Jahres und überschritt im Jahre 1764 die Marke von 300. Am 31. Januar 1764 verlieh Katharina II., jetzt in ihrer Funktion als Zarin, der Petri-Schule ein Privileg,<sup>23</sup> das die Gründung Büschings von allerhöchster Hand bestätigte. Es diente künftig als Magna Charta ihrer autonomen Existenz und wurde erst im Ersten Weltkrieg von der zarischen Regierung gebrochen. Die Petri-Schule genoß dadurch den Rechtsstatus der russischen Schulen gleichen Typs. Die innere Verfassung der Schule blieb aber auch in dieser Phase durch Perspektivlosigkeit und hohe Fluktuation unter den Nachfolgern Büschings labil.<sup>24</sup>

Die Annen-Schule dagegen nahm in diesen Jahren einen deutlichen Aufschwung und gründete unter dem Pastor Thomas Friedrich Theodor Rheinbott 1780 eine höhere Bürgerschule, der kurze Zeit später auch eine Mädchenabteilung angegliedert wurde. Ihre Schüler- und Lehrerzahl stieg

<sup>22</sup> Die Berliner Realschule war auf Anregung von August Hermann Francke 1747 von J.J. Hecker gegründet worden.

<sup>23</sup> „(...) damit sie zu ewigen Zeiten, so wie jetzt, unter Unserer Kaiserl. Majestät Regierung, also auch ins künftige von Unsern Allerdurchlauchtigsten Nachfolgern auf dem Russisch-Kaiserlichen Thron, als ein mit allen ihren Gebäuden der hiesigen St. Peters-Kirche und Gemeinde zugehöriges und von ihr allein abhängendes Eigenthum in ihrer sowohl gegenwärtigen, als etwa inskünftige bey zunehmender Anzahl der Schüler und Schülerinnen von dem Kirchen-Convent zu veranstaltenden Einrichtung und Verfassung geschützt und gegen alle Anfechtungen vertheidiget werden, auch zu ewigen Zeiten von allen Polizei Queribus frey bleiben möge“. Die Originalurkunde befand sich nach Rodin mindestens bis 1937 im Besitz des Archivs der St. Petri-Kirche. Das Privileg war eines der ersten Anzeichen für eine künftige Bildungsreform unter Katharina II. Zit. bei Rodin, Hauptschule (wie Anm. 3), S. 4. Vgl. Krumbholz, Elementarschulbildung (wie Anm. 2), S. 11 ff.

<sup>24</sup> Vgl. Dalton, Urkundenbuch (wie Anm. 6), S. 99; Lemmerich, Geschichte (wie Anm. 3), II, S. 69; Wilhelm Kahle, Aufsätze zur Entwicklung der evangelischen Gemeinden in Rußland. Leiden 1962, S. 239 (Ökumenische Studien. 4.); Rodin, Hauptschule (wie Anm. 3), S. 4 f.; Steinberg, Büsching (wie Anm. 21); Amburger, Schulen (wie Anm. 2), S. 3 ff.; Gemeinden (wie Anm. 3), S. 4.

zwischen 1780 und 1833 sprunghaft an, die Einnahmen wuchsen, ein Schulfonds konnte eingerichtet und zwei neue Schulgebäude (1785, 1793) fertiggestellt werden. Außerdem wurde 1833 mit der Einrichtung der Gelehrtenschule (Gymnasium) ein Schulrat ins Leben gerufen. 1852 verlieh Nikolaus I. (1825–1855) der Annen-Schule für ihre bisherigen Verdienste ein zarisches Privileg ähnlich dem der St. Petri-Schule. Es wahrte die Rechte der Kaiserlichen Lehranstalten zweiten Ranges und begründete den autonomen Status der Annen-Schule.<sup>25</sup>

Versuche der ehemaligen Katharinen-Schule, nach ihrer peinlichen Schließung von 1786 wieder auf die Beine zu kommen (1803–1810 und 1824–1837), scheiterten zunächst kläglich. Sie mußte sich lange Zeit mit einer dem 1849 gegründeten Katharinen-Knabenwaisenhaus angeschlossenen Elementarschule begnügen. Das war nicht nur einer schwindsüchtigen Kirchenkasse, sondern auch dem umständlichen brückenlosen Verkehr auf der Neva zwischen Vasilij-Insel und dem Zentrum der Stadt zu verdanken. Zudem wurde der Stadtteil erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts zur Augias-Idylle der Leskovschen deutschen „Inselbewohner“<sup>26</sup>, so daß eine verkehrsunabhängige Klientel der Katharinen-Schule erst im 19. Jahrhundert ins Gewicht fiel. In dieser Zeit vollzog sich denn auch die endgültige Konsolidierung der Schule. 1864 öffnete die Katharinen-Kirche wieder eine eigene Elementarklasse, 1880 wurden Gymnasium und Handelsabteilung eingerichtet, 1882 wies die Schule den gesamten Unterrichtsapparat der anderen St. Petersburger Kirchenschulen auf.<sup>27</sup>

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bildete sich das volle Schulsystem aus. Die St. Petersburger Deutschen besaßen bis weit über den Ersten Weltkrieg hinaus eine Reihe von Elementarschulen mit zwei bis sechs Klassen, teilweise mit Parallelklassen, in denen Knaben wie Mädchen Grundkenntnisse in Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen erwarben.<sup>28</sup>

<sup>25</sup> Vgl. Max Wiedemann, Vermächtnis meines Vaters, des Direktors der St. Annen-Schule, Dr. Hermann Wiedemann, aus seinen Schulreden 1845–1859. Ein Beitrag zur Kultur- und Schulgeschichte der deutschen Gemeinden in St. Petersburg, in: Deutsche Post aus dem Osten (1936), Nr. 10, S. 6 ff., hier S. 6; Amburger, Schulen (wie Anm. 2), S. 8; Ramming, Daten (wie Anm. 4), S. 6 f. u. 14–19; ders., St. Annen-Schule (wie Anm. 4), Anhang; Gemeinden (wie Anm. 3), S. 11.

<sup>26</sup> Titel eines 1866 erschienenen Romans von Nikolaj S. Leskov, in dem er kritisch-realistisch die sozialen Milieus und Mißstände St. Petersburgs beschreibt.

<sup>27</sup> Vgl. Gemeinden (wie Anm. 3), S. 16 f.; Die St. Petri-Gemeinde (wie Anm. 19), S. 61 ff.; Fleischhauer, Die Deutschen (wie Anm. 4), S. 55 f.; Sommer, Die Deutschen (wie Anm. 3), S. 135 f.

<sup>28</sup> In der Annen-Schule seit 1850 (Knaben) bzw. 1863 (Mädchen, 1868 wieder vereinigt), in der Katharinen-Schule seit 1889 (Knaben) von der jeweiligen Mutterschule separ-

Daneben standen siebenklassige humanistische Gymnasien für Knaben<sup>29</sup> mit den Rechten und dem Lehrplan des III. St. Petersburger russischen Gymnasiums. Sie umfaßten üblicherweise auch ein oder zwei Vorbereitungsklassen.<sup>30</sup> Lehrpläne und Fächerkanon unterschieden sich von denjenigen der reichsdeutschen oder österreichischen Schulen nicht nur ihrem Inhalt, sondern auch ihren Anforderungen nach.<sup>31</sup> An der rechtlichen Gleichstellung mit den staatlichen russischen Schulen haftete die Forderung nach Unterricht in russischer Sprache und Literatur, russischer Geschichte und russischer Geographie in russischer Unterrichtssprache. Da die Schulleiter ihren Bildungszielen (s. unten) entsprechend eine Verklammerung deutscher und russischer Lerninhalte erstrebten, führte die Erweiterung des deutschen Curriculumums häufig zur Überfrachtung der Lehre mit zu vielen Fächern und Unterrichtsstunden. Anfänglich war deshalb der Unterricht in den klassischen Sprachen „als überflüssiger Ballast über Bord geworfen worden.“<sup>32</sup> Doch schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts drang er in den Kernbereich der Lehrveranstaltungen vor, der dann aus einem dreijährigen Kursus in den Fächern Latein, Griechisch, bisweilen Hebräisch, sowie Deutsch, Russisch, Französisch, Religion, Geographie, Geschichte, Mathematik, Naturgeschichte, Physik,

---

riert. Vgl. Gemeinden (wie Anm. 3), S. 11 u. 17; Ramming, Daten (wie Anm. 4), S. 6 f.; ders., St. Annen-Schule (wie Anm. 4), Anhang. Außer den klassischen vier Kirchenschulen gab es noch die dreiklassige Knaben-Elementarschule des Alexanderstifts der St. Petri-Gemeinde und Elementarschulen an kleineren deutschen Kirchengemeinden in St. Petersburg, z.B. St. Marien (deutsch-russisch), die von den vier großen Gemeinden unterhalten wurden. Zu einem richtigen Schulsystem ist es bei diesen Kirchengemeinden jedoch nie gekommen. Vgl. Gemeinden (wie Anm. 3), S. 7 u. 39; Keußler, Kirchenschulen (wie Anm. 7), S. 213; ders., Schulen (wie Anm. 7), S. 23.

<sup>29</sup> Petri-Schule seit 1862, Annen-Schule seit 1852, Reformierte Schule seit 1848, Katharinen-Schule seit 1880.

<sup>30</sup> St. Petri seit 1762 mit acht Klassen, St. Annen in der Knabenabteilung seit 1833 mit fünf Klassen. Die staatlichen Rechte waren eine Folge der Privilegien Katharinas II. (Petri-Schule 1764) und Nikolaus' I. (Annen-Schule 1852).

<sup>31</sup> Die russischen Gymnasien beruhten nur ihrer äußeren Gestalt, nicht jedoch ihrem Fächerkanon nach auf dem preußischen Vorbild von 1812. Oskar Anweiler, Geschichte der Schule und Pädagogik in Rußland vom Ende des Zarenreiches bis zum Beginn der Stalin-Ära. 2. Aufl., Berlin/Wiesbaden 1978, S. 24 (Osteuropa-Institut an der Freien Universität Berlin. Erziehungswissenschaftliche Veröffentlichungen, hrsg. v. Oskar Anweiler u. Siegfried Baske. 1.). Zur Entwicklung in Deutschland vgl. Karl-Ernst Jeismann, Das höhere Knabenschulwesen, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. 3: 1800–1870. Von der Neuordnung Deutschlands bis zur Gründung des Deutschen Reiches, hrsg. v. Karl-Ernst Jeismann u. Peter Lundgreen. München 1987, S. 152–180; Georg Jäger, Lehrplan und Fächerkanon der höheren Schulen, in: Ebenda, S. 191–221; James C. Albisetti, Peter Lundgreen, Höhere Knabenschulen, in: Ebenda, Bd. 4: 1870–1918. Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, hrsg. v. Christa Berg. München 1991, S. 228–278, hier S. 239–242.

<sup>32</sup> Rede des Rektors der St. Annen-Schule, Hermann Wiedemann, aus dem Jahre 1853, zit. in: Wiedemann, Vermächtnis (wie Anm. 25), S. 6.

Kalligraphie, Zeichnen, Singen, Tanzen, Klavierspielen und Turnen<sup>33</sup> bestand. Zum ausführlicheren Studium der alten Sprachen waren zwei zusätzliche Jahre vorgesehen. Die Leistungen der Schüler wurden nach einem Fünf-Noten-System schriftlich und mündlich bewertet. Den besten Abgängern der Petri-Schule verlieh man zwischen 1832 und 1918 die Auszeichnung „Schola Petrina“. Das Verhalten der Schüler wurde zudem durch Klassen- und „Tagebücher“ (seit 1859) kontrolliert.<sup>34</sup>

Einige der Kirchenschulen unterhielten Realschulen (nur für Knaben). So entwickelte sich z.B. die Petri-Realschule aus dem zwischen 1834 und 1865 existierenden, von der „Groß-Tertia“ weiterführenden Realzweig der Hauptschule. Sie etablierte sich 1865 als eigene Schule mit sieben Hauptklassen und einer Vorklasse. 1876 wurde ihr Abschluß dem der staatlichen Realschulen gleichgestellt. Diese Oberrealschule<sup>35</sup> hatte zwei Abteilungen, eine technische für Ingenieurberufe und eine zweiklassige Handelsabteilung für kaufmännische Berufe, die gleichzeitig das Recht auf den einjährigen Heeresdienst verlieh. Sie lehrte seit 1858 neben den modernen Sprachen Kaufmännische Arithmetik, Buchführung, Handelsrecht und Kalligraphie. Englisch und Tanzen blieben wahlfrei. Die 1859 gegründete St. Annen-Realschule und die 1880 ins Leben gerufene St. Katharinen-Realschule zerfielen seit 1881 bzw. 1880 ebenfalls in siebenklassige Fundamental- und sechsklassige Handelsabteilungen mit je zwei Vorbereitungsklassen. Neben diesen Realschulen an den drei großen Kirchengemeinden unterhielt auch die St. Petersburger lettisch-deutsche Jesus-Gemeinde je eine Handelsschule für Knaben und Mädchen mit sechs Hauptklassen und einer Vorbereitungsklasse. Die Abgänger der Ingenieursabteilungen fanden in der Regel in den Entwicklungslaboren der St. Petersburger Fabriken ihr Auskommen, die Zöglinge der Handelsabteilungen und -schulen in den großen Banken und Handelshäusern der Stadt.<sup>36</sup>

<sup>33</sup> Turnen wurde Anfang der 1890er Jahre zum ersten Mal in St. Annen eingeführt. Vgl. Ramming, Daten (wie Anm. 4), S. 14-19.

<sup>34</sup> Vgl. Gemeinden (wie Anm. 3), S. 4, 11 u. 16; Rodin, Hauptschule (wie Anm. 3), S. 7; Heinrich Pantenius, Die deutschen Schulen in St. Petersburg und der Weltkrieg, in: Aus deutscher Bildungsarbeit im Auslande (wie Anm. 13), S. 12; Amburger, Schulen (wie Anm. 2), S. 4; Keußler, Kirchenschulen (wie Anm. 7), S. 212; Stricker, Bildungseinrichtungen (wie Anm. 15), S. 163 f.; Ul'janov, Geschichte (wie Anm. 13), S. 7.

<sup>35</sup> Die Petri-Realschule entsprach ihrem Profil nach den in Preußen nach 1882 bestehenden Oberrealschulen, die im Jahre 1900 den Gymnasien gleichgestellt wurden, war aber hinsichtlich ihres Fächerkanons und ihrer Klassenzahl (sieben statt neun) auf russische Verhältnisse abgestimmt. Vgl. Albisetti, Lundgreen, Knabenschulen (wie Anm. 31), S. 239-242; Anweiler, Geschichte (wie Anm. 31), S. 24.

<sup>36</sup> Vgl. Gemeinden (wie Anm. 3), S. 11 u. 36; Rodin, Hauptschule (wie Anm. 3), S. 6; Keußler, Kirchenschulen (wie Anm. 7), S. 213; Pantenius, Schulen (wie Anm. 34), S. 12; Johannes Schleuning, Die Stummen reden, in: Ders., Eugen Bachmann, Peter

Eine höhere Mädchenbildung blieb bis zum Ersten Weltkrieg Fragment und erfüllte lange Zeit nicht die Bedürfnisse der deutschen Bevölkerung. Für Backfische aus „guter Familie“ blieb die 1862 gegründete, zunächst aus sechs, im Jahre 1909 aus 15 Klassen und zwei Vorbereitungsklassen bestehende „Töchterschule“ von St. Petri lange Zeit der einzige Weg zur Aura der „gelehrten Frau“. Der Andrang war so groß, daß im Laufe der Zeit Parallelklassen eingerichtet werden mußten. Der Unterricht basierte hauptsächlich auf den modernen Sprachen, ergänzt durch Arithmetik, Geographie, Geschichte, Religion, Naturbeschreibung, Physik, Kalligraphie, Zeichnen, Handarbeiten und Singen, und schloß mit dem sogenannten „Gouvernantenexamen“ ab. Dies entsprach „jener allgemeinen Bildung, wie sie den höheren Lebenskreisen eigen ist“ und auch in Preußen vermittelt wurde.<sup>37</sup> Erst um die Jahrhundertwende setzte sich die Petri-Schule für eine humanistische Mädchenbildung ein, so daß viele Absolventinnen den Sprung in die Hochschulen Rußlands und Westeuropas schafften. In St. Annen ging die höhere Mädchenbildung aus der 1780 gegründeten, zunächst dreiklassigen, nach 1857 achtklassigen Mädchenabteilung der höheren Bürgerschule hervor. 1836 wurde daraus ein gesetzlich verankertes Mädchengymnasium, das 1852 die gleichen Rechte wie die Mädcheninstitute der Einrichtungen der Kaiserin Maria erhielt. Gleichzeitig wurde es damit der Aufsicht der IV. Kaiserlichen Kanzlei, die die Kompetenzen eines Ministeriums innehatte, unterstellt. Die Katharinen-Schule zog erst 1912 nach und eröffnete eine Mädchenabteilung, die sie schrittweise zum Gymnasium ausbauen wollte. Im gleichen Jahr begannen auch die reformierten Gemeinden mit einer besonderen, sechsklassigen Mädchenschule. Außerdem wurden um die Jahrhundertwende einige hervorragende private Lehranstalten für Mädchen ins Leben gerufen, darunter die Stunde-Feldmann'sche, die Schaffé'sche<sup>38</sup>, die Köbke'sche und die Waldschmidt'sche Schule.<sup>39</sup>

---

Schellenberg, Und siehe, wir leben! Der Weg der evangelisch-lutherischen Kirche in vier Jahrhunderten. 2. Aufl., Erlangen 1982, S. 82; Ul'janov, Geschichte (wie Anm. 13), S. 7.

<sup>37</sup> Margret Kraul, Höhere Mädchenschulen, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte (wie Anm. 31), Bd. 4, S. 279-303, hier S. 288.

<sup>38</sup> Emilia Schaffé war St. Petri-Absolventin.

<sup>39</sup> Vgl. Gemeinden (wie Anm. 3), S. 4, 7 u. 10 ff.; Keußler, Kirchenschulen (wie Anm. 7), S. 213; Pantenius, Schulen (wie Anm. 34), S. 12; Schleuning, Die Stummen (wie Anm. 36), S. 82; Amburger, Schulen (wie Anm. 2), S. 8 ff.; Ul'janov, Geschichte (wie Anm. 13), S. 15; Wiedemann, Vermächtnis (wie Anm. 25), S. 6; Ramming, Daten (wie Anm. 4), S. 7; M. v. Lingen, Denkschrift zu dem fünfzigjährigen Bestehen der Kirchenschule der evangelisch-lutherischen St. Katharinen-Gemeinde. Petrograd 1915, S. 112 ff.; Jahresbericht der deutsch-reformierten Gemeinde 1912. St. Petersburg 1913, S. 95; Das 25jährige Jubiläum der Feldmannschen Schule und Pension. St. Petersburg 1898.

Die zahlenmäßig weit schwächeren St. Petersburger deutschen Katholiken haben es im Gegensatz zu ihren protestantischen Glaubensgenossen nie vermocht, ein eigenes Schulwesen zu entwickeln, weil offensichtlich der Bedarf fehlte. Die Kinder in den beiden einzigen katholischen Kirchen, der St. Bonifazius- und der 1903 geweihten Salvator-Kirche in Petersburg, die hauptsächlich neuere deutsche Zuwanderer sowie Mitglieder der deutschen Botschaft und der bayerischen Gesandtschaft bedienten, besuchten in der Regel protestantische Kirchenschulen, wo neben dem orthodoxen auch katholischer Religionsunterricht in deutscher Sprache erteilt wurde. Zudem konnten sie auch, soweit sie die Sprachen beherrschten, die katholischen Kirchenschulen der Franzosen oder Polen mitbenutzen.<sup>40</sup>

### Repression und Untergang

Insgesamt kann man sagen, daß die St. Petersburger Deutschen in der Epoche Alexanders III. (1881–1894) ein gut funktionierendes Bildungswesen besaßen. Sie waren den Russen ihrer Zeit damit ein gutes Stück voraus.<sup>41</sup> Dies mag einen der Vorwände dafür abgegeben haben, staatlicherseits die Zügel fester anzuziehen. Die Ausgrenzungs- und Assimilierungstaktiken des Panslavismus und des russischen Nationalismus gegenüber den Fremdvölkern des Reiches, die sich auf dem Hintergrund der deutschen Reichsgründung von 1871 nicht zuletzt auch an der deutschen Eigenart entzündeten, konnten die Bildungspolitik der Regierung nicht unberührt lassen. Diese richtete sich traditionellerweise gegen die baltischen Provinzen, machte sich aber auch in den deutschen Siedlungsgebieten im Innern des Reiches und in den Städten mit deutschem Bewohneranteil bemerkbar. Der neue Kurs wurde, ohne die äußere Organisation der Schulen anzutasten, in den Ausführungsbestimmungen sichtbar und traf die deutschen Bildungseinrichtungen außerhalb der Hauptstadt stärker als diese selbst. Unter dem Minister für Volksaufklärung und Oberprokurator des Heiligen Synods, Graf Dmitrij A. Tolstoj (1866–1880 bzw. 1865–1880), setzten die Behörden durch, daß der Unterricht der beiden

<sup>40</sup> Vgl. St. Petersburger Bonifatius-Kalender für das Jahr 1911. St. Petersburg 1911, S. 40 ff.; Amburger, Schulen (wie Anm. 2), S. 13; Busch, Die Deutschen (wie Anm. 7), S. 130.

<sup>41</sup> Zum Stand des russischen Schulwesens in dieser Zeit vgl. C. Woldemar, Zur Geschichte und Statistik der Gelehrten- und Schulanstalten des Kaiserlich Russischen Ministeriums für Volksaufklärung, St. Petersburg 1865, S. 96-139; Amburger, Schulen (wie Anm. 2), S. 8 f.

obersten Klassen der Moskauer Realschulen der Michaelis- und der Reformierten Gemeinde in russischer Sprache abgehalten wurde. Der Odessaer Pauli-Gemeinde gestanden sie im Jahre 1876 die Gründung einer Realschule nur unter der Bedingung zu, daß Russisch als Unterrichtssprache benutzt wurde. Unter Tolstojs Nachfolger im Bildungsressort, Graf Ivan D. Deljanov (1882–1897), wurde die Entlassung deutscher Lehrer zugunsten russischer Kollegen besonders im Baltikum, aber auch sonst im Reich zur Regel.<sup>42</sup>

Die St. Petersburger deutschen Schulen bekamen den schärferen Wind ebenfalls bald zu spüren. Die evangelischen Kirchenschulen behielten zwar äußerlich ihre Privilegien, mußten aber immer neue Einschränkungen ihrer Handlungsfreiheit hinnehmen. Seit 1873 waren die deutschen Gymnasien gehalten, die Prüfungen in klassischen Sprachen und Mathematik in russischer Sprache und in den Fächern Russische Sprache und Literatur nach den Anforderungen russischer Gymnasien durchzuführen. 1892 kam die allgemeine Durchsetzung der russischen Unterrichtssprache nicht nur, wie früher schon, in der russischen Geschichte, sondern auch in der allgemeinen mittleren und neueren Geschichte.<sup>43</sup> Eigentümlicherweise blieben die kirchlichen Elementarschulen von jeglichen Maßnahmen dieser Art verschont. Der Angriff zielte auf die höhere Schulbildung, wo die gestärkte Stellung des Russischen Folgen für die sprachliche Identität der deutschen Schulen nach sich zog. Das Petri-Gymnasium z.B. bot im Schuljahr 1911/12 nur noch 28 Stunden Unterricht in deutscher Sprache und Geschichte gegenüber 33 Stunden in russischer Sprache und Ge-

<sup>42</sup> Vgl. *Istoričeskij obzor dejatel'nosti Ministerstva Narodnogo Prosvješčenija* (Historischer Überblick über die Tätigkeit des Volksaufklärungsministeriums) 1802–1902, hrsg. v. S.V. Roždestvenskij. St. Petersburg 1902, S. 640 ff.; Hans, *Policy* (wie Anm. 2), S. 110–164; Amburger, *Schulen* (wie Anm. 2), S. 19 f. Für die russische kirchliche Bildungspolitik s. *Obzor dejatel'nosti vedomstva pravoslavnogo ispovedanija za vremena carstvovanija Imperatora Aleksandra III.* (Überblick über die Tätigkeit der Verwaltung des orthodoxen Bekenntnisses für die Zeit der Herrschaft Alexanders III.). St. Petersburg 1901, S. 711–716; *Materialy po školnomu obrazovaniju v Rossii* (Materialien zur Schulbildung in Rußland), hrsg. v. Central'nyj statističeskij komitet Ministerstva Vnutrennich Del'. St. Petersburg 1906. Für die russifizierende Bildungspolitik im Baltikum s. Michael Haltzel, *Der Abbau der deutschen ständischen Selbstverwaltung in den Ostseeprovinzen Rußlands 1855–1905*. Marburg/L. 1977, S. 123–156; Reinhard Wittram, *Baltische Geschichte*. München 1954, S. 216 ff. Zu den deutschen Reaktionen in St. Petersburg s. Anders Henriksson, *Nationalism, Assimilation and Identity in Late Imperial Russia: The St. Petersburg Germans, 1906–1914*, in: *The Russian Review* 52 (1993), S. 341–353.

<sup>43</sup> Diese Maßnahme war im Baltikum unter dem Kurator des Dorpater Lehrbezirks, Michail N. Kapustin (1883–1890), schon in den 1880er Jahren durchgesetzt worden. Von 1890 bis 1899 war Kapustin dann Kurator des St. Petersburger Lehrbezirks und versuchte, seine baltischen Reformen in die Hauptstadt zu übertragen. Vgl. *Aus deutscher Bildungsarbeit im Auslande* (wie Anm. 13), S. 308 u. 317.

schichte an. Dennoch war nach der realistischen Einschätzung der deutschen Schulleitungen der Höhepunkt der Repressionen bis zum Ersten Weltkrieg noch nicht erreicht. Andererseits wurde noch im Herbst 1913 eine fünfte höhere deutsche Schule mit staatlichen Rechten genehmigt: die „Achtklassige Kommerzschule für Knaben und Mädchen bei der (deutsch-russischen) St. Marien-Kirche“. Sie ging aus der seit 1867 bestehenden dreiklassigen Kirchen-Elementarschule hervor, wurde dem Ministerium für Handel und Industrie unterstellt und praktizierte bereits die Koedukation.

Während des Ersten Weltkriegs empfand die russische Öffentlichkeit die deutschen Kirchenschulen endgültig als „lästige Geschwüre an dem sonst gesunden Leibe des russischen Schulwesens“.<sup>44</sup> Die verschärfte Kontrolle der Deutschen durch die Behörden, die es sich in der Kriegssituation nicht leisten konnten, sich gegen die öffentliche Meinung zu stellen, schlug sich deshalb auch in der Bildungspolitik nieder. Die deutsche Unterrichtssprache wurde im Zuge des allgemeinen Verbotes der deutschen Sprache in der Öffentlichkeit von Volksbildungsminister Lev A. Kasso<sup>45</sup> (1911–1914) während des Krieges nur noch in den Fächern Deutsch und Evangelische Religion zugelassen. Außerdem machte den deutschen Schulen in St. Petersburg der zuständige Lehrbezirkskurator Kulčinskij das Leben schwer, indem er Schulgebäude der Katharinen- und der Annen-Schule in Lazarette und Ingenieur-Fähnrich-Schulen umfunktionieren ließ. Der Schulunterricht wurde dadurch zwar nie vollständig unterbrochen, aber erheblich erschwert. Dazu kam der dauernde Wechsel von Lehrern und Schülern. Kinder ausgewiesener Deutscher verließen die Schulen, aus dem Baltikum rückten andere nach. Schüler höherer Klassen wurden ins Militär einberufen. Eine solch diskontinuierliche Entwicklung mußte neben der galoppierenden Kriegsinflation auch zu schweren finanziellen Einbußen führen. Hielten sich die Verluste der Petri-Schule noch innerhalb erträglicher Grenzen, so verlor die Annen-Schule auf diese Weise über 40% ihres Schülerbestandes aus der Vorkriegszeit. 1917 brach ihr gesamtes höheres Schulwesen zusammen. Nur die Elementarschulen konnten noch gehalten werden.<sup>46</sup>

<sup>44</sup> Zit. bei Pantenius, Schulen (wie Anm. 34), S. 40.

<sup>45</sup> Kasso persönlich stand den deutschen Schulen dagegen wohl aufgeschlossen gegenüber. Vgl. Amburger, Schulen (wie Anm. 2), S. 21.

<sup>46</sup> Vgl. Gemeinden (wie Anm. 3), S. 37 ff.; H[einrich] Pantenius, Die Schulpolitik der St. Petersburger Deutschen, in: Ders., Oskar Grosberg, Deutsches Leben im alten St. Petersburg. Riga 1930, S. 53–68 u. 60 f.; Pantenius, Schulen (wie Anm. 34), S. 40 f.; Keußler, Schulen (wie Anm. 7), S. 22 f.; ders., Kirchenschulen (wie Anm. 7), S. 212 f.; Aus deutscher Bildungsarbeit im Auslande (wie Anm. 13), S. 278; Ramming, St.

Revolution und Bürgerkrieg zwangen den deutschen Schulen Plünderungen, Vandalismus, Hunger, pädagogische Mangelwirtschaft und babylonische Richtlinien auf. Nachdem schon der Erste Weltkrieg die deutschen Schulen an den Rand ihrer finanziellen Existenzmöglichkeiten gedrängt hatte, führte das „Dekret über die Trennung der Kirche vom Staat und über die Schule von der Kirche“ vom 23. Januar 1918<sup>47</sup> zur Enteignung des Grundbesitzes und aller sonstigen Vermögenswerte der Kirchen und Schulen. Für die Katharinen-Schule bedeutete dies die Testamentseröffnung am Ende des Schuljahres 1917/18, für die anderen deutschen Kirchenschulen die Unterstellung unter den Petrograder Stadtsozjet als sogenannte „Arbeitsschulen“.<sup>48</sup> Die hinterbliebenen Einrichtungen konnten sich vorläufig nur deshalb am Leben erhalten, weil sich ein erneuter Zustrom russischer Schüler abzeichnete. Viele deutsche Lehrer und Schüler wanderten zu dieser Zeit in die nun unabhängigen baltischen Staaten ab, wo sie sich eine Fortführung des alten Lebens erhofften. Andere, wie z.B. die Schweizer, verließen die Schulen, weil sie in ihre Heimatländer abgeschoben wurden. Die 1918 wieder eingeführte deutsche Unterrichtssprache hielt sich deshalb nur mühsam über Wasser. In der Petri-Schule wurde 1921 in einem Viertel aller Klassen, in der Reformierten Schule bereits in zwei Drittel der Klassen auf russisch unterrichtet. In wirtschaftlicher Hinsicht dagegen konsolidierten sich die restlichen deutschen Schulen nach dem Bürgerkrieg noch einmal. Ihre Attraktivität wuchs so schnell, daß 1927 die Aufnahme von Schülern beschränkt werden mußte. 1924 wurde gar noch eine Schule für die „deutsche Minderheit“ gegründet, die nach 1933 besonders den Kindern deutscher Flüchtlinge aus Nazideutschland zugute kam. Wie so viele alte Einrichtungen jedoch, die in der ersten Phase der Sowjetunion noch existierten, verloren auch die St. Petersburger deutschen Schulen gegen Ende der 1920er Jahre ihre angestammten Rollen. Die Petri-Schule gab zwischen 1928 und 1934 ein Gastspiel als Leningrader Schule Nr. 4 und figurierte seit 1934 als Nr. 41, die 1921 von Nr. 38 geschluckte Annen-Schule debütierte 1934 als Nr. 11, die Reformierte Schule übernahm im selben Jahr eine Rolle als Nr. 34.

---

Annen-Schule (wie Anm. 4), S. 45 ff.; ders., Daten (wie Anm. 4), S. 6 f., 14-19 u. 27 f.; Amburger, Schulen (wie Anm. 2), S. 20 f.; Haltzel, Abbau (wie Anm. 42), S. 123-144; Ul'janov, Geschichte (wie Anm. 13), S. 13 u. 18.

<sup>47</sup> Vgl. Kirche und Staat in der Sowjetunion. Gesetze und Verordnungen, hrsg. v. Robert Stupperich. Witten 1962, S. 5 f.; P.V. Giduljanov, Otdelenie cerkvi ot gosudarstva. Polnyj sbornik dekretov RSFSR i SSSR, instrukcij, cirkuljarov i t.d. (Trennung der Kirche vom Staat. Vollständiger Sammelband der Dekrete der RSFSR und UdSSR, Instruktionen, Zirkulare u.a.). Moskau 1924.

<sup>48</sup> S. dazu Anweiler, Geschichte (wie Anm. 31), S. 164-167 u. 177-185.

Damit war der Vorhang für die deutschen Schulen in St. Petersburg endgültig gefallen.<sup>49</sup>

### Existenzielle Rahmenbedingungen

Erhalt und Förderung des deutschen Schulwesens in St. Petersburg hingen wesentlich von der Leistungsfähigkeit der Kirchengemeinden und vom Schulpatronat ab. In dieser Hinsicht waren die Schulen durch die Größe und den relativen Wohlstand der lutherischen Kirchen finanziell weitgehend gesichert. Formen der freiwilligen Selbstbesteuerung (seit den 1890er Jahren) sowie Spenden eigener und fremder<sup>50</sup> Mitglieder ermöglichten den meisten Kirchen einen ständigen Ausbau ihrer Schulen. Diese Einnahmen wurden durch den Bau von Häusern und deren Vermietung aufgestockt. Trotzdem wäre die Existenz deutscher Schulen in St. Petersburg ohne das persönliche Engagement ihrer Patrone nicht denkbar gewesen. Im 18. Jahrhundert versahen Leibärzte des Zaren und hohe Vertreter aus Militär, Verwaltung und Diplomatie des Reiches diesen Dienst, im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert traten auch ausländische Verwandte des Zarenhauses sowie reiche Kaufleute und Gelehrte hinzu. Sie stammten in der Regel aus dem Baltikum, bisweilen engagierten sich aber auch Russen für die deutsche Bildung. Die Wahl der Patrone, Finanzierungsfragen und die Verwaltung der Gelder lag in den Händen des jeweiligen Kirchenrates oder — bei den nichtkirchlichen Schulen — des Schulrates.<sup>51</sup>

Die finanziellen Mittel wurden hauptsächlich zum Unterhalt der Schule selbst, aber auch zur sozialen Unterstützung der Lehrer und Schüler sowie zur Beschaffung von Unterrichtsmaterialien verwendet. So richtete die Annen-Schule 1847 eine Lehrerpensions- und Unterstützungskasse und 1869 einen Stipendienfonds zur Unterstützung begabter oder sozial schwacher Schüler ein. Bei der Ausstattung mit Lehrmitteln dagegen war

<sup>49</sup> Vgl. Rodin, Hauptschule (wie Anm. 3), S. 7; Ramming, Daten (wie Anm. 4), S. 28-31; Das Schicksal der deutschen Kirchenschulen in Sowjetrußland, in: Der Auslandsdeutsche 11 (1928), S. 311; J.P., Das deutsche Unterrichtswesen in Leningrad (Petersburg), in: Der Auslandsdeutsche 11 (1928), S. 295 ff.; Amburger, Schulen (wie Anm. 2), S. 21 f. (mit weiterer Lit.); Sommer, Die Deutschen (wie Anm. 3), S. 140 f.; Ul'janov, Geschichte (wie Anm. 13), S. 19.

<sup>50</sup> So z.B. das deutsche Handelshaus Brandt in Archangel'sk.

<sup>51</sup> Vgl. St. Petersburger Zeitung vom 28. August (9. September) 1894, Beiblatt u. S. 24. Februar (9. März) 1901, S. 2; Gemeinden (wie Anm. 3), S. 6, 12 u. 17; Karl Walter, Die St. Petri-Kirche in St. Petersburg, in: Pantenius, Grosberg, Deutsches Leben (wie Anm. 46), S. 27; Pantenius, Schulen (wie Anm. 34), S. 11; Schleuning, Die Stummen (wie Anm. 36), S. 82; Amburger, Schulen (wie Anm. 2), S. 14; Ul'janov, Geschichte (wie Anm. 13), S. 14; Busch, Die Deutschen (wie Anm. 7), S. 125.

die St. Petri-Schule führend. Sie besaß im Jahre 1910 eine Bibliothek von 45518 Bänden, außerdem verfügte sie über eine Vielzahl naturwissenschaftlicher Materialien und Exponate, die in der Regel von bekannten deutschen Firmen im Deutschen Reich gestiftet wurden.<sup>52</sup>

## Bildungsziele

Die Bildungsziele der Schulen gingen mit ihrer Entwicklung parallel. In der Phase der Bürgerschulen stand die religiöse Bildung noch ganz im Vordergrund, und es wurde Wert darauf gelegt, „daß (...) die leider ganz verfallene Kinderzucht und Schule zu des Allerhöchsten Ehre ausfallen möge“.<sup>53</sup> Mit der Entwicklung der höheren Schulen jedoch weiteten sich Bildungshorizont und Aufgaben der Schulen: „Rechte Zucht, rechte Lehr’/des Gottes Furcht, des Kaisers Ehr’/wohnen hier zusammen, Amen“ hieß das Motto auf einer Marmortafel im Vestibül der Petri-Schule.<sup>54</sup> Und Büsching proklamierte: „Das Russische Reich sollen sie vor allen anderen wohl kennen lernen, um keine Fremdlinge im Vaterlande zu seyn.“<sup>55</sup> Im 19. Jahrhundert gewann das Humboldtsche Ideal der allgemeinen Menschenbildung an Boden. So formulierte beispielsweise der Rektor der Annen-Schule, Hermann Wiedemann (1845–1859), seine Schule verfolge wie jede andere die Absicht, „(...) erstens, den Menschen an sich zu bilden, zweitens ihn entweder zur selbständigen Vertiefung einer speziellen Wissenschaft oder zur praktischen Erlernung jedes der sonstigen Lebensberufe fähig zu machen“. Sie versuche, Loyalität gegenüber der russischen Obrigkeit bei gleichzeitigem Aufbau einer deutschen Identität zu wecken, mit anderen Worten, „zur Gemeinschaft im Staate“ zu erziehen.<sup>56</sup> Die Bildungsidee der höheren deutschen Schulen bestand somit nicht mehr in der bloßen Vorbereitung auf das praktische bürgerliche Leben, sondern war darauf gerichtet, ihre Zöglinge zu Vermittlern russischer und deutscher Kulturtraditionen und zu Führungskräften des Russischen Reiches zu erziehen. Solche Zielsetzungen wurden außerschulisch

<sup>52</sup> Vgl. Gemeinden (wie Anm. 3), S. 11 u. 16; Rodin, Hauptschule (wie Anm. 3), S. 6; Ramming, Daten (wie Anm. 4), S. 14-19; Ul’janov, Geschichte (wie Anm. 13), S. 14.

<sup>53</sup> Aus der Vokation an den neugewählten Pastor der St. Annen-Kirche, Richter. Zit. in: Ramming, Daten (wie Anm. 4), S. 4.

<sup>54</sup> Vgl. Ul’janov, Geschichte (wie Anm. 13), S. 5.

<sup>55</sup> Vgl. Lemmerich, Geschichte (wie Anm. 3), II, S. 69; Kahle, Aufsätze (wie Anm. 24), S. 239.

<sup>56</sup> Rede des Rektors der St. Annen-Schule, Hermann Wiedemann, aus dem Jahre 1853 und „Schulrede“ desselben aus dem Jahre 1856. Beide Zitate in: Wiedemann, Vermächtnis (wie Anm. 25), S. 7.

durch die Herausgabe der sogenannten „Jahresberichte“ (St. Anna seit 1843, St. Petri 1857–1913) gestützt. Diese enthielten Nachrichten, Statistiken und wissenschaftliche Abhandlungen über schulische und allgemeine Themen. Sie stellten nicht nur ein Forum für Angestellte der Schulen, ihre Geldgeber, Organisatoren und Schüler dar, sondern erfüllten darüber hinaus die Funktion der Selbstdarstellung nach außen und wirkten auf diese Weise ebenso wie die Schulen identitätsbildend.<sup>57</sup>

### Der Schulalltag und seine Akteure

Wie bereits erwähnt, lag die Schulaufsicht in den Händen der Pastoren bzw. des Kirchenrates der Kirchengemeinden. Die Pastoren besetzten anfänglich auch die Direktorenstühle der Schulen. Mit wachsendem Erfolg wurde jedoch, wie 1735 in der Petri-Schule, eine separate Schulleitung notwendig, um den erhöhten administrativen Anforderungen gerecht zu werden. Nur noch bei Vakanzen figurierten Gemeindepastoren als Schulaufsicht und Schulleitung in einem.<sup>58</sup> Das Direktorat war in der ersten Zeit die Domäne junger Theologen, die meist aus dem deutschen Ausland stammten. Das brachte einen steten Personalwechsel mit sich, da die Geistlichen die Stelle oft nur als Sprungbrett für eine Pfarrstelle oder eine Anstellung als Militärgeistliche in Rußland nutzten. Im 19. Jahrhundert dagegen gelang es den Schulträgern nicht nur, die Amtsdauer zu stabilisieren, sondern auch eine Reihe herausragender Gelehrter und Pädagogen aus Petersburg und dem Baltikum zu verpflichten. In der Petri-Schule führten seit 1867, in den anderen Kirchenschulen erst nach der Jahrhundertwende ausschließlich Deutschbalten oder Petersburger Deutsche die Geschäfte.<sup>59</sup>

<sup>57</sup> In Deutschland erhältlich: Jahresbericht der St. Annenschule 1884. Bundesarchiv Koblenz (BA), Bestand R 57 neu, Nr. 1122-7; 45. Bericht der deutsch-reformierten Gemeinde für das Jahr 1896: 4. Nachrichten aus der Kirchenschule für die Jahre 1896 u. 1898. BA, R 57 neu, Nr. 1122-1; Jahresberichte der deutsch-reformierten Schule in St. Petersburg 1900–1901, 1905–1906, 1910–1911. BA, R 57 neu, Nr. 1121-1125. Vgl. Keußler, Schulen (wie Anm. 7), S. 213; Ramming, Daten (wie Anm. 4), S. 7; Wiedemann, Vermächtnis (wie Anm. 25), S. 6 f.; Ul'janov, Geschichte (wie Anm. 13), S. 7 f.

<sup>58</sup> In der Annen-Schule bis 1833, in der Katharinen-Schule bis 1837 und zwischen 1864 und 1869. Auch waren zwei Geistliche, Hasenjäger und der spätere Bischof Freifeldt, zwischen 1866 und 1875 Direktoren der Wiedemann'schen Anstalt.

<sup>59</sup> In der Annen-Schule seit 1910, in der Katharinen-Schule seit 1904, in der Reformierten Schule seit 1901. Vgl. Iversen, Lehrpersonal (wie Anm. 21); Rodin, Hauptschule (wie Anm. 3), S. 6; Wiedemann, Chronik (wie Anm. 4), S. 69-73; Ramming, St. Annen-Schule (wie Anm. 4), Anhang; v. Lingen, Denkschrift (wie Anm. 39), S. 124-130; Ramming, Daten (wie Anm. 4), S. 5 f.; Schleuning, Die Stummen (wie Anm. 36), S. 82; Amburger, Schulen (wie Anm. 2), S. 15 f.; Ul'janov, Geschichte (wie Anm. 13), S. 9.

Die zunächst ebenfalls aus dem Ausland (Deutsches Reich, Dänemark, Finnland, Niederlande u.a.) stammende Lehrerschaft besorgte, da sie in der Regel keine Universitätsausbildung besaß, anfangs nur den Elementarunterricht. Allein für den Religionsunterricht konnte man auf Absolventen theologischer Fakultäten zurückgreifen. Im Juli 1786 wurde zwar der Petri-Schule ein Lehrerseminar angegliedert, das den Bedarf jedoch nicht zu decken vermochte. Das unter Paul I. (1796–1801) im Jahre 1797 erlassene Verbot des Besuchs ausländischer Universitäten behinderte die Rekrutierung von Lehrern zusätzlich. Erst die Neugründung der deutschsprachigen Universität Dorpat im Jahre 1802 brachte eine deutliche Höherqualifizierung und die Möglichkeit einer einheimischen Versorgung mit deutschsprachigen Lehrern mit sich. Außer für die Fächer Französisch und Englisch setzten sich die Lehrerkollegien danach fast nur noch aus Dorpatabsolventen zusammen.<sup>60</sup>

Die Schülerzahl stieg seit Gründung der ersten Schulen trotz der im 19. Jahrhundert sich abzeichnenden Stagnation der deutschen Bevölkerung St. Petersburgs stetig an. Den Höhepunkt erreichte sie bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges im August 1914 mit einer Gesamtzahl von ca. 5 500<sup>61</sup> Zöglingen in allen St. Petersburger deutschen Schulen. Dem gegenüber stand eine Gesamtzahl von rund 20 000 deutschen Stadtbewohnern (3,7% der Gesamtbevölkerung).<sup>62</sup> Die Entwicklung läßt sich in den Jahresberichten gut verfolgen. So wuchs z.B. die Gesamtzahl der Petri-Schüler zwischen 1840 (716) und 1910 (1687) um etwa das 2,3fache. Nach Geschlechtern differenziert, erhöhte sich die Zahl der Schüler nur um das 1,6fache, während die Zahl der Schülerinnen um das Fünffache stieg. Die-

<sup>60</sup> Vgl. Wittram, *Baltische Geschichte* (wie Anm. 42), S. 287; E.E. Martinson, *Tartusskij gosudarstvennyj universitet. Istorija osnovanija* (Die Dorpater Staatliche Universität. Gründungsgeschichte). Leningrad 1954; Woltner, *Bildungswesen* (wie Anm. 2), S. 33; Amburger, *Schulen* (wie Anm. 2), S. 16.

<sup>61</sup> Darin sind auch andere Nationalitäten miteingerechnet. Vgl. Keußler, *Schulen* (wie Anm. 7), S. 23; Rodin, *Hauptschule* (wie Anm. 3), S. 3 f.; Ramming, *Daten* (wie Anm. 4), S. 5 f.; Carlo von Kügelgen, *Rußlanddeutschtum und evangelische Kirche. Streiflichter*, in: *Auslandsdeutschtum und evangelische Kirche* (1937), S. 129–164, hier S. 145.

<sup>62</sup> Vgl. Sommer, *Die Deutschen* (wie Anm. 3), S. 140. Die Gesamtbevölkerungszahl von Petersburg betrug im Jahre 1910 1905 589 Einwohner (einschl. Vororte). Vgl. Max Engman, *Die Bevölkerung St. Petersburgs*, in: *Europa Ethnica* 46 (1989), S. 11–22; N.V. Juchněva: *Ėtničeskij sostav i Ėtnosocial'naja struktura naselenija Peterburga. Vtoraja polovina XIX – načalo XX veka. Statističeskij analiz* (Die ethnische Zusammensetzung und die ethnosoziale Struktur der Bevölkerung Petersburgs. Zweite Hälfte des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts. Statistische Analyse). Leningrad 1984, S. 181–190; vgl. auch den Beitrag Juchněvas in diesem Heft, S. 7–27.

se unproportionale Entwicklung führte zum Ausgleich der absoluten Schüler- und Schülerinnenzahl im Jahre 1912.<sup>63</sup>

Es ist schon gesagt worden, daß die Schüler der Elementarschulen im wesentlichen aus dem deutschen kleinbürgerlichen Milieu der Hauptstadt stammten. Die höheren Schulen wurden dagegen hauptsächlich von den Kindern der ausländischen Kaufmanns-, Handwerker-, Beamten-, Offiziers- und Ärztefamilien, der Akademieprofessoren und Künstler, später auch der Bauern, besucht. So stammten von den insgesamt 1 648 Schülern der Annen-Schule im Jahre 1912 25% (414) aus Adel und Beamtentum, 1,2% (20) aus dem Klerus, 50,9% (856) aus der Kaufmannschaft, der Bürgerschaft und freien Berufe und 22,9% (222) aus dem Bauerntum (hauptsächlich in der Elementarschule). Davon waren 45,8% evangelisch-lutherisch (überwiegend Deutsche), 48,1% orthodox (überwiegend Russen) und 6,1% römisch-katholisch (überwiegend Polen<sup>64</sup>), jüdisch<sup>65</sup> und andere. Ähnliche Verhältnisse galten um die Jahrhundertwende auch für die anderen deutschen Schulen in St. Petersburg.<sup>66</sup> Sie spiegelten eine ethnische Struktur wider, die sich in dieser Zeit schon zuungunsten der deutschen Komponente verschoben hatte. Im Katharinen-Gymnasium z.B. sank der Anteil der Deutschen im Zeitraum von 1904 bis 1914 von 79,3% (220) auf 53,7% (329).<sup>67</sup> Dieser Trend machte sich auch in den anderen Schulen, besonders in der Realschulbildung, bemerkbar,<sup>68</sup> für die das russische Bildungssystem noch keinen ausreichenden Ersatz bot. Die deutschen Gymnasien dagegen wurden seltener von Russen besucht, weil der Staat bei der Förderung des russischen Gymnasialwesens<sup>69</sup> keine Anstrengung scheute. Die Elementarschulen schließlich unterrichteten fast nur

<sup>63</sup> Vgl. Lemmerich, *Geschichte* (wie Anm. 3); Rodin, *Hauptschule* (wie Anm. 3), S. 6; Pantenius, *Schulen* (wie Anm. 34), S. 11; Schleuning, *Die Stimmen* (wie Anm. 36), S. 83; Fleischhauer, *Die Deutschen* (wie Anm. 4), S. 55; Ul'janov, *Geschichte* (wie Anm. 13), S. 8.

<sup>64</sup> Polen kamen besonders seit dem polnischen Aufstand von 1863, als die russische Regierung viele Bildungsanstalten in Polen schließen ließ oder Russifizierungsmaßnahmen einleitete. Amburger, *Schulen* (wie Anm. 2), S. 17.

<sup>65</sup> Juden konnten nur aus dem akademischen Milieu oder der wohlhabenden Händler-schicht stammen. Andere Juden hatten in St. Petersburg kein Wohnrecht. Vgl. Amburger, *Schulen* (wie Anm. 2), S. 17 f.

<sup>66</sup> Vgl. Ramming, *Daten* (wie Anm. 4), S. 27.

<sup>67</sup> Vgl. *Aus deutscher Bildungsarbeit im Auslande* (wie Anm. 13), S. 280 f.; *St. Petersburger Zeitung* vom 27. Mai (8. Juni) 1889, S. 2; 4. (17.) Juni 1910, S. 2; 3. (16.) Juni 1910, Beiblatt; Busch, *Die Deutschen* (wie Anm. 7), S. 126 f.

<sup>68</sup> In der Annen-Schule, wo 1768 zum ersten Mal auch russische Schüler aufgenommen worden waren, dominierten sie seit der Abtrennung der Realschule von der Mutterschule im Jahre 1868 sogar. Vgl. Ramming, *Daten* (wie Anm. 4), S. 5 f.

<sup>69</sup> Vgl. Anweiler, *Geschichte* (wie Anm. 31), S. 23 ff.

Kinder aus den eigenen Kirchengemeinden.<sup>70</sup> Insgesamt ähnlich, aber in den einzelnen Schulen sehr unterschiedlich, sah es bei den Abgängern aus. In der Petri-Schule gab es nach der Jahrhundertwende unter den Abiturienten keine Russen, in der Annen-Schule stellten sie ein Drittel, in der Reformierten Schule ein Fünftel. In den Realschulabteilungen dieser drei Schulen lag der Anteil der Russen hingegen bei etwa 50%.<sup>71</sup>

Die Lehrer-Schüler-Relation entwickelte sich insgesamt recht günstig. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg standen den 5 500 deutschen Schülern sechs Gemeinde- und Bürgerschulen, vier Knabengymnasien, vier höhere Töchterschulen, vier Oberrealschulen, vier Handelsschulen sowie mehrere Privatanstalten zur Verfügung. Die Klassenstärke lag damit im Durchschnitt bei rund 40 Schülern pro Klasse, wobei etwa 25 Schüler auf einen Lehrer kamen. In den einzelnen Schulen und Schulzweigen kam es freilich zu erheblichen Abweichungen von diesen Mittelwerten.<sup>72</sup> Vergleicht man diese Zahlen mit den katastrophalen Verhältnissen etwa in den deutschen Siedlungen im Schwarzmeergebiet, wo um die Jahrhundertwende zwischen 40 und 100 Schüler auf einen Lehrer kamen, oder gar in den Wolga-Kolonien, wo einem Lehrer mancherorts bis zu 1 000 Schüler gegenüber-

<sup>70</sup> Vgl. Verzeichnis der Schüler und Schülerinnen der Schule zu St. Petri 1763–1862, hrsg. v. H. Held. St. Petersburg 1862; Verzeichnis der Schüler und Schülerinnen der Schule zu St. Petri 1862–1912, hrsg. v. H. Held. St. Petersburg 1913; J. Kirchner, Album der St. Annen-Schule 1852–1877. St. Petersburg 1878; Wiedemann, Chronik (wie Anm. 4), S. 74–85; Schule der Reformierten Gemeinde. Album der Abiturienten zusammengestellt von G. Tiedemann. St. Petersburg 1885; Keußler, Schulen (wie Anm. 7), S. 23; Erik Amburger, Beiträge zur Geschichte der deutsch-russischen kulturellen Beziehungen. Gießen 1961, S. 183–213; Amburger, Schulen (wie Anm. 2), S. 17; Busch, Die Deutschen (wie Anm. 7), S. 130 ff.

<sup>71</sup> Diese Daten basieren auf der Analyse der Jahre 1912/13 für die Abiturienten der Petri-, Annen- und der Reformierten Schule und des Jahres 1908 für die der Katharinen-Schule. Die Nationalität ist nach dem Namen ermittelt worden. Vgl. Pantenius, Schulpolitik (wie Anm. 46), S. 45 ff.; ders., Schulen (wie Anm. 34), S. 13 u. 39; ders., Die Zukunft der deutschen Kirchenschulen in St. Petersburg. Schulpolitische Betrachtungen, in: Blätter für deutsches Leben in St. Petersburg (1918), H. 1, S. 3–32; Kirchner, Album (wie Anm. 70); Wiedemann, Chronik (wie Anm. 4), S. 74–85; Schule der Reformierten Gemeinde (wie Anm. 70); Amburger, Beiträge (wie Anm. 70), S. 183–213; ders., Schulen (wie Anm. 2), S. 17 f.

<sup>72</sup> In der Petri-Schule kamen im Jahre 1910 1 667 Schüler in 42 Klassen auf 69 Lehrer. Die Klassenstärke betrug damit im Durchschnitt rund 39 Schüler, und rund 24 Schüler kamen auf einen Lehrer. Für die St. Annen-Schule kamen im Jahre 1905 1 730 Schüler in 44 Klassen auf 66 Lehrer, was einer Klassenstärke von rund 39 Schülern und einem Lehrer-Schüler-Verhältnis von etwa 1 zu 26 entsprach. In der St. Katharinen-Schule kamen im Jahre 1905 rund 17 Schüler auf einen Lehrer. Vgl. Pantenius, Schulen (wie Anm. 34), S. 12; Stricker, Bildungseinrichtungen (wie Anm. 15), S. 163 f.

standen,<sup>73</sup> so kann man die Verhältnisse in St. Petersburg als ideal einstufen.

### Zur Bedeutung der St. Petersburger deutschen Schulen

Der gesellschaftliche Rang der deutschen Schulen in St. Petersburg kann nach den vorhergehenden Erörterungen kaum überschätzt werden. Als Produkt der lutherisch-reformierten, später pietistischen Bildungsidee wirkten sie nicht nur religiös und ethnisch vermittelnd, sondern halfen auch, kulturelle Barrieren zwischen Russen und Deutschen zu überwinden. Absolventen der vier großen Kirchenschulen pflanzten die Idee der Volksbildung durch die Gründung neuer Kirchen- und Privatschulen fort und übten einen erheblichen Einfluß auf die Bildungspolitik des Russischen Reiches im 18. und 19. Jahrhundert aus. Auch stellten die St. Petersburger deutschen Schulen ein Paradigma der anderen deutschen Schulen in Rußland dar. Die Städte mit deutscher Bevölkerung kamen dabei dem Petersburger Modell am nächsten. In den bäuerlichen deutschen Kolonien des Schwarzmeergebietes, der Wolgaregion und im Transkaukasus, wo die Verhältnisse anders lagen, wurde zumindest der Versuch unternommen, das städtische Vorbild zu imitieren. Organisationsmuster und Lehrpläne, die den Ruf der St. Petersburger deutschen Schulen als Kaderschmieden allerersten Ranges begründeten, übten eine hohe Anziehungskraft auf die Bevölkerung aus. Ihre Schüler, gleich welcher Nationalität, stammten nicht nur aus der weiteren Umgebung St. Petersburgs, sondern kamen aus den fernsten Teilen des Russischen Reiches.<sup>74</sup> Der gute Ruf bildete gleichzeitig die Grundlage einer soliden Finanzstruktur der Schulen und der

---

<sup>73</sup> Vgl. Wilhelm Kahle, *Das Verhältnis von Kirche und Schule in den deutschen Siedlungen an der Wolga bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, in: *Zwischen Reform und Revolution. Die Deutschen an der Wolga 1860–1917*, hrsg. v. Dittmar Dahlmann u. Ralph Tuchtenhagen. Essen 1994; Gerd Stricker, *Die Schulen der Wolgadeutschen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Versuch: Unter besonderer Berücksichtigung katholischer Anstalten*, in: *Ebenda*; ders., *Bildungseinrichtungen (wie Anm. 15)*, S. 165; Detlef Brandes, *Von den Zaren adoptiert. Die deutschen Kolonisten und die Balkansiedler in Neurußland und Bessarabien 1751–1914*. München 1993, S. 302–332 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte. 2.).

<sup>74</sup> Ich verweise in diesem Zusammenhang besonders auf die schon erwähnten Polen aus Russisch-Polen (s.o.), aber auch auf den Zuzug von Deutschbalten, nachdem im Baltikum gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine Russifizierung des dortigen Schulwesens eingesetzt hatte. Vgl. Amburger, *Schulen* (wie Anm. 2), S. 17.

Möglichkeit, hervorragende Lehrer zu verpflichten.<sup>75</sup> Als in der Zeit des bewaffneten Nationalismus und der ideologischen Klassenkämpfe der friedliche Dialog über nationale und soziale Schranken hinweg nicht mehr gefragt war, waren mit dem Verlust ihres guten Namens auch die Schulen selbst zum Untergang verurteilt.

---

<sup>75</sup> Vgl. Basarov, *Vospominanija* (Erinnerungen), in: *Russkaja Starina* 107 (1901), H. 3, S. 81; von Bradke, *Avtobiografičeskie zapiski* (Autobiographische Aufzeichnungen), in: *Russkij Archiv* (1875), 1, S. 270; N.Ja. Čistovič, *Vospominanija o Tret'ej S.-Peterburgskoj Gimnasii vos'midestjatyč godov* (Erinnerungen an das 3. St. Petersburger Gymnasium in den 80er Jahren), in: *Peterburgskaja tret'ja gimnazija nyne 13-ja sovetskaja trudovaja škole. Za sto let. Vypisanija, stat'i i materialy* (100 Jahre Petersburger III. Gymnasium, jetzt 13. Sowjetschule. Aufzeichnungen, Artikel und Materialien). Petrograd 1923, S. 90-97, hier S. 91; *Pjatidesjatiletie* (wie Anm. 11), S. 26; Pantenius, *Schulen* (wie Anm. 34), S. 11 u. 40; Rodin, *Hauptschule* (wie Anm. 3), S. 3; *Aus deutscher Bildungsarbeit im Auslande* (wie Anm. 13), S. 280 f.; Woltner, *Bildungswesen* (wie Anm. 2); Schleuning, *Die Stummen* (wie Anm. 36), S. 82 f.; Stricker, *Bildungseinrichtungen* (wie Anm. 15), S. 164 f.; Sommer, *Die Deutschen* (wie Anm. 3), S. 138; Busch, *Die Deutschen* (wie Anm. 7), S. 126 ff.



# Bildung und Wohlfahrt, Gesellschaften und Vereine. Deutsches Leben in Moskau im 19. und frühen 20. Jahr- hundert

von Andreas Keller

Bereits am Ende des 15. Jahrhunderts kamen Ausländer, unter ihnen auch Deutsche, nach Moskau. Sie waren Soldaten und Handwerker, Ärzte und Apotheker oder übten andere Berufe aus.<sup>1</sup> Nach den Söldnersiedlungen unter Ivan III. entstand Mitte des 17. Jahrhunderts die Ausländervorstadt, die bald Nemeckaja Sloboda (Deutsche Vorstadt) genannt wurde und in der die Ausländer, getrennt von der russischen Bevölkerung, lebten.<sup>2</sup> Während der Regierungszeit Peters I. vollzog sich ein Wandel, als den Ausländern gestattet wurde, sich überall im Russischen Reich anzusiedeln, und somit die Zeit der Moskauer Deutschen Vorstadt zu Ende ging.<sup>3</sup> Doch auch nach der Verlegung der Hauptstadt ins neuerbaute St. Petersburg lebte eine beträchtliche deutsche Kolonie weiterhin in der alten Hauptstadt.

Das 19. Jahrhundert war sowohl in kultureller als auch in wirtschaftlicher Hinsicht die Blütezeit der deutschen Diaspora in Moskau.<sup>4</sup> In jenem Maße, wie die Zahl der Ausländer hauptsächlich deutscher Herkunft in Moskau wuchs, verstärkte sich auch das Zugehörigkeitsgefühl zu einem gemeinsamen Glauben, zu einer gemeinsamen Kultur und Sprache. Unter

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu Erik Amburger, Die Anwerbung von Ärzten, Gelehrten und Lehrkräften durch die russische Regierung vom 16. bis ins 19. Jahrhundert, in: Ders., Beiträge zur Geschichte der deutsch-russischen kulturellen Beziehungen. Gießen 1961, S. 24-52.

<sup>2</sup> Vgl. dazu Erich Franz Sommer, Die Anfänge der Moskauer Deutschen Sloboda, in: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 5 (1941), S. 421-444; ders., Die Moskauer deutsche Sloboda im Wandel der jüngsten Forschung, in: Die Deutschen in der UdSSR in Geschichte und Gegenwart, hrsg. v. Ingeborg Fleischhauer u. Hugo Jedig. Baden-Baden 1990, S. 29-43; Erik Amburger, Die weiteren Schicksale der alten Einwohnerschaft der Moskauer Ausländer-Sloboda seit der Zeit Peters I., in: Ders., Fremde und Einheimische im Wirtschafts- und Kulturleben des neuzeitlichen Rußland. Ausgewählte Aufsätze, hrsg. v. Klaus Zernack. Wiesbaden 1982, S. 275-289.

<sup>3</sup> Polnoe Sobranie Zakonov Rossijskoj Imperii (Vollständige Sammlung der Gesetze des Russischen Reiches). 1-oe sobranie (1. Sammlung). Bd. 4, St. Petersburg 1830, S. 192-195; Manifest o vyzove inostrancev (Manifest über die Berufung der Ausländer) vom 16. April 1702.

<sup>4</sup> Zum Begriff „Diaspora“ vgl. John A. Armstrong, Mobilized and Proletarian Diasporas, in: The American Political Science Review 70 (1976), S. 393-408; ders., Mobilized Diaspora in Tsarist Russia: The Case of the Baltic Germans, in: Soviet Nationality Policies and Practices, hrsg. v. R. Azrael. New York (u.a.) 1978, S. 63-104.

den rund 8 000 Deutschen, die zu jener Zeit in Moskau lebten,<sup>5</sup> entstanden deutsche Vereine für Tanz, Musik, Sport, Bildung und Kultur. Das Schulwesen, eng mit den protestantischen Kirchen verbunden, nahm einen gewissen Aufschwung. Zahlreiche Wissenschaftler deutscher Herkunft lehrten an der Moskauer Universität und nahmen regen Anteil am städtischen Leben. Und auch im Theater- und Musikleben der zweiten Hauptstadt des Russischen Reiches spielten die Deutschen eine nicht geringe Rolle.

Den Mittelpunkt des Lebens der deutschen Diaspora bildete die Kirche. In den evangelischen Gemeinden konzentrierte sich gleichsam die geistige und kulturelle Existenz der deutschen Bevölkerung der Stadt.<sup>6</sup> Die Kirche prägte die Schule, den wichtigsten Faktor der außerfamiliären Erziehung. Zugleich entwickelte sich ein spezifisch religiös strukturiertes Wohlfahrtssystem mit Dutzenden von Fonds zur Unterstützung von Witwen, Waisen und Kindern aus den ärmeren Schichten sowie Waisenhäusern, Heimen und Krankenkassen.

Die Kirchengemeinden waren bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges der zentrale Bezugspunkt der Deutschen sowohl in den beiden Hauptstädten als auch in den ländlichen Siedlungen an der Wolga und im Schwarzmeergebiet. Auch und gerade in den Städten waren es nicht nur die deutschen Pastoren, die das Gemeindeleben bestimmten, sondern zahlreiche Persönlichkeiten aus dem zivilen und militärischen Bereich opferten ihre Mittel, ihre Zeit und ihre Begabungen im Dienst an der Gemeinde und setzten sich für die Schulen und die wohlthätigen Einrichtungen der Gemeinden ein.

## 1. Schulen und Universitäten

Die beiden Kirchenschulen an St. Michaelis und St. Petri-Pauli waren wohl die ältesten in der Stadt. Während erstere wahrscheinlich bereits im 16. Jahrhundert ihren Anfang nahm, obwohl ein Schulreglement erst aus der Regierungszeit Peters I. überliefert ist, wurde letztere zunächst in den

---

<sup>5</sup> A.W. Fechner, *Chronik der Evangelischen Gemeinden in Moskau*. Bd. 2, Moskau 1876, S. 46.

<sup>6</sup> Vgl. dazu allgemein Erik Amburger, *Geschichte des Protestantismus in Rußland*. Stuttgart 1961; Wilhelm Kahle, *Aufsätze zur Entwicklung der evangelischen Gemeinden in Rußland*. Leiden/Köln 1962; Gerd Stricker, *Das kirchliche Leben der Deutschen in Rußland und in der Sowjetunion*, in: *Tausend Jahre Nachbarschaft. Rußland und die Deutschen*, hrsg. v. Manfred Hellmann u. Alfred Eisfeld. München 1988, S. 144-162.

1630er Jahren und dann endgültig 1670 gegründet.<sup>7</sup> Erst knapp zwei Jahrhunderte später, in den 1840er Jahren, entstand bei der Schule der Reformierten Gemeinde eine Knabenschule, die jedoch bald zu einer Privatschule wurde. Aus ihr entwickelte sich die 1876 von der Regierung bestätigte Fiedlersche Realschule. Diese Schulen wurden überwiegend von russischen Kindern besucht und standen zudem nicht unter der Aufsicht der Kirche, so daß sie bei unserer Betrachtung keine Berücksichtigung finden.<sup>8</sup> Erst nach der Wende zum 20. Jahrhundert wurde bei der Reformierten Kirche ein Schulverein und 1908 ein Reformgymnasium gegründet, an dem allerdings auch die russische Sprache im Unterricht dominierte.<sup>9</sup> Seit 1839 existierte zudem die auf privater Initiative entstandene Evangelische Armen- und Waisen-Schule, an der es eine Jungen- und, seit 1840, eine Mädchenabteilung mit je drei Klassen gab. 1907 hatte die Schule 184 Schüler und Schülerinnen.<sup>10</sup> 1883 gründeten die evangelischen Gemeinden die Alexanderschule in Erinnerung an die Errettung Alexanders II. vor einem Attentat.<sup>11</sup>

Die herausragende Bedeutung der Schulen der deutschen Gemeinden wird nur verständlich, wenn die Entwicklung des staatlichen Schulwesens im Russischen Reich stets mitberücksichtigt wird.<sup>12</sup> Erst seit den unter Alexander II. begonnenen Reformen der 1860er Jahre entfaltete sich ein vom Staat getragenes Schulsystem, das keine geringen Erfolge zeitigte.<sup>13</sup>

<sup>7</sup> Die Evangelisch-Lutherischen Gemeinden in Rußland. Eine historisch-statistische Darstellung. Bd. 1, Teil 2, St. Petersburg 1909, S. 7.

<sup>8</sup> Erik Amburger, Die deutschen Schulen in Rußland mit besonderer Berücksichtigung St. Petersburgs, in: Deutscher Einfluß auf Bildung und Wissenschaft im östlichen Europa, hrsg. v. Friedhelm Berthold Kaiser u. Bernhard Stasiewski. Köln/Wien 1984, S. 1-26, hier S. 10 f.; Hermann Pack, Die deutschen Schulen in Moskau, in: Aus deutscher Bildungsarbeit im Auslande. Erlebnisse und Erfahrungen in Selbstzeugnissen aus aller Welt. Bd. 1: Europa, hrsg. v. Franz Schmidt u. Otto Boelitz. Langensalza 1927, S. 303-329, hier S. 305 f. Vgl. allgemein zum Schul- und Bildungswesen auch Gerd Stricker, Deutschsprachige Bildungseinrichtungen im Russischen Reich und in der Sowjetunion, in: Tausend Jahre Nachbarschaft (wie Anm. 6), S. 162-175.

<sup>9</sup> Amburger, Schulen (wie Anm. 8), S. 11.

<sup>10</sup> Ebenda, S. 10 f.; Pack, Schulen (wie Anm. 8), S. 307 f.; Gemeinden (wie Anm. 7), S. 12 f. An der Organisation waren u.a. ein Bäckermeister und der Schullektor J. von Schröder beteiligt.

<sup>11</sup> Amburger, Schulen (wie Anm. 8), S. 10 f. Nach Pack, Schulen (wie Anm. 8), S. 306, erfolgte die Benennung anlässlich des Regierungsjubiläums von Kaiser Alexander II. im Jahre 1880.

<sup>12</sup> Patrick Alston, Education and the State in Tsarist Russia. Stanford 1969; Nicolas Hans, History of Russian Educational Policy. London 1931; P. Pekarskij, Vvedenie v istoriju prosvěščenija v Rossii XVIII stoletija (Einführung in die Geschichte der Bildung in Rußland im 18. Jahrhundert). St. Petersburg 1862.

<sup>13</sup> Vgl. dazu Gottfried Schramm, Lehren und Lernen, in: Handbuch der Geschichte Rußlands, hrsg. v. Gottfried Schramm. Bd. 3, 2, Stuttgart 1992, S. 1578-1612. Zur Schulbildung der Mädchen in der Spätphase des Russischen Reiches jetzt Carmen

Die staatlichen Bemühungen, insbesondere eine Elementarschulbildung ins Leben zu rufen, blieben zunächst erfolglos. Eine höhere Schulbildung entwickelte sich jedoch bereits seit Beginn des 18. Jahrhunderts in der alten Hauptstadt. Als höhere Bildungsstätten entstanden dort besondere Einrichtungen zur Vermittlung von Fachwissen, wie etwa 1701 die Mathematik- und Navigationsschule. 1703 kam es zur Gründung eines Gymnasiums, dem als erster Direktor der aus Livland verschleppte Propst Ernst Glück vorstand.<sup>14</sup> Zugleich mit der Moskauer Universität im Jahre 1755 wurde auch ein Universitätsgymnasium gegründet, dessen Rektoren überwiegend aus Deutschland oder deutschsprachigen Ländern kamen.<sup>15</sup>

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, im Jahre 1806, besuchten 81 Schüler und Schülerinnen die Schule der „Neuen Gemeinde“, wie die St. Petri-Pauli-Kirche bis 1817 genannt wurde,<sup>16</sup> davon 32 Waisen, die unentgeltlich unterrichtet wurden.<sup>17</sup> In den folgenden Jahren nahm die Schule dank des unermüdlichen Einsatzes von Pastor Benjamin Heidecke einen Aufschwung.<sup>18</sup> Jedoch liegen widersprüchliche Aussagen über die Entwicklung vor. Während wir bei Fechner, gestützt auf die Angaben des ehemaligen Lehrers Klee, die Angabe finden, daß schon im folgenden Jahr rund 150 Schüler unterrichtet wurden,<sup>19</sup> spricht Pack von 100 Schülern, die im Jahre 1808 die Schule besuchten und größtenteils im Schulinternat wohnten.<sup>20</sup> In jedem Falle entwickelte sich die Schule allmählich. Damals gehörte zur Kirche ein ganzer Komplex von Gebäuden und angemieteten Räumen: das große steinerne Gebäude der Knabenschule, in dessen zweitem Stock der Rektor wohnte, das Pastorat, ein Holzhaus für den Konrektor

---

Scheide, Frauenbildung. Gesellschaftlicher Aufbruch und Mängel staatlicher Politik, in: *Aufbruch der Gesellschaft im verordneten Staat*, hrsg. v. Heiko Haumann u. Stefan Plaggenborg. Frankfurt a.M. 1994, S. 296-317.

<sup>14</sup> Erik Amburger, *Der deutsche Lehrer in Rußland*, in: Ders., *Beiträge* (wie Anm. 1), S. 159-182, hier S. 173 f.; *O nemeckich školach v Moskve v pervoj četverti XVIII v., 1701-1715* (Über die deutschen Schulen in Moskau im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts, 1701-1715). *Dokumenty Moskovskich Archivov* (Dokumente aus Moskauer Archiven), hrsg. v. S.A. Belokurov u. A.N. Zercalov. Moskau 1907; Pekarskij, *Vvedenie* (wie Anm. 12), S. 127 ff.

<sup>15</sup> Amburger, *Lehrer* (wie Anm. 14), S. 175 f.

<sup>16</sup> Amburger, *Schulen* (wie Anm. 8), S. 10.

<sup>17</sup> Fechner, *Chronik* (wie Anm. 5), S. 48.

<sup>18</sup> Heidecke war auch in literarischen Kreisen wohlbekannt und gab in Riga den „Russischen Merkur“ heraus. Vgl. dazu S.P. Žicharev, *Zapiski sovremennika. Zapiski studenta* (Aufzeichnungen eines Zeitgenossen. Aufzeichnungen eines Studenten). Teil 1, Moskau/Leningrad 1955, S. 160.

<sup>19</sup> Fechner, *Chronik* (wie Anm. 5), S. 51.

<sup>20</sup> Hermann Pack, *Die Petri-Pauli-Knabenschule zu Moskau im 19. Jahrhundert*, in: *Bericht über die Petri-Pauli-Kirchenschulen zu Moskau für das Jahr 1900*. Moskau 1901, S. 7-43, hier S. 10.

und die Wohnungen für den dritten Lehrer, den Küster, den Kirchenwärter und andere Häuser, die die Kirche gepachtet hatte.<sup>21</sup> Neben Heidecke war es hauptsächlich der Kirchenpatron, Graf Jakob von Sievers, der sich beim Ausbau der Kirche, der Schule und der Wohlfahrtseinrichtungen engagierte und sowohl eigene finanzielle Mittel beisteuerte als auch zahlreiche Spenden einwarb.<sup>22</sup>

An der fünfklassigen Knabenschule wurden die Sprachen Deutsch, Russisch und Französisch sowie Latein unterrichtet. Über den Mathematikunterricht und die anderen Naturwissenschaften sind keine Zeugnisse erhalten. Doch gab es Musik-, Tanz- und Zeichenunterricht. Neben Heidecke, dem Rektor und dem Konrektor unterrichteten rund 15 Lehrer an der Schule. Über eine Mädchenschule sind keine Nachrichten überliefert. Nach Abschluß der Knabenschule ist es wohl auch zu einem direkten Überwechseln der Schüler an die Universität gekommen.<sup>23</sup>

Im Gegensatz dazu verlief die Entwicklung der älteren Schule, die an der St. Michaeliskirche bestand, weniger erfolgreich. Doch war die Gemeinde auch stets kleiner als die der Petri-Pauli-Kirche und lag zudem weit vom Stadtzentrum, in dem die Mehrheit der Deutschen wohnte, entfernt. Der ehemalige Lehrer Klee schrieb, daß es an der Schule der Michaeliskirche 1811 nur zwei Klassen gab, in denen auch eine Schulbank für die Mädchen stand. Wenige Jahre zuvor, 1804, gingen dort 50 Kinder zur Schule. Seit 1805 war Ch. Liebermann als Hauptlehrer tätig, der nebenher noch als Organist und Protokollführer im Kirchenrat fungierte. Erst 1809 wurde mit Wilhelm Anton ein zweiter Lehrer angestellt.<sup>24</sup>

Beim Brand Moskaus 1812 wurde die Petri-Pauli-Kirche vollständig zerstört. Auch die Schulen und die Archive beider deutschen Kirchen wurden Opfer der Flammen. Noch lange Jahre danach waren alle Bewohner der Stadt, auch die deutsche Bevölkerung, mit dem Wiederaufbau von Schulen und Kirchen beschäftigt. 1813 wurde eines der härtesten Jahre für die deutschen Gemeinden. Unterstützung fanden sie jedoch von seiten der Moskauer Stadtverwaltung. So erhielten die beiden evangelisch-lutherischen und die anglikanisch-reformierte Kirche am 7. Dezember 1813 vom „Komitee zur Versorgung der vom Feind Geschädigten“ rund 65 000 Rubel zugeteilt.<sup>25</sup>

<sup>21</sup> E.H. Busch, *Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der Ev.-Luth. Gemeinden in Rußland*. St. Petersburg 1862, S. 218 f.; Fechner, *Chronik* (wie Anm. 5), S. 51.

<sup>22</sup> Fechner, *Chronik* (wie Anm. 5), S. 48.

<sup>23</sup> Pack, *Petri-Pauli-Knabenschule* (wie Anm. 20), S. 10; ders., *Schulen* (wie Anm. 8), S. 312.

<sup>24</sup> Fechner, *Chronik* (wie Anm. 5), S. 59 f. u. 413.

<sup>25</sup> Ebenda, S. 76 f.

Auch die lebendigen Kontakte zwischen der Moskauer und den anderen deutschen Gemeinden in verschiedenen russischen Städten verhalfen zu zahlreichen Spenden. 1814 wurden in Petersburg Geldsammlungen für den Aufbau der evangelisch-lutherischen St. Petri-Pauli-Kirche in Moskau organisiert. Außerdem beschloß der Kirchenrat dieser Gemeinde, Bevollmächtigte in verschiedene Städte zu entsenden, so nach Vologda, Vladimir, Nižnij-Novgorod, Kaluga, Rjazan', Reval und Narva, um auch dort Gelder zu sammeln.<sup>26</sup>

Nach diesen schweren Jahren wurde seit Beginn der 1820er Jahre der Ausbau des Schulwesens der evangelischen Gemeinden fortgesetzt. Im Jahre 1820 wählte die Gemeinde den Leibarzt des Zaren, Geheimrat Dr. Justus Loder, zum Präsidenten des Kirchenrats der St. Michaeliskirche. Er versuchte, die Gemeinde aus ihrer schwierigen Lage hinauszuführen. Um das Niveau des Schulunterrichts zu heben, lud er als Professor der Moskauer Universität seine Kollegen I.A. Rosenstrauch, F.F. Reuß, V. Treuter, G. Florie und B. Auerbach ein, dort zu unterrichten. Angesichts der Finanzprobleme der Schule gaben einige dieser zusätzlichen Lehrkräfte zwischen 1849 und 1853 sogar unbezahlten Unterricht. Auch der langjährige Schularzt, August Dreier (von 1847 bis 1875 tätig), behandelte arme Kinder und Waisen umsonst.<sup>27</sup>

Loder setzte sich während seiner Zeit als Kirchenratspräsident auf vielfältige Weise für die St. Michaelis-Kirchenschule ein. Er stand an der Spitze der Verwaltung, erteilte in Notfällen auch selbst den Unterricht und trieb vor allen Dingen aufgrund seiner guten Beziehungen zahlreiche Spenden ein, darunter sogar von der Kaiserinmutter, Marija Fëdorovna.<sup>28</sup> Auch aus Kollekten und Erbschaften floß der Schule Geld zu, so daß bald ein drittes Stockwerk angebaut werden konnte.<sup>29</sup>

Ab 1853 wurde die bis dahin nur dreiklassige St. Michaelisschule vierklassig und entwickelte sich bis 1861 zu einem sechsklassigen Gymnasium mit Latein und Griechisch als Unterrichtsfächern. Doch verlief der weitere Weg der Schule nicht kontinuierlich. Auf Wunsch der Gemeinde wurde sie 1871 in eine fünfklassige Realschule umgewandelt, an der nun statt der alten Sprachen Französisch, Englisch, Chemie und Physik gelehrt wurde. Als jedoch nach der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die Absolventen der Gymnasien und der sechsjährigen Realschulen das Recht auf

<sup>26</sup> Pack, Petri-Pauli-Knabenschule (wie Anm. 20), S. 19.

<sup>27</sup> Fechner, Chronik (wie Anm. 5), S. 428 f.

<sup>28</sup> Ebenda, S. 418.

<sup>29</sup> Gleichsam auf dem Wege der Erbschaft gelangte die Schule auch in den Besitz der 1822 verbotenen Freimaurerloge „Alexander zum dreifachen Segen“, dessen Meister vom Stuhl Loder gewesen war. Ebenda.

einen nur halbjährigen Wehrdienst erhielten, wurde die Schulform erneut geändert.<sup>30</sup> In dieser Gestalt erlangte die Schule dann auch 1876 die volle staatliche Anerkennung, verzichtete dabei allerdings auf die deutsche Unterrichtssprache, konnte aber die eigene Verwaltung und die Wahl der Direktoren und Lehrer, bei Bestätigung durch die Schulbehörde, beibehalten.<sup>31</sup>

Nachdem bereits am 13. Juli 1818 die Grundsteinlegung für den Neubau der Petri-Pauli-Kirche erfolgt war, an der auch der Kirchenpatron, der König von Preußen, teilnahm,<sup>32</sup> ging der Ausbau der Schule an der Petri-Pauli-Kirche nach dem Wiederaufbau ebenfalls zügig vonstatten. Am 31. August 1824 wurde die Knabenschule eingeweiht, fünf Jahre später, 1829, folgte die Mädchenschule.<sup>33</sup> Auch in dieser Zeit engagierten sich Gemeindemitglieder im Schulwesen, so u.a. der Kaufmann Wilhelm Küster,<sup>34</sup> der sich als ehemaliger Lehrer nicht nur für die Schulen der eigenen Gemeinde einsetzte.<sup>35</sup> Seit 1836 entwickelte sich die Knabenschule dieser Kirche allmählich zum Gymnasium. Die Gemeinde wählte einen ständigen Schulrat, dem die Professoren Einbrodt, Evenius und Dr. Mickwitz sowie der Pastor, der Rektor und der Konrektor angehörten.<sup>36</sup> 1839 wurde eine vierte Klasse eröffnet, welche die Schule stärker zu einer Real- und Handelslehranstalt werden ließ. Bis sich Ende der 1830er Jahre allmählich der Wandel zum Gymnasium vollzog, blieb bei der Petri-Pauli-Schule weitgehend der Charakter einer Bürgerschule gewahrt. Nach der Umgestaltung zum Gymnasium traten als neue Fächer dann die Naturwissenschaften hinzu, 1848 wurde auch Turnen ein obligatorisches Fach.<sup>37</sup> 1860 wurde die fünfte Klasse mit einem zweijährigen Kursus eingerichtet, um den Schülern den unmittelbaren Übergang zur Universität zu ermöglichen.<sup>38</sup> In den folgenden Jahren stand der Ausbau der Gymnasialabteilung, mit Realabteilung, im Vordergrund, der bis 1871 abgeschlossen war und für den 1879 auch die staatliche Anerkennung erreicht wurde.<sup>39</sup>

<sup>30</sup> Pack, Schulen (wie Anm. 8), S. 309.

<sup>31</sup> Ebenda, S. 309 f. Seit 1811 war die Schule eine reine Jungenschule.

<sup>32</sup> Fechner, Chronik (wie Anm. 5), S. 354 f. Der König spendete eine bedeutende Summe für den Wiederaufbau der Kirche.

<sup>33</sup> Amburger, Schulen (wie Anm. 8), S. 10.

<sup>34</sup> Küster war Mitglied des Handelsgerichts und der Stadtduma, wurde 1833 erblicher Ehrenbürger und 1843 Kommerzienrat; zudem war er ein besonderer Liebhaber der Park- und Gartenkunst. Der Garten an seinem Haus war stadtbekannt, und aus ihm stammten die Pflanzen für den neuangelegten Alexandergarten an der Kremllmauer. Busch, Materialien (wie Anm. 21), S. 213; Fechner, Chronik (wie Anm. 5), S. 354 f.

<sup>35</sup> Pack, Petri-Pauli-Knabenschule (wie Anm. 20), S. 17.

<sup>36</sup> Pack, Schulen (wie Anm. 8), S. 314.

<sup>37</sup> Gemeinden (wie Anm. 7), S. 8.

<sup>38</sup> Amburger, Schulen (wie Anm. 8), S. 10; Pack, Petri-Pauli-Knabenschule (wie Anm. 20), S. 27 ff.

Auch für die Mädchen gab es nun einen gymnasialen Zweig mit einer Vorschule, der 1881 den russischen Mädchengymnasien gleichgestellt wurde.<sup>40</sup> Mitte der 1890er Jahre besuchten 421 Schülerinnen diese Schule, die etwa um die gleiche Zeit einen Neubau, der unmittelbar neben dem alten Schulgebäude lag, beziehen konnte.<sup>41</sup>

Die Schulen unterstanden der Aufsicht des Moskauer Schuldirektors. Die öffentlichen Prüfungen nahmen Professoren der Universität ab. Bei der Gestaltung der Lehrpläne jedoch, auf die die Rektoren einen großen Einfluß hatten, war der Kirchenrat maßgebend, ebenso wie bei der Anstellung der Lehrkräfte.<sup>42</sup> Der Fächerkanon umfaßte zunächst vor allem die klassischen Fächer, Naturwissenschaften, mit Ausnahme der Mathematik (Algebra und Geometrie), traten erst später hinzu. An der Knabenschule war Latein ein wahlfreies Fach, an der Mädchenschule Handarbeit und Musik. Mit Ausnahme der Fächer Russisch und russische Geschichte war Deutsch die Unterrichtssprache.<sup>43</sup>

Die Schule stand auch bei den russischen Bürgern und besonders den Kaufleuten in hohem Ansehen. 1840 waren von 140 Schülern nur 38 Deutsche. Interessanterweise bietet auch die Michaelisschule das gleiche Bild: von 160 schulfähigen Jungen der Gemeinde wurde sie nur von 20 besucht. Hier lassen sich wohl zwei Tendenzen erkennen: Erstens schickten die Deutschen ihre Kinder überwiegend in russische Lehranstalten, damit sie sich besser in die russische Gesellschaft integrierten, und zweitens suchten die russischen Bürger in der deutschen Schule vor allem sprachliche und kaufmännische Bildung. Unter anderem finden sich hier die Namen der Söhne einiger russischer Großkaufleute wie Najdenov, Karzinkin, Botkin, Sorokoumovskij und Krestovnikov.<sup>44</sup>

Eine wichtige Rolle spielten in dem schlecht entwickelten russischen Bildungssystem des 19. Jahrhunderts die deutschen Privatanstalten und die aus dem westlichen Europa, auch aus Deutschland, stammenden Hauslehrer.<sup>45</sup> Sie ermöglichten es russischen Kindern, die deutsche Sprache zu erlernen und zu vervollkommen. Die Kenntnis der deutschen Sprache galt als eine der Voraussetzungen für eine gute Bildung. In dieser Hinsicht ist die Rolle der deutschen Lehrer, die auch an der Gründung der

<sup>40</sup> Amburger, Schulen (wie Anm. 8), S. 10.

<sup>41</sup> Pack, Schulen (wie Anm. 8), S. 313.

<sup>42</sup> Ebenda. Zu den Lehrern vgl. auch Erik Amburger, Die Lehrer der deutschen evangelischen Kirchenschulen in St. Petersburg und Moskau, in: Ostdeutsche Familienkunde 12 (1964), S. 298-301.

<sup>43</sup> Pack, Schulen (wie Anm. 8), S. 313.

<sup>44</sup> Pack, Petri-Pauli-Knabenschule (wie Anm. 20), S. 19.

<sup>45</sup> Amburger, Lehrer (wie Anm. 14), S. 163 ff.

Moskauer Universität beteiligt waren, kaum zu überschätzen. Sie trugen entscheidend zur Verbreitung der deutschen Sprache in den mittleren und höheren Schichten der russischen Gesellschaft bei. In einem Dekret des Senats von 1773 war Deutsch sogar als offizielle Sprache für einige Teile des Reiches, Finnland, Livland und Estland, vorgeschlagen worden.<sup>46</sup>

Ende des 18. Jahrhunderts war das Adelpensionat des Rektors des Moskauer Universitätsgymnasiums, Johann Matthias Schaden — seit 1772 auch Professor für praktische Philologie der Moskauer Universität —, berühmt, unter dessen Obhut u. a. Nikolaj M. Karamzin vier Jahre stand.<sup>47</sup> In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehörte zu den bekannten Namen unter den Hauslehrern Johann Bernhard Petrosilius, der Erzieher des jungen A.S. Griboedov, der danach bei Gottlieb John, einem Spezialisten für klassische Sprachen, Unterricht hatte, der bis zuletzt sein Freund und Ratgeber bleiben sollte. Karl Sonnenberg unterrichtete ab 1820 Nikolaj P. Ogarev und wurde später Privatsekretär bei Alexander Herzens Vater.<sup>48</sup> Der Dichter Friedrich Bodenstedt (1819–1892) war ab 1840 einige Jahre als Hauslehrer bei dem Moskauer Generalgouverneur Fürst Golicyn angestellt. Auch der junge Ivan Turgenew erhielt einen Teil seiner Erziehung durch einen Hauslehrer und später in privaten Anstalten: 1827 im Internat Johann F. Weidenhammers, dann im Hause Karl (Ivan Fëdorovič) Krauses.<sup>49</sup> Die Privatschule Johann Friedrich Küsters (1819–1838), der auch Rektor der St. Michaelisschule und Deutschlektor der Moskauer Universität war, und das Internat des Elsässers Louis Ennes hatten ebenfalls einen guten Ruf und gehörten zu den privaten Schulen, die eine solide und systematische Ausbildung boten.<sup>50</sup>

Die privaten deutschen Internate wurden allmählich von den deutschen Privatschulen verdrängt, die teilweise den Status von Gymnasien erhielten und bis 1917 existierten. Sie unterlagen jedoch einer stärkeren Assimilierung, im Gegensatz zu den deutschen Kirchenschulen, die ihre Privilegien sehr wohl zu verteidigen und zu nutzen wußten. Unter den Privatschulen in Moskau waren vor allem das Gymnasium Kreymanns und die Realschule Masings bekannt.<sup>51</sup>

<sup>46</sup> Ebenda, S. 167.

<sup>47</sup> Hans-Bernd Harder, Nikolaj Karamzin und die philosophisch-literarischen Kreise in Königsberg, Berlin, Weimar und Zürich, in: *Beförderer der Aufklärung in Mittel- und Osteuropa. Freimaurer, Gesellschaften, Clubs*, hrsg. v. Éva Balász, Ludwig Hammermayer u. a. Berlin 1979, S. 304–319, hier S. 305. Schaden stammte aus Preßburg, war also von Geburt Untertan der Habsburger Monarchie.

<sup>48</sup> Amburger, Lehrer (wie Anm. 14), S. 166.

<sup>49</sup> Ebenda, S. 172.

<sup>50</sup> Ebenda; Fechner, Chronik (wie Anm. 5), S. 413 ff.

<sup>51</sup> Amburger, Lehrer (wie Anm. 14), S. 172 f.

Trotz einiger Rückschläge entwickelten sich die deutschen Kirchenschulen bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges kontinuierlich. Auch der Aus- und Aufbau des staatlichen russischen Bildungssystems gefährdete ihre Stellung kaum. 1910 zählte die Schule an der St. Michaeliskirche etwa 390 Schüler, davon 164 evangelischer Konfession. Die Gemeinde selbst hatte rund 4 500 Mitglieder, darunter nur sehr wenige Finnen und Schweden.<sup>52</sup> Am Gymnasium der St. Petri-Pauli-Kirche waren 252 Schüler, an der Realschule 337 und an der Grundschule 295 Schüler, am Mädchengymnasium 407 und an der Grundschule 131 Schülerinnen; insgesamt gab es also 1 422 Schüler und Schülerinnen.<sup>53</sup> Die Gemeinde war jedoch auch weit größer und hatte 1910 rund 17 000 Mitglieder, von denen etwa 14 000 Deutsche waren.<sup>54</sup> Die Gemeinde der Reformierten Kirche hatte 2 374 Mitglieder und ihre Schule 333 Schüler und Schülerinnen.<sup>55</sup> Keine Schule besaß die 1907 gegründete dritte deutsch-evangelische Gemeinde, die St. Johanniskirche, welche die Seelsorge der im westlichen Teil der Stadt lebenden Deutschen gewährleisten sollte. Sie zählte zu Beginn des 20. Jahrhunderts etwa 140 Mitglieder.<sup>56</sup> Bevor die Kirche eingeweiht wurde, leitete Pastor Backmann von St. Michaelis seit 1888 im Schulsaal der im Westen der Stadt gelegenen Alexanderschule die ersten Gottesdienste.<sup>57</sup> Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges konnte insbesondere die Schule der St. Petri-Pauli-Gemeinde auf eine im wesentlichen erfolgreiche Arbeit zurückblicken. Beide Kirchenschulen vermochten es bis zu diesem Zeitpunkt, ihre Privilegien gegenüber staatlichen Ansprüchen zu verteidigen, auch wenn sie der Aufsicht des Staates unterstanden. Gerade ihre Beliebtheit bei den russischen Einwohnern der Stadt zeugt von ihrem erfolgreichen Wirken.

So wie das Universitätsgymnasium in den ersten Jahrzehnten fast ausschließlich unter der Leitung von deutschen bzw. deutschsprachigen Direktoren stand, so waren auch an der 1755 gegründeten Moskauer Universität am Anfang fast nur deutsche Professoren vertreten. Auch fünfzig Jahre später, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, lehrten neben zehn russischen Professoren neun Deutsche. Dazu gehörten der Philologe und Stati-

<sup>52</sup> Gemeinden (wie Anm. 7), S. 5.

<sup>53</sup> Johannes Kordes, Moskauer Brief, in: Deutsche Monatsschrift für Rußland 1 (1912), S. 227-236 u. 350-356, hier S. 236.

<sup>54</sup> Gemeinden (wie Anm. 7), S. 8. Hinzu kamen 2 000 Letten, 600 Esten und 150 Finnen und Schweden.

<sup>55</sup> Kordes, Brief (wie Anm. 53), S. 355.

<sup>56</sup> Gemeinden (wie Anm. 7), S. 11.

<sup>57</sup> Amburger, Schulen (wie Anm. 8), S. 10.

stiker Johann Christian (Ivan Andreevič) Heim,<sup>58</sup> Gotthilf (Gregorij Ivanovič) Fischer von Waldheim,<sup>59</sup> 1804 bis 1835 Professor für Zoologie, der 1805 zusammen mit Wilhelm Michael Richter,<sup>60</sup> aus einer Pastorenfamilie stammend und Universitätsprofessor für Geburtshilfe, die Moskauer Gesellschaft der Naturforscher gründete. Fischer von Waldheim hinterließ der Universität eine einmalige Sammlung von Erstdrucken aus dem 15. Jahrhundert und eine medizinische Bibliothek. Christoph August von Schlözer, der Sohn des Historikers August Ludwig von Schlözer, war von 1801 bis 1820 Ordinarius für Nationalökonomie an der Moskauer Universität und nahm dann einen Lehrstuhl an der Universität in Bonn an.<sup>61</sup> Des weiteren sind zu nennen: August Christian Reuß, 1804 bis 1832 Professor für Chemie, Philipp Christian Reinhard, seit 1803 Professor für praktische Philosophie und Geschichte der Philosophie, Christian Goldbach, Professor für Astronomie, und Johann (Ivan A.) Ide, bis zu seinem Tod (1807) Professor für Mathematik, sowie Georg Franz Hoffmann, Professor für Botanik, der Kollegienassessor de Senglin<sup>62</sup> sowie der bereits erwähnte Johann Matthias Schaden und Johann Georg Schwar(t)z, Professor für Philosophie, Freund N.I. Novikovs und eine der wichtigsten Gestalten der Freimaurerei in Moskau.<sup>63</sup>

Über die Tätigkeit dieser deutschen Gelehrten und Dozenten kursierten in jener Zeit sehr unterschiedliche Aussagen. Einige, so wurde bemerkt, sprachen mit starkem Akzent, andere hatten wenig Begabung im Rhetorischen, wieder andere konnten überhaupt kein Russisch und hielten ihre Vorlesungen auf lateinisch, deutsch oder französisch. Ohne Zweifel jedoch profitierten die Studenten davon, daß sie gezwungen waren, fremde Sprachen zu lernen. Sie erhielten einen systematischen Unterricht in den naturwissenschaftlichen, juristischen, philologischen und philosophischen Fächern.

<sup>58</sup> S.P. Žicharev, *Dnevnik studenta 1805 g.* (Tagebuch eines Studenten aus dem Jahr 1805), in: *Moskovskij universitet v vospominanjach sovremennikov 1755–1917* (Die Moskauer Universität in Erinnerungen von Zeitgenossen 1755–1917). Moskau 1989, S. 55; Amburger, *Lehrer* (wie Anm. 14), S. 165. Heim war zunächst Hauslehrer, dann Lektor, ab 1784 Professor der Universität und von 1808 bis 1818 deren Rektor.

<sup>59</sup> *Moskovskij universitet* (wie Anm. 58), Vorwort, S. 11; Erik Amburger, *Aus der Geschichte der wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Berlin und Rußland*, in: *Ders., Beiträge* (wie Anm. 1), S. 107–158, hier S. 148.

<sup>60</sup> Amburger, *Anwerbung* (wie Anm. 1), S. 36.

<sup>61</sup> Wilhelm Stieda, *Deutsche Gelehrte als Professoren an der Universität Moskau*, in: *Abhandlungen der philosophisch-historischen Klasse der sächsischen Akademie der Wissenschaften*. Bd. 40, Leipzig 1930, S. 24–27, 36, 83 u. 86.

<sup>62</sup> *Ebenda*, S. 84.

<sup>63</sup> Georg von Rauch, *Johann Georg Schwarz und die Freimaurer in Moskau*, in: *Beförderer* (wie Anm. 47), S. 214.

Der Student F.P. Lubjanovskij sprach von seinen Professoren als von Meistern ihres Fachs: „Nicht nur ich ließ mich von der Begeisterung anstecken, wenn unsere Professoren — und die Deutschen waren wahre Meister darin — den Geist der Griechen und der Römer heraufbeschworen. So begeisterten sie sich selbst — und uns für deren Einmaligkeit und höchste Weisheit, die sie als ein unsterbliches Beispiel menschlicher Tapferkeit rühmten.“<sup>64</sup> Mit nicht geringem Erfolg also wirkten die meisten deutschen oder deutschsprachigen Professoren an der Moskauer Universität. Sie trugen damit zum Aufbau des russischen Universitätswesens in erheblichem Maße bei.

## 2. Wohlfahrtseinrichtungen

Neben dem Aufbau und der Entwicklung des Schulwesens traten die deutschen Gemeinden der Stadt vor allem auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege hervor. Um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden in Moskau zahlreiche Einrichtungen dieser Art bei den evangelischen Gemeinden.

Auf Initiative des Pastors der St. Petri-Pauli-Kirche und späteren General-Superintendenten Heinrich Dieckhoff hin wurde 1845 ein Evangelischer Hilfsverein gegründet, der die Armenpflege der drei evangelischen Gemeinden der Stadt vereinheitlichen und konzentrieren sollte.<sup>65</sup> Der Verein unterhielt ein Armenhaus für die Mitglieder der evangelischen Gemeinden Moskaus, unterstützte finanziell die Hilfsbedürftigen in den Gemeinden und auch die nur vorübergehend in der Stadt anwesenden Evangelischen, die der Hilfe bedurften. Das Armenhaus, das zunächst auch Kinder aufnahm, wurde im Jahre 1854 in einem Haus an der Deutschen Straße untergebracht. In den Jahren 1897 bis 1899 erbaute der Verein ein neues dreistöckiges Armenhaus, in dem 1909 132 Personen beherbergt wurden. Die Mittel dazu stammten aus Mitgliedsbeiträgen, Schenkungen, Legaten und aus Veranstaltungen.<sup>66</sup>

Das aktive Engagement in der Wohlfahrtspflege war auch jener Raum, in dem Frauen in der Öffentlichkeit aktiv werden konnten. Auf Initiative des Pastors W. Stahl von der Michaeliskirche entstand am 5. November 1858 der „Evangelische Frauenverein“. Der Zweck des Vereins war, die

<sup>64</sup> F.P. Lubjanovskij, *Vospominanija* (Erinnerungen), in: *Moskovskij universitet* (wie Anm. 58), S. 47.

<sup>65</sup> *Gemeinden* (wie Anm. 7), S. 13.

<sup>66</sup> *Ebenda*, S. 13 f.

Not „unter den hilfsbedürftigen Frauen und Kindern evangelischen Bekenntnisses“ zu lindern.<sup>67</sup> 1862 wurde ein Kinderheim für Kinder von drei bis zehn Jahren gegründet, 25 Jahre später ein neues, größeres Haus bezogen, in dem 1910 43 Kinder lebten. Darüber hinaus unterstützte der Verein ärmere Frauen durch Geldzuwendungen oder beschäftigte sie mit Handarbeiten. Auch dieser Verein finanzierte sich überwiegend durch die Zinsen aus Schenkungen und Vermächtnissen, durch Haussammlungen und gesellige Veranstaltungen.<sup>68</sup>

Seit 1879 betrieb die Evangelische Stadtmission, in jenem Jahr von mehreren Pfarrern ins Leben gerufen, eine innere Mission unter der evangelischen Bevölkerung Moskaus. Sie gründete im Jahre 1886 ein Evangelisches Arbeitshaus, in dem pro Jahr mehr als 200 arbeitslose Männer gepflegt wurden, und 1898 ein Evangelisches Pflegeheim für Männer und Frauen. Die Stadtmission beschaffte ihre Mittel ausschließlich durch Kollekten.<sup>69</sup>

Eine wichtige soziale Funktion hatte der Moskauer Evangelische Verein junger Männer, der unter dem Namen „Evangelischer Jünglingsverein“ am 29. Januar 1879 entstanden war. Sein Ziel war die „christliche Charakterbildung und frohe Geselligkeit auf christlicher Grundlage“ für junge evangelische Männer.<sup>70</sup> Im Jahre 1897 mietete der Verein ein eigenes Lokal und richtete 1902 ein kleines Hospital, eine Stellenvermittlung und eine Verkaufsstelle ein.<sup>71</sup> Außerdem bestanden unter der Leitung der evangelischen Kirchen ein Evangelisches Hospital (1879), ein Evangelischer Missionsverein für die äußere Mission (1863) und ein Evangelischer Fürsorgeverein für junge Mädchen (1893).<sup>72</sup> Das soziale Engagement der Gemeindeglieder und der Pfarrer der evangelischen Kirchen in Moskau war, so läßt sich an dieser eher summarischen Reihung ablesen, ausgesprochen hoch. Viele arbeiteten aktiv in diesen karitativen Organisationen mit oder unterstützten sie durch namhafte Spenden oder Schenkungen und Vermächtnisse.

### 3. Theater- und Musikleben

Es waren aber nicht nur Bildung, Wissenschaft und Wohlfahrt, in denen sich die Mitglieder der deutschen Diaspora in Moskau hervortaten, son-

---

<sup>67</sup> Ebenda, S. 14.

<sup>68</sup> Ebenda.

<sup>69</sup> Ebenda, S. 15.

<sup>70</sup> Ebenda, S. 15 f.

<sup>71</sup> Ebenda, S. 16.

<sup>72</sup> Ebenda, S. 15 f.

dern auch die Künste. Dabei stand insbesondere das deutsche Theater, das von der dominierenden Rolle der deutschen Diaspora innerhalb der anderen westeuropäischen Nationalitäten in Moskau Zeugnis ablegte, im Vordergrund. 1803/04 trat in Moskau das deutsche Theater des Barons Karl von Steinsberg in Erscheinung, das seine Vorstellungen im Hause Demidov gab und aus diesem Grunde Demidov-Theater genannt wurde.<sup>73</sup> Dies war nicht das erste deutsche Theater in Moskau. Schon 1746 wurde in der Neuen Basmannaja Straße, nicht weit von der Ausländervorstadt, die „Deutsche Komödie“ eröffnet.<sup>74</sup>

Steinsberg kam nach Ablauf seines Vertrages aus Petersburg, wo er im Deutschen Theater, das dem privaten Theaterunternehmer Miré gehörte, gespielt hatte, nach Moskau. Aufgrund von Meinungsverschiedenheiten mit dem dortigen Prinzipal und wohl auch wegen der unterschiedlichen Persönlichkeiten beschloß er, nach Moskau zu gehen und dort ein Deutsches Theater zu gründen.<sup>75</sup>

Moskau gewann mit ihm einen ausgezeichneten Schauspieler und Organisator. Im Gefolge Steinsbergs kamen auch andere Schauspieler aus Petersburg in die alte Hauptstadt. Viele von ihnen hatten zuvor völlig andere Berufe ausgeübt, waren Handwerker und kleine Angestellte, Bäckerin, Buchbinder, Tapezierer oder Kellner gewesen.<sup>76</sup> Es war also eine durchaus gemischte Truppe, die sich in Moskau einfand, um das dortige Theaterleben zu bereichern.

Die Schauspieler der Truppe zeichneten sich, wie ein Zeitgenosse anmerkte, durch ihre Universalität aus: „Dieselben Darsteller spielen heute ‚Die Räuber‘ von Schiller, morgen ‚Rusalka‘, übermorgen ‚Kabale und Liebe‘, oder ‚Die deutschen Kleinstädter‘, oder die ‚Zigeuner‘, ‚Ban’ovskij‘ oder das lustige Stück ‚Das neue Sonntagskind‘; und sie spielen gar

<sup>73</sup> Makarov, Materialy dlja istorii russkogo teatra. Moskovskie teatry v 1805 g. Repertuar russkogo teatra (Materialien zur Geschichte des russischen Theaters. Das Moskauer Theater im Jahr 1805. Repertoire des russischen Theaters). Bd. 1, Moskau 1841, Tl. 9, S. 9; Dom Demidova. Plan doma (Das Haus Demidov. Plan des Hauses). Archiv central'noj proektno-restavracionnoj masterskoj Akademii Architektury SSSR (Zentrale Planungsstelle für Renovierungsarbeiten der Russischen Akademie der Architektur), Fond 1-127-3. „Das Gebäude war 1789–1791 nach dem Entwurf M.F. Kazakovs für den Brigadier a.D. I.I. Demidov gebaut worden. Im östlichen Teil des Erdgeschosses befand sich ein unbewohnter Trakt, in dem das Theater untergebracht war.“ S.P. Žicharev, Zapiski sovremennika (Aufzeichnungen eines Zeitgenossen). 1. Dnevnik studenta; 2. Dnevnik činovnika (1. Tagebuch eines Studenten; 2. Tagebuch eines Beamten). Leningrad 1989, S. 38.

<sup>74</sup> Zum Theater in Moskau im 18. Jahrhundert vgl. L. Starikova, Losenko i russkie aktery (Losenko und die russischen Schauspieler), in: Chudožnik (1988), Nr. 7, S. 46.

<sup>75</sup> Žicharev, Zapiski, (wie Anm. 73), 2. Dnevnik činovnika, S. 311.

<sup>76</sup> Ebenda, S. 39.

nicht übel.“<sup>77</sup> Dabei waren sie alle erst Anfänger am Theater, doch eine der Fähigkeiten Steinsbergs war es, „(...) in den Menschen die Talente zu entdecken, sie für seine Ideen und Ziele einzuspannen, wobei er sie auch noch dazu brachte, ihn zu lieben und zu verehren“.<sup>78</sup> Neben den Rollen, die sie zu spielen hatten, arbeiteten die Schauspieler am Theater auch als Dekorateure, Techniker, Schneider und Kopisten. Da die Mittel fehlten, wurde für solche Arbeiten kein weiteres Personal angestellt.

Das Theaterpublikum stammte im wesentlichen aus der gleichen sozialen Schicht wie die Schauspieler selbst, d.h. aus den Mittel- und Unterschichten. Im Grunde kamen immer die gleichen Zuschauer, die sich auch untereinander kannten. So ging es bei den Theaterabenden recht familiär zu. Doch wenn bekannte und populäre Stücke zur Aufführung kamen, stellten sich auch Zuschauer aus dem Adel und der Oberschicht ein und füllten das Theater. So wurde am 12. Dezember 1806 Mozarts „Don Giovanni“ gegeben. „Der Saal war voll“, berichtete ein Zeitgenosse. „Niemand habe ich so viele Damen aus der höchsten Gesellschaft gesehen, wie hier in den Logen des deutschen Theaters — alle Sessel waren von berühmten Musikfreunden besetzt.“<sup>79</sup> Die Truppe spielte also zumeist vor einem ausverkauften oder zumindest gut besetzten Haus und kam nicht in die unangenehme Lage, vor halbleerem Saal auftreten zu müssen.

Im Laufe der Saison 1803/04 und 1805 waren weitere Künstler des Petersburger Theaters von Miré zur Moskauer deutschen Truppe gestoßen. Da ihnen die angebotene Gage nicht ausbezahlt worden war, hatten sie ihr dortiges Engagement aufgegeben. Zu den Neuen gehörten vor allem einige bekannte Sänger sowie der junge Komponist und Kapellmeister Sigmund von Neukomm, ein Schüler Haydns, den Steinsberg in seiner Wohnung einquartierte. Nach diesen Neuzugängen wagte sich das Theater auch an schwierigere Inszenierungen. Am 20. Januar 1805 fand die Aufführung des ersten Teils von „Rusalka“ statt, bald darauf, am 21. Februar 1805, wurde auch der technisch komplizierte zweite Teil dieses Stückes auf der kleinen Bühne des Demidov-Theaters in Szene gesetzt.<sup>80</sup> Zu dieser Zeit wurde auch mit den Proben zu den großen Opern wie „Don Giovanni“, „Die Zauberflöte“, „Axur“, „Oberon“ und „Die Entführung aus dem Serail“ begonnen.<sup>81</sup>

Zu jener Zeit war Moskau reich an musikalischen Ereignissen. Es gab eine große Zahl von Salons, in denen Hauskonzerte veranstaltet wurden.

<sup>77</sup> Ebenda, S. 43.

<sup>78</sup> Ebenda, S. 39.

<sup>79</sup> Ebenda, S. 187 f.

<sup>80</sup> Ebenda, S. 309 ff.

<sup>81</sup> Ebenda, S. 52.

Hier trafen sich die besten Musiker und die Musikliebhaber. In diesen Kreisen verkehrte auch Johann Wilhelm Hessler, ein Freund und Kollege Haydns, und der junge Dirigent und Komponist von Neukomm, dem er wegen seines fortgeschrittenen Alters seine Schüler abgeben wollte. Doch Neukomm schlug das Angebot aus, da er anderes im Sinn hatte und die Stadt bald darauf verließ.<sup>82</sup> Über Weimar und Wien ging er nach Paris, wo er noch größeren Erfolg hatte und geadelt wurde. Bald nach Steinsbergs Tod (1806) verblaßte der Erfolg des deutschen Theaters. Zwar wurde die Theatertradition in den Reihen der deutschen Diaspora Moskaus bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges fortgesetzt, doch erreichte das Theater nicht mehr den Rang und die Bedeutung, die es in jener kurzen Phase im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts gehabt hatte.

#### 4. Freimaurerlogen

Als das Gedankengut der Aufklärung auch Rußland erreichte, entstanden in Moskau wie in Petersburg zahlreiche öffentliche oder geheime Klubs, Gesellschaften und Zirkel, darunter auch mehrere Freimaurerlogen.<sup>83</sup> Einige Freimaurerlogen in Moskau hatten fast nur deutsche Mitglieder. So erfahren wir bei Philipp (Filip Filipovič) Wiegel, daß „das ‚Eichental‘ nur aus Deutschen bestand, die zwar aus verschiedenen Schichten, keinesfalls aber aus dem Armenstand kamen. So gewissenhaft und eifrig sie sich bei der Arbeit zeigten, so ernsthaft ruhten sie sich nachher auch hinter ihren Krügen und Flaschen aus“.<sup>84</sup> Auch die Loge „Asträa“ (Astreja) „kann als völlig deutsch bezeichnet werden, da die ihr unterstellten Logen sich zum größten Teil aus Deutschen zusammensetzten“. Hier werden jedoch als ihr unterstellt nur die Petersburger Logen angeführt, und es fehlt die Moskauer Loge der „Mannasucher“, die aber ihrerseits im wesentlichen aus Deutschen bestand, denn unter ihren 108 Mitgliedern waren 1817 nur 13 Russen.<sup>85</sup>

Diese Loge hatte eine russische, eine französische und eine deutsche Abteilung, was jedoch nicht bedeutete, daß in der russischen etwa nur Russen gewesen wären, und was gleichlautend auch auf die anderen Ab-

<sup>82</sup> Zu Ehren Steinsbergs, der zwischen dem 11. und 15. Januar 1806 (das genaue Todesdatum läßt sich nicht ermitteln) starb, komponierte Neukomm ein Requiem.

<sup>83</sup> Vgl. dazu vor allem die Beiträge von Ludwig Hammermayer und Hans Wagner, in: *Beförderer* (wie Anm. 47).

<sup>84</sup> F.F. Vigel, *Zapiski* (Aufzeichnungen). T. 5, Moskau 1892, S. 55 f.

<sup>85</sup> *Central'nyj gosudarstvennyj voenno-istoričeskij archiv, Moskva* (Zentrales staatliches militärgeschichtliches Archiv, Moskau). Fond 41, opis' 13, delo 5.

teilungen zutraf. Unter ihnen finden wir nicht nur deutsche Pastoren, Kaufleute, Lehrer und Wissenschaftler,<sup>86</sup> die offenbar eine Rolle in der deutschen Diaspora gespielt haben, sondern auch hohe Würdenträger und Staatsmänner Rußlands und Preußens. Von daher entspricht die oben zitierte Aussage Wiegels, daß die Mitglieder der Loge „Deutsche, keinesfalls aus dem Armenstand (...) waren“, nicht den tatsächlichen Gegebenheiten. Als er seine Memoiren nach dem Verbot der Geheimbünde, auch der Freimaurerlogen (1822), niederschrieb, konnte er es nicht wagen, sich offen zu diesem Thema zu äußern. Außerdem war bei Eintritt in die Loge die Geheimhaltung oberstes Gebot. Eher humoristisch beschrieb Wiegel die Regeln in seiner Loge und die Rituale bei der Aufnahme und versuchte so, dem Ganzen einen völlig unernsten Charakter zu geben. Er stellte sie als eine Art von Spielen für Erwachsene dar und verdeckte somit das Phänomen der Logen.

Dem Phänomen der Freimaurerei und der Logen in Moskau kann an dieser Stelle nicht nachgegangen werden. In jedem Falle fanden sie unter den Deutschen in Moskau einige engagierte Mitglieder, die sich, wie etwa Johann Georg Schwarz, ganz der Sache hingaben. Die Freimaurer waren ein Teil der adelig-bürgerlichen Opposition gegen das damals in Rußland herrschende politische und soziale System. Auch daran hatten die Moskauer Deutschen ihren Anteil, obwohl sie sich in ihrer Masse dem Herrscher und dem Vaterland gegenüber völlig loyal verhielten und, was die Politik anbetraf, völlig indifferent waren.

## 5. Vereine und Klubs

Doch nicht nur in den Logen der Freimaurerei engagierten sich die Deutschen in Moskau, sondern in weit stärkerem Maße bei der Gründung von Vereinen. Gerade im 19. Jahrhundert entstanden dort zahlreiche deutsche bürgerliche Klubs und Vereine. 1819 bildete sich auf der Basis eines Tanzklubs der erste deutsche Bürgerverein in Moskau. Am 15. Dezember 1818 reichte Martin Schwarz zusammen mit 45 weiteren „Ausländern“ ein Gesuch bei dem Moskauer Oberpolizeimeister, Graf Tormasov, ein, in dem sie um die Erlaubnis baten, einen eigenen Tanzklub in Butyrki einrichten zu dürfen. Es sollte Billard und Kartenspiele geben, man wollte Bälle, Maskeraden und Musikabende veranstalten und Tee, Kaffee, Bier,

---

<sup>86</sup> Eine der führenden Persönlichkeiten der Freimaurerei in Moskau war der bereits erwähnte Universitätsprofessor Johann Georg Schwarz. Vgl. dazu Rauch, Schwarz (wie Anm. 63), S. 212-224.

Punsch und Wein ausschenken.<sup>87</sup> Die Geselligkeit also stand eindeutig im Vordergrund dieser Bestrebungen.

Als die offiziellen Formalitäten der Genehmigung beendet waren, wurde der Klub am 7. Februar 1819 in Butyrki eröffnet. Doch schon wenige Monate später, im August 1819, kam unter den Mitgliedern des Tanzklubs die Idee auf, einen „Moskauer Deutschen Bürgerverein“ zu gründen. Am 30. August wurde das Reglement dieses Deutschen Bürgervereins aufgestellt, das sich nach dem Vorbild des 1789 gegründeten „Deutschen Bürgerlichen Tanzvereins in St. Petersburg“ richtete.<sup>88</sup>

Rund ein Jahrzehnt später, im Jahre 1830, wurde auf der Vollversammlung der ältesten Vereinsmitglieder und des Vorstandes mit großer Mehrheit beschlossen, in Zukunft auch russische Mitglieder im Verein zuzulassen, die zwar alle Mitgliederrechte und auch Stimmrecht erhielten, sich aber nicht in den Vorstand wählen lassen konnten. Diese Bedingung hatte zunächst keinerlei Auswirkungen. Sie wurde jedoch Ende der 1860er Jahre zum Auslöser für die Spaltung innerhalb des Klubs in eine „russische“ und „deutsche Partei“, wie es in der Kanzlei des Moskauer Generalgouverneurs hieß.<sup>89</sup> Im wesentlichen läßt sich der Entschluß von 1830, nun auch russische Mitglieder in den Verein aufzunehmen, mit erheblichen finanziellen Schwierigkeiten des Klubs erklären. In jenem Jahr stand der Verein kurz vor der Schließung, da keine Gelder mehr für die Miete des Hauses vorhanden waren, in dem sich der Klub traf.<sup>90</sup> Nach der Aufnahme von Russen auch orthodoxen Glaubens verbesserte sich die finanzielle Situation im Verein erheblich.

Schließlich faßte die Leitung des Klubs am 11. September 1833 den Beschluß: „Von russischen vorläufigen Mitgliedern, die auch solche bleiben wollen und von neuen Mitgliedern eine Geldzahlung wie von den Vollmitgliedern zu verlangen, womit ihnen die Mitgliedsrechte verliehen werden, mit Ausnahme der Wahl der Vorstände.“<sup>91</sup> 1839 wurde die erste Vereinssatzung angenommen, die noch einmal bekräftigte, daß russische Mitglieder nicht in den Vorstand gewählt werden konnten.<sup>92</sup> Im gleichen

<sup>87</sup> Ivan G. Popov, *Vvedenie v istoriju Moskovskogo nemeckogo kluba* (Einführung in die Geschichte des Moskauer Deutschen Klubs), Moskau 1909, S. 9 f. Vgl. dazu auch den Beitrag von Tat'jana Ilarionova in diesem Heft, S. 113-132.

<sup>88</sup> Popov, *Vvedenie* (wie Anm. 87), S. 17.

<sup>89</sup> *Dokladnaja zapiska P.A. Šuvalova* (Bericht von P.A. Šuvalov) vom März 1871. *Central'nyj gosudarstvennyj istoričeskij archiv g. Moskvy* (Zentrales staatliches historisches Archiv der Stadt Moskau) (CGIAM). Fond 16, opis' 25, delo 100.

<sup>90</sup> Vom 15. Oktober 1825 bis 1865 war der Verein im Gebäude der Russischen Adelsversammlung untergebracht.

<sup>91</sup> Popov, *Vvedenie* (wie Anm. 87), S. 17 f.

<sup>92</sup> Ebenda.

Jahr benannte sich der Verein um und hieß nun „Moskauer Deutscher Bürgerklub“.

Ab 1865 spitzte sich die Lage zu, als die Rechte der russischen Mitglieder noch stärker beschnitten werden sollten. Vier Jahre später, 1869, kulminierte der Konflikt. Theodor Benke, ein gebürtiger Hamburger, der zeitweise in Moskau Handel trieb, vertrat die Interessen der Russen im Klub gegenüber seinen Kollegen im Vorstand. Dabei kam es auch zu lautstarken Auseinandersetzungen zwischen den zerstrittenen Parteien. Benke wurde „auf Wunsch von Herrn Schmuck gebeten, doch seine Stimme zu mäßigen und nicht zu vergessen, daß er hier im Büro des vom Klub gewählten Vorstandes und nicht in der Fabrik unter dem Arbeitervolk sitze“.<sup>93</sup>

Nach diesem Streit beschloß die Leitung des Klubs, sowohl Benke als auch einige andere Mitglieder, die ihn unterstützt hatten, auszuschließen. Dies wurde noch durch einen Aushang bekräftigt, der von 95 Klubmitgliedern, davon 88 Deutschen und sieben weiteren, unterzeichnet wurde. Ihm folgte eine Protesterklärung zur Unterstützung der russischen Mitglieder, die von 61 Deutschen, zwei Russen und fünf weiteren Mitgliedern unterschrieben war. Eine erste Erklärung (87 Unterschriften, davon 48 deutsche, 27 russische und zwölf weitere) in dieser Sache war bereits am 25. Januar 1869 erfolgt. Besonders der Vorstandsbeschluß vom 4. März 1867, „nur den Deutschen Zutritt zu den Mitgliederversammlungen des Klubs zu gewähren“, stieß auf Ablehnung.<sup>94</sup>

Benke, der 27 Jahre Mitglied gewesen war und auch acht Jahre im Vorstand mitgearbeitet hatte, wandte sich nach seinem Ausschluß mit einer Eingabe an den Moskauer Generalgouverneur, Fürst Dolgorukov. „Am 21. Januar 1869 wurde ich von den neugewählten Vorständen und Verbindungsmännern aus dem Klub ausgeschlossen, und zwar weil ich es gewagt habe, mich für die Rechte unserer russischen Mitglieder einzusetzen (...).“<sup>95</sup>

Im Klub wurden die Diskussionen über dieses Thema auch in den folgenden Monaten fortgesetzt. Die russischen Mitglieder, aber auch viele Deutsche, forderten die Aufhebung der einschränkenden Bestimmungen des Klubstatuts. „Die Vereinsleitung besteht hauptsächlich aus Vorstän-

<sup>93</sup> Protokol zasedanija pravlenija kluba (Protokoll der Sitzung der Klubleitung) vom 18.1.1869. CGIAM (wie Anm. 89).

<sup>94</sup> Objazatel'stvo staršin i representantov nemeckogo kluba (Verpflichtung der Ältesten und Repräsentanten des Deutschen Klubs) vom 13.3.1869. Ebenda.

<sup>95</sup> Prošenje gamburskogo uroženca vremenno moskovskogo kupca Teodora Benke Moskovskomu General-Gubernatoru kn. V.A. Dolgorukomu (Gesuch des gebürtigen Hamburger — jetzigen Moskauer Kaufmanns Theodor Benke an den Moskauer Generalgouverneur, Fürst V.A. Dolgorukov) vom 8.2.1869. Ebenda.

den und Verbindungsmännern deutscher oder deutsch-jüdischer Herkunft und versucht mit allen Mitteln die russischen Mitglieder von Entscheidungsprozessen fernzuhalten, um weiter ohne Kontrolle agieren zu können.“<sup>96</sup>

In diesen Debatten rückte der nationale Standpunkt mehr und mehr in den Vordergrund. So führten die russischen Mitglieder u.a. aus: „Kein Ausländer, der die russische Staatsbürgerschaft erlangt hat, kann gleichzeitig deutscher oder anderer Nationalität sein. (...) Im Russischen Reich, aus welchen Völkerschaften es sich auch zusammensetzt, gibt es keine Nationalität außer der russischen.“<sup>97</sup> In dieser Argumentation fielen Staatsangehörigkeit und Nationalität zusammen. Wer russischer Staatsbürger wurde, sollte sich also zugleich assimilieren und damit auch Russe werden. In der Eingabe der russischen Klubmitglieder hieß es weiter, daß der Vorstand bestrebt sei, „die Vorherrschaft des deutschen Elementes zu stärken, um damit dem Klub einen ausländischen Charakter zu geben, was nicht zulässig sein kann“.<sup>98</sup>

Schließlich übernahmen der Ehrenvorsitzende des Klubs, Polizeimeister Timašev-Bering, und der Moskauer Generalgouverneur, Fürst Dolgorukov, die Rolle der Schiedsrichter in diesem Konflikt, der mit der Annahme eines neuen Statuts am 16. Dezember 1870, in dem nun alle Stände und Nationalitäten im Klub als gleichberechtigt anerkannt wurden, zugunsten der russischen Mitglieder entschieden wurde.<sup>99</sup> Dies führte letztlich dazu, daß der „Deutsche Klub“ Anfang des 20. Jahrhunderts seine nationale Besonderheit verlor und zu einer bürgerlichen Versammlung der russischen Gesellschaft Moskaus wurde.<sup>100</sup>

Zum Kreis der Besucher des Klubs stellte ein offizieller Bericht fest, „daß er sehr gemischt war und nach alter Gewohnheit von Deutschen, meist aber von Rußlanddeutschen frequentiert wird. Es ist ein Klub russischer Handwerker, Kleinunternehmer und kleiner Beamter. Zwar ist in jedem dieser Stände das deutsche Element in einem bestimmten Maß vertreten, doch ist dieses Element dem russischen Leben nicht fremd, sondern hat sich zum großen Teil akklimatisiert“.<sup>101</sup> Noch 1819 hatte das Klubreglement ausschließlich Deutsche oder Ausländer als Mitglieder

<sup>96</sup> Prošenie russkich členov V.A. Dolgorukomu (Gesuch der russischen Mitglieder an V.A. Dolgorukov) vom 9.1.1870. Ebenda.

<sup>97</sup> Ebenda.

<sup>98</sup> Ebenda.

<sup>99</sup> Ustav (Statut) vom 16.12.1870. Ebenda.

<sup>100</sup> So Kordes, Brief (wie Anm. 53), S. 355.

<sup>101</sup> Zapiska činovnika osobybych poručenij Soboleva (Aufzeichnung des Beamten in besonderem Auftrag Sobolev), undatiert. CGIAM (wie Anm. 89).

vorgesehen, was sich bis 1870 völlig geändert hatte. Von 1788 vorläufigen und Vollmitgliedern im Klub waren, mit Ausnahme von zehn Ausländern, alle russische Staatsangehörige.<sup>102</sup>

Die Jahre vor Beginn des Ersten Weltkrieges zeichneten sich durch ein bewegtes gesellschaftliches und kulturelles Leben nicht nur in den deutschen Kreisen, sondern in ganz Moskau aus.<sup>103</sup> Während dieser Zeit vollzogen sich auch erhebliche Entwicklungen in der deutschen Diaspora. Die Moskauer Deutschen lebten nun über die ganze Stadt verstreut und waren weit stärker in die russische Gesellschaft integriert als noch ein Jahrhundert zuvor.

Nach den Angaben der Volkszählung von 1897 wohnten in Moskau 17717 Deutsche, was 1,7% der gesamten Stadtbevölkerung von 1038591 Einwohnern entsprach. Die Diaspora stellte sich als ein komplexer sozio-ökonomischer und kultureller Organismus dar, in dem alle sozialen Schichten vertreten waren. Ihrer ständischen Gliederung nach (die folgenden Zahlenangaben schließen die deutschen Staatsbürger, 35,63% aller in Moskau lebenden Deutschen, mit ein) kamen 33,36% oder 5906 aus dem ‚Meščanstvo‘ (Kleinbürgertum), 10,5% oder 1860 aus dem erblichen oder persönlichen Adel, 0,24% oder 43 Personen waren Geistliche, 6,5% oder 1164 waren Ehrenbürger, 5,6% oder 997 Kaufleute, 5,8% oder 1039 Bauern und 2,2% oder 395 gehörten keinem Stand an.<sup>104</sup> Dem Beruf nach arbeiteten 4672 im verarbeitenden Gewerbe, 3724 bei Handel und Banken, 823 im Dienstleistungssektor, 2655 als Diensthilfen, 2621 übten freie Berufe aus, 1568 waren Rentiers, 373 Militärs, 154 in der Verwaltung, 125 im Agrarsektor, 20 im Bergbau, 49 Geistliche und 933 ließen sich keinem dieser Berufsfelder zuordnen.<sup>105</sup> Dies ergibt noch kein soziales Profil, aber es zeigt doch die Bandbreite der Berufe und der sozialen Stellung der Deutschen in Moskau. Es waren nicht nur Unternehmer und Kaufleute, Lehrer und Wissenschaftler deutscher Herkunft, die in Moskau lebten, sondern auch Diensthilfen und Arbeiter, Bauern und Handwerker.

Nach den Wirren der Revolution von 1905/06 kam es auch unter den Moskauer Deutschen zu einem gewissen politischen Erwachen, in dessen Folge auch die Frage nach der ethnischen Identität erhebliche Bedeutung gewann. 1907 wurde der „Deutscher Verein Moskaus“ gegründet, der das „Bewußtsein“ des Volkstums bewahren und die deutsche Kultur

---

<sup>102</sup> Ebenda.

<sup>103</sup> Kordes, Brief (wie Anm. 53), S. 354 ff.

<sup>104</sup> Die Nationalitäten des Russischen Reiches in der Volkszählung von 1897, hrsg. v. Henning Bauer, A. Kappeler u. B. Roth. Bd. B, Stuttgart 1991, S. 481 u. 500.

<sup>105</sup> Ebenda, S. 433.

„erhalten, schützen und mehren“ wollte, sich seinem Selbstverständnis nach aber „von jeder Tagespolitik“ und dem „politischen Parteigetriebe“ fernhielt.<sup>106</sup> Er zählte drei Jahre später, 1910, 1817 Mitglieder,<sup>107</sup> konnte jedoch keine nachhaltige Wirkung in den Reihen der Moskauer Deutschen erzielen. In den Vereinsräumen gab es eine Bibliothek und ein Lesezimmer, und es wurden Vortragsveranstaltungen und Theateraufführungen von Komödien organisiert. Am Ende des ersten Jahres seines Bestehens kam es zur Gründung einer „Sektion für Frauenarbeit“, über deren Tätigkeit jedoch nichts überliefert ist.<sup>108</sup> Der „Deutsche Verein“ stand in heftiger Konkurrenz mit dem bereits seit 1879 bestehenden „Verein der Angehörigen des Deutschen Reichs zur Unterstützung hilfsbedürftiger Landsleute“, dessen Patrone der deutsche Kaiser und die deutsche Kaiserin waren.<sup>109</sup>

1912, so stellte ein Zeitgenosse fest, „herrscht in der deutschen Gesellschaft Moskaus reges Leben (...)“.<sup>110</sup> In diesem Jahr wurde das 50jährige Bestehen der Liedertafel gefeiert. Im Gebäude der Adelsversammlung fand der alljährliche Evangelische Weihnachtsbazar unter dem Motto ‚Vier Jahreszeiten‘ statt. Der Moskauer Literarisch-Dramatische Verein brachte Hermann Sudermanns „Johannisfeuer“ auf die Bühne des „Deutschen Klubs“, der alles andere als ‚deutsch‘ war.<sup>111</sup> Über all dies konnte sich der interessierte Moskauer Deutsche in der „Moskauer Deutschen Zeitung“ informieren, die seit 1870 ununterbrochen erschien.<sup>112</sup>

Noch immer existierte kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges eine Vielzahl deutscher Klubs und Vereine, auch wenn einige nunmehr weitgehend oder fast gänzlich russische Züge angenommen hatten. Die

<sup>106</sup> Bericht des Vorstandes über das erste Geschäftsjahr des Moskauer Deutschen Vereins 1907. Moskau 1908, S. 3 u. 36. Allerdings erklärte der Verein in diesem ersten Bericht, daß „die Staatsangehörigkeit“ der Mitglieder belanglos sei. Doch wurde damit auf den Unterschied zwischen „russischen“ und „deutschen“ Deutschen angespielt, denn der Verein stand in Konkurrenz mit dem Verein deutscher Reichsangehöriger.

<sup>107</sup> Kordes, Brief (wie Anm. 53), S. 355.

<sup>108</sup> Bericht (wie Anm. 106), S. 35.

<sup>109</sup> Erich Franz Sommer, *Die Einigungsbestrebungen der Deutschen im Vorkriegsrußland, 1905–1914*. Leipzig 1940, S. 24 f.; ders., *Die Einigungsbestrebungen der Deutschen in Rußland zwischen 1905 und 1914*, in: *Jahrbuch des baltischen Deutschentums* 37 (1990), S. 167–181; Ingeborg Fleischhauer, *Die Deutschen im Zarenreich. Zwei Jahrhunderte deutsch-russischer Kulturgemeinschaft*. 2. Aufl., Stuttgart 1991, S. 385 f. Zum Verein der deutschen Reichsangehörigen vgl. dessen Statut: *Statut des Vereins der Deutschen Reichsangehörigen in Moskau*. Moskau 1885. Die Gründung des Vereins erfolgte anlässlich der Goldenen Hochzeit Kaiser Wilhelms I. und der Kaiserin Augusta. Ebenda.

<sup>110</sup> Kordes, Brief (wie Anm. 53), S. 355.

<sup>111</sup> Ebenda.

<sup>112</sup> Vgl. dazu den Beitrag von Tat'jana Ilarionova in diesem Heft, S. 113–132.

Mehrheit der deutschen Kirchenschulen florierte, bei den Kirchen bestand ein reges Gemeindeleben mit zahlreichen karitativen und sozialen Einrichtungen. Erst der Ausbruch des Ersten Weltkrieges und schließlich der Beginn des Sowjetregimes 1917 veränderten das Leben der deutschen Diaspora völlig.

Aus dem Russischen übersetzt von Utta Link



## Die deutsche Presse in Moskau von den 1860er Jahren bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges

von Tat'jana Ilarionova

Ungeachtet der Tatsache, daß Rußland zu Beginn des 20. Jahrhunderts als ein Land bezeichnet wurde, in dem zahlreiche nichtrussische Ethnien lebten,<sup>1</sup> entwickelte sich die Presse dieser Nationalitäten sehr langsam. In erster Linie hing dies von den kulturellen Voraussetzungen der Völker ab, deren Tradition sich auf mündliche, nicht auf schriftliche Überlieferung gründete. Gleichzeitig fanden die Auswanderer aus Europa, deren Schriftsprache hoch entwickelt war und in deren alter Heimat das gedruckte Wort einen eigenen kulturellen Bereich bildete, in Rußland kein entfaltetes Buch- und Zeitungswesen vor. Von daher bewegten sie sich in ihrem neuen Vaterland, ungeachtet ihrer Autonomie und Selbstverwaltung, in vielen Bereichen der sozialen Entwicklung im Fahrwasser der russischen Geschichte. Dies galt auch für die deutschen Übersiedler, die nicht immer sofort die Möglichkeit erhielten, ihre Literatur in der eigenen Muttersprache zu veröffentlichen. Doch waren sie bereits im Jahre 1727 die ersten „Ausländer“, die eine muttersprachliche Zeitung, die „Sankt Petersburgische Zeitung“ lesen konnten, die ursprünglich unter der Schirmherrschaft der russischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben wurde.

In der Provinz hingegen, unter anderem auch im Baltikum und an der Wolga, wo viele Deutsche lebten, erschien die deutsche Presse bedeutend später; lange nachdem die ersten Publikationsversuche in einer ihrer Bevölkerung nach eindeutig russischen Stadt, in Moskau, unternommen worden waren. Als erste fremdsprachige Zeitung wurde in Moskau — nicht sehr lange — im Jahre 1790 die französische „Gazette française de Moscou“ veröffentlicht. Bereits im Jahre 1811 erschien die „Moskauische Zeitung“, deren Publikation 1812 wieder eingestellt wurde. Erst im Jahre 1865 wurde dem Leser erneut eine deutsche Zeitung angeboten, doch wiederum nur für kurze Zeit, denn nur 33 Nummern der „Moskauer Zeitung“ erreichten die Öffentlichkeit. Erst nach einer fünfjährigen Pause — im Jahre 1870 — wurde die dauerhaftere „Moskauer Deutsche Zeitung“ herausgegeben.

---

<sup>1</sup> Vgl. A.E. Alektorov, *Inorodcy v Rossii. Sovremennye voprosy* (Fremdstämmige in Rußland. Fragen der Gegenwart). St. Petersburg 1906, S. 1.

In den Jahren 1912/13 erschien hier ebenfalls das „Moskauer Evangelische Kirchenblatt“ und 1915/16 der „Kirchliche Anzeiger für die evangelischen Gemeinden Moskaus“. Diese Amtsblätter hatten im wesentlichen die Aufgabe, die Leser über Gottesdienste und karitative Maßnahmen der Kirchen zu informieren; journalistische Beiträge waren eine Seltenheit.

So war die täglich herausgegebene „Moskauer Deutsche Zeitung“ — die anfangs nur dreimal wöchentlich erschien — das wichtigste Presseorgan für die Moskauer deutsche Kolonie. Ihr Werden verlief nicht ohne Probleme, was übrigens völlig natürlich ist. Denn Zeitungen werden, wie alle anderen privaten Unternehmungen, gegründet und lösen sich wieder auf. Sie entstehen meist auf dem Scheitelpunkt sozialer Transformationsprozesse und gehen an dem ökonomischen und geistigen Druck staatlicher Machtstrukturen zugrunde. Die Entfaltung der deutschen Presse in Moskau sollte daher nicht losgelöst von der Entwicklung in Rußland betrachtet werden, obwohl ihr Beispiel aufschlußreich genug ist, um die Geschichte der deutschen Minderheiten im Russischen Reich insgesamt zu verstehen.

## 1. Die Moskauer Zeitungen

Bis zur regelmäßigen Herausgabe einer Zeitung in deutscher Sprache wurde das Lesebedürfnis der Deutschen in Moskau von den in Deutschland verlegten Zeitungen sowie von der „Sankt Petersburger Zeitung“ gestillt. Dies änderte sich auch während der Herausgabe der „Moskauer Deutschen Zeitung“ nicht. In der zweiten Hauptstadt des Russischen Reiches waren nach wie vor zahlreiche Zeitungen verfügbar. Dies läßt sich beispielsweise anhand eines Vorstandsberichts des Deutschen Vereins im Jahre 1909 belegen. Der Lesesaal dieses Vereins erhielt neben der in Moskau erscheinenden deutschen Zeitung auch die „St. Petersburger Zeitung“, den „St. Petersburger Herold“, die „Düna-Zeitung“, die „Rigasche Rundschau“, die „Nordlivländische Zeitung“, die „Revalische Zeitung“, die „Odessaer Zeitung“, „Deutsches Leben“, die „Deutsche Volkszeitung“ und die „Neue Lodzer Zeitung“. Aus dem Ausland kamen die „Tägliche Rundschau“, das „Berliner Tageblatt“, „Der Tag“ (Ausgabe A) und die „Neue Freie Presse“. Der Verein abonnierte auch Zeitschriften wie etwa die „Preussischen Jahrbücher“, „Deutsche Rundschau“, „Velhagen und Klasings Monatshefte“, „Westermanns Monatshefte“, „März“, „Daheim“, „Der Kunstwart“, „Die Kunst“, „Musik“, „Die Zukunft“, „Literarisches Zentralblatt“, „Die Umschau“, „Kosmos“, „Prometheus“, „Der Handelsstand“, „Baltische Frauenzeitung“, „Baltische Monatsschrift“, „Jugend“,

„Simplizissimus“, „Fliegende Blätter“, „Meggendorfer Blätter“, „Leipziger illustrierte Zeitung“ und „Die Woche“.<sup>2</sup>

Abgesehen davon war Moskau von jeher ein Zentrum des russischen Presse- und Verlagswesens. Dies unterstreichen die folgenden statistischen Hinweise. Im Jahre 1865 wurden hier elf Zeitungen in russischer Sprache herausgegeben, im Jahre 1870 neun und im Jahre 1914 bereits 79.<sup>3</sup> Einige dieser Blätter wandten sich auch an den gebildeten deutschen Leser, aber es gab auch Zeitungen, die beständig eine ausgesprochen anti-deutsche Propaganda vertraten.

Diese Bemerkungen weisen darauf hin, daß die „Moskauer Zeitung“ nicht in einem luftleeren Raum entstand. Sie stützte sich nicht nur auf die Traditionen, die sich in der historischen Heimat der Auswanderer herausgebildet hatten, sondern auch auf die „Informationsbereitschaft“ ihrer potentiellen Leser, das neue Organ anzunehmen. Und schließlich fanden sich auch ein Redakteur und ein Druckereibesitzer, die sich entschlossen, ein solches Wagnis wie die Publikation einer Zeitung auf sich zu nehmen. Albert Burow und D. Müller begannen im Jahre 1865 mit der Herausgabe des Blattes.

In jener Zeit entstand ein solches Informationsmilieu nicht einfach durch das Erscheinen einer eigenständigen Moskauer deutschen Zeitung. Aber zugleich mußte sich das Blatt unter solchen Rahmenbedingungen auch nicht von bereits entstandenen Lesegewohnheiten eingeschränkt oder abhängig fühlen. Es rechnete mit starkem Zuspruch der Leser und Abonnenten in Moskau, aber auch in anderen Teilen des Landes sowie im Ausland. So heißt es dann auch in der ersten Nummer der „Moskauer Zeitung“: „Bestellungen auf diese Zeitung werden angenommen bei allen Postämtern des In- und Auslandes.“<sup>4</sup> Dieses Ziel verfolgte zweifellos auch der Redakteur der Zeitung, Albert Burow, als er sich den Lesern vorstellte: „Seit einer langen Reihe von Jahren ununterbrochen mit der Publicistik beschäftigt; als Redakteur, Korrespondent und Mitarbeiter an den bedeutenden Blättern des In- und Auslandes; insbesondere aber als langjähriger Hauptmitarbeiter eines der hervorragenden Journale des Inlandes sind wir hinlänglich vertraut mit den aus- und inländischen Presseverhält-

<sup>2</sup> Bericht des Vorstandes über das dritte Geschäftsjahr des Moskauer Deutschen Vereins 1909. Moskau o.J. [1910], S. 22.

<sup>3</sup> Zusammengestellt nach Russkie dorevoljucionnye gazety v fondach Gosudarstvennoj biblioteki SSSR im. V.I. Lenina (Russische vorrevolutionäre Zeitungen in der Staatlichen Bibliothek der UdSSR „V.I. Lenin“). Alfavitnyj katalog. Č. 5: Vspomogatel'nye ukazateli (Alphabetischer Katalog. Teil 5: Hilfsverzeichnisse). 2. Aufl., Moskau 1986, S. 25-38.

<sup>4</sup> Moskauer Zeitung Nr. 1 vom 1. (13.) Juni 1865, S. 1.

nissen, kennen Land und Leute durch mehrjährigen Aufenthalt nicht nur vom Hörensagen, sondern auch aus eigener Anschauung und glauben uns somit unserer Aufgabe wohl gewachsen.“<sup>5</sup>

Die neue Zeitung war von Beginn an der Konkurrenz ausgesetzt, mit der das Blatt in der Anfangszeit nicht gut fertig wurde. Davon zeugt letztlich auch die Einstellung des Erscheinens der „Moskauer Zeitung“. Aber ihre Nachfolgerin, die bald darauf auf die Beine gestellte „Moskauer Deutsche Zeitung“, scheute sich nicht, auf ihren Seiten seit den 1870er Jahren fortwährend die Werbung anderer deutscher und russischer Blätter aus Petersburg und Deutschland zu veröffentlichen. So lag einer Nummer aus dem Jahre 1872 ein „Verzeichnis von Zeitschriften für das Jahr 1873“ bei. Darin findet sich eine große Zahl von deutschen Periodika, sowohl zu einzelnen Wissensgebieten wie Medizin, Recht, Chemie und Bauwesen als auch zu Literatur, Mode, Theologie, Philosophie, Geschichte und Jugend. Über mehrere Jahrzehnte hinweg, bis zum Ersten Weltkrieg, blieb diese Zeitung die einzige regelmäßig erscheinende nichtrussische Zeitung in Moskau.<sup>6</sup>

## 2. Erste Erfahrungen nach der Reform

Dem Verlag war daran gelegen, dem Leser das Programm einer Zeitung vorzustellen, die sich grundlegend von den bereits existierenden unterscheiden sollte. Dazu war es notwendig, einen eigenen Platz im vorhandenen Pressesystem zu finden.

Für den russischen Journalismus dieser Zeit war die Ansicht typisch, daß das Zeitungswesen hohen gesellschaftlichen Zielen verpflichtet sei. Der Redakteur der „Moskauer Zeitung“ legte seine Gedanken in einem Artikel an die Leser nieder: „Voller Liebe zur Wahrheit, voller Ehrfurcht für Gesetz und Recht, voller Wohlwollen und Achtung für Jedermann werden wir stets den sittlichen Ernst und das Anstandsgefühl bewahren, das wir ebenso sehr unserem Berufe, der gebildeten Welt und uns selbst gegenüber schuldig sind.“<sup>7</sup> In den darauffolgenden Nummern ging der Redakteur näher auf dieses Thema ein. Er äußerte sich zur gesellschaftlichen Zweckbestimmung der Presse als wichtigstem Element des staatlichen Organismus und ihrer darauf beruhenden Verpflichtung, die Ereignisse nicht einseitig zugunsten der einen oder anderen Seite zu beleuch-

<sup>5</sup> Ebenda.

<sup>6</sup> Roždestvenskij ukazatel' (Weihnachtsverzeichnis). Moskau 1900, S. 4.

<sup>7</sup> Moskauer Zeitung Nr. 1 vom 1. (13.) Juni 1865, S. 1.

ten,<sup>8</sup> sondern den Lesern die Möglichkeit zu geben, sich ihre Meinung zu bilden.<sup>9</sup>

Dies schmälerte die Rolle eines Redakteurs bzw. Journalisten erheblich, der sich mit der Funktion eines Vermittlers von Nachrichten und Meinungen anderer zufriedengeben mußte. Zugleich wurde damit auch die geistige Macht der Presse über ihre Leser negiert.<sup>10</sup> Als wesentlich für die Arbeit der Presse wurde es erachtet, dem Gesetz treu zu sein, da dies den dafür notwendigen Rahmen schuf: „(...) ohne diese notwendigen Beschränkungen muß die Freiheit, wie in allen Sphären des staatlichen Lebens, so auch hier, entweder zur Despotie oder zur Anarchie führen.“<sup>11</sup> In Anerkennung der Aufgabe der Presse, „eine Art passiver geistiger Opposition“ zu schaffen,<sup>12</sup> wertete die Zeitung die Rolle der Zensur, mit der der Staat die Tätigkeit der Presse im Sinne von Recht und Ordnung kontrollieren konnte, positiv.<sup>13</sup> Jedoch wurde Jahrzehnte später in einer Abonnentenwerbung für die „Moskauer Deutsche Zeitung“ besonders hervorgehoben, daß die Zeitung ohne Vorzensur erscheine.<sup>14</sup> Dieser kleinen Bemerkung läßt sich entnehmen, daß die Zeitung durch ihre journalistische Arbeit darauf abzielte, eine treue Untertanengesinnung und die Loyalität zum Staat unter ihren Abonnenten aufrechtzuerhalten. Sie bewies damit, daß sie in der Lage war, selbständig zu handeln und das Vertrauen des Staates zu rechtfertigen.

Durchaus begründet schrieb Albert Burow über die Abhängigkeit der Zeitung von ihrer finanziellen Lage: „Der Redakteur eines Parteiblattes hat daher in der Regel auch nur ein sehr bestimmt begrenztes Programm und wird, die in der Wirklichkeit ziemlich seltenen Fälle ausgenommen, gemeinhin bezahlter Söldling der Parteifarbe sein, für die er gegen Geld und gute Worte mit seinen Gedanken handwerksmäßig zu Markte und zu Felde zieht. Wir werden auf diesen ekelhaften Krebschaden der Parteipresse, der sich besonders im Ausland geltend macht, wohl noch wieder zurückkommen. Bei uns im Lande, wo in der Regel der Redacteur, der Unternehmer und Verleger der Zeitung ein und dieselbe Person ist, ist dieses Übel in weit geringerem Maße vorhanden; aber die Ursache dieser Erscheinung ist hier weniger das Verdienst der Person, als die Folge der unvollkommenen allgemeinen Entwicklung der Landespresse.“<sup>15</sup>

<sup>8</sup> Zur Verständigung. I., in: Moskauer Zeitung Nr. 8 vom 10. (22.) Juni 1865, S. 1.

<sup>9</sup> Zur Verständigung. II., in: Ebenda, Nr. 9 vom 11. (23.) Juni 1865, S. 1.

<sup>10</sup> Ebenda.

<sup>11</sup> Zur Verständigung. III., in: Ebenda, Nr. 10 vom 12. (24.) Juni 1865, S. 1.

<sup>12</sup> Zur Verständigung. II., in: Ebenda, Nr. 9 vom 11. (23.) Juni 1865, S. 1.

<sup>13</sup> Ebenda.

<sup>14</sup> Roždestvenskij ukazatel' (wie Anm. 6), S. 6.

<sup>15</sup> Zur Verständigung. II., in: Moskauer Zeitung Nr. 9 vom 11. (23.) Juni 1865, S. 1.

Es waren gerade die finanziellen Schwierigkeiten, die dem Erscheinen der Zeitung im Jahre 1865 im Wege standen. In der ersten Nummer vom 1. (13.) Juni schrieb der Redakteur der „Moskauer Zeitung“, daß sie bereits im Januar erscheinen sollte, aber „(...) unvorhergesehene materielle Schwierigkeiten aller Art haben indessen das Zustandekommen des Unternehmens bis auf den heutigen Tag verhindert. Nachdem diese nun, dank der Energie des Verlegers und der bereitwilligen Unterstützung von verschiedenen Seiten, glücklich überwunden sind, übernehme ich die Redaktion dieses Blattes“.<sup>16</sup>

Aber diese finanziellen Probleme waren nicht wesentlich, denn sie waren nur die Folge davon, daß in einer Situation sozialer Instabilität, die durch wichtige staatliche Reformen entstanden war und die in bedeutendem Maße den Bereich der internationalen Beziehungen tangierte, im Zentrum des Russischen Reiches die Absicht bestand, eine nichtrussische Zeitung zu verlegen. Darauf deutete Albert Burow im gleichen Artikel an die Leser hin.<sup>17</sup>

Wie ließen sich die Interessen eines spezifisch deutschen Leserkreises mit der russischen Umgebung in Einklang bringen? Sollte die Zeitung nationalen Charakter tragen oder im allgemeinen politischen Fahrwasser der Presse dieser Zeit liegen? Die Antworten auf diese Fragen mußten auch etwas Neues enthalten, was die Moskauer deutsche Zeitung von allen anderen Blättern unterschied, etwas, das ihren Platz im Pressewesen der zweiten Hauptstadt bestimmen und sie von der Konkurrenz abgrenzen konnte. Die Zeitung trug letztlich nationalen Charakter, der offensichtlich ihr baldiges Ende vorherbestimmte.

Die „Moskauer Zeitung“ unterstützte aktiv die deutsche Presse im Baltikum bei ihrer Diskussion über die Einführung der deutschen Sprache als Unterrichtssprache für estnische und lettische Schüler. Sie druckte die Artikel der deutschbaltischen Zeitungen zu diesem Thema praktisch im vollen Wortlaut ab.<sup>18</sup> Der Standpunkt der russischen, vor allem der slavophilen Intelligencija in dieser Frage war äußerst hart. So brachte das bekannte Blatt Ivan Aksakovs „Den“ (Der Tag) in einem Artikel von Heinrich Allunan seine Empörung über eine solche Fragestellung zum Ausdruck<sup>19</sup> und rief nachdrücklich zu einer weiteren Verbreitung der rus-

<sup>16</sup> Moskauer Zeitung Nr. 1 vom 1. (13.) Juni 1865, S. 1.

<sup>17</sup> Ebenda.

<sup>18</sup> Vgl. z.B. die Artikel der Moskauer Zeitung in den Nummern vom 2. (14.), 16. (28.) und 17. (29.) Juni 1865.

<sup>19</sup> Heinrich Allunan, Ob upotreblenii nemeckogo jazyka pri latoryškich volostnych upravlenijach (Über den Gebrauch der deutschen Sprache in den lettischen Volost-Verwaltungen), in: Den' Nr. 22 vom 29. Mai 1865, S. 529f.

sischen Sprache in den baltischen Provinzen auf und damit zugleich zu einer Zurückdrängung des deutschen Elementes in Rußland.<sup>20</sup> Diese Stellungnahme zwang die „Moskauer Zeitung“ dazu, eine ähnliche Meinung zu veröffentlichen.<sup>21</sup> Damit geriet sie in eine äußerst zweideutige Lage.

Die „Moskauer Deutsche Zeitung“ schätzte in ihrer ersten Nummer die Tätigkeit ihrer Vorgängerin folgendermaßen ein: „Schon einige Male ist das Unternehmen, eine Zeitung in deutscher Sprache in Moskau zu gründen, mißglückt, so auch im Jahre 1865. Unserer Meinung nach lag der Todeskeim schon im Unternehmen selbst, da eine täglich erscheinende politische Zeitung in deutscher Sprache in Moskau nur mit großen Kosten hergestellt werden kann, Leser für eine solche jedoch sehr spärlich sind. Politisierende Deutsche, die der Russischen Sprache nicht mächtig sind, lesen ausländische große Zeitungen, welche die Nachrichten ihren Lesern in Rußland umfangreicher und meistens auch früher brachten, als sie in der hier 1865 erschienenen ‚Moskauer Zeitung‘ ausgeschnitten und abgedruckt werden konnten. Schon hierdurch glauben wir genugsam angedeutet zu haben, daß die jetzt erscheinende ‚Moskauer Deutsche Zeitung‘ nicht sehr viel mit Politik zu thun haben wird (...).“<sup>22</sup>

Dennoch wurden in der neuen Ausgabe bereits bestehende Traditionen fortgesetzt, die redaktionelle Gestaltung und zahlreiche Rubriken blieben erhalten, auch wurden Druck und Satzspiegel unverändert übernommen.

### 3. Verleger und Redakteure

Neben äußeren Schwierigkeiten, zu denen wir die finanzielle Seite zählen, gab es auch innerhalb der Redaktion eine Reihe von Problemen und Meinungsverschiedenheiten. Leider müssen wir die Tätigkeit der „Moskauer Deutschen Zeitung“ ausschließlich nach den Veröffentlichungen der Zeitung beurteilen, da keine anderen Quellen zur Verfügung stehen. Aus dem Impressum lassen sich nur spärliche Angaben über die Zusammensetzung der Redaktion entnehmen. Der erste Redakteur der Zeitung war Christian Ries, das Blatt erschien im Verlag von Theodor Ries. Die Druckerei war auf einer der Hauptstraßen Moskaus — der Mjasnickaja — gelegen.

<sup>20</sup> V. Lamanskij, Ob važnosti etnografičeskogo izučenija nemeckogo narodonaselenija v Carstve Pol'skom (Über die Bedeutung der ethnographischen Erforschung der deutschen Siedlungen im Königreich Polen), in: Ebenda, S. 513-518; G. Znamenskij, Georg Stein ili Nemcy i Latyšī (Georg Stein oder Deutsche und Letten), in: Ebenda, Nr. 23 vom 5. Juni 1865, S. 539-544.

<sup>21</sup> Vgl. z.B. den Artikel von M.S. Semenow in: Moskauer Zeitung Nr. 27 vom 3. (15.) Juli 1865, S. 2.

<sup>22</sup> Moskauer Deutsche Zeitung Nr. 1 vom 15. (27.) Januar 1870, S. 1.

Bereits ein Jahr später wurde der Verleger Theodor Ries auch zum Redakteur der Zeitung, danach zum „Verantwortlichen Redakteur“, seine alte Funktion als Verleger wurde von C. Kicherer und G. Hannemann übernommen. Am Ende der Nummer 81 des Jahres 1871 war zu lesen: „Unter Verantwortlichkeit von Th. Ries herausgegeben von C. Kicherer und G. Hannemann“; in der Nummer 100 stand bereits: „Verantwortliche Redakteure und Herausgeber C. Kicherer und G. Hannemann.“

Im Jahre 1875 kehrte Theodor Ries als Besitzer der Buchdruckerei und Schriftgießerei zum Verlag der Zeitung zurück, seine ehemaligen Kompagnons wurden Redakteure der „Moskauer Deutschen Zeitung“. In einem Inserat wurde für das Unternehmen von Ries geworben, den Kunden wurden die verschiedensten Schriftsätze angeboten; nicht nur deutsche, sondern auch russische, kirchenslavische, polnische, lateinische und griechische, sowie Druckpressen und andere Geräte. Daneben gab es ein Produktelager, mechanische Werkstätten und eine Auslieferungsabteilung. Die Zeitung selbst wurde zur besten Reklame für die Druckerei. Sie bewahrte im Druckbild die gestalterischen Traditionen ihrer Vorgängerin, die sie aber ständig zu verbessern suchte. Dies zeigte sich insbesondere bei der Gestaltung der Annoncen, bei denen verschiedenartige Druckstöcke benutzt wurden.

C. Kicherer und G. Hannemann blieben bis zum Jahre 1890 Redakteure der Zeitung. Der Druck wurde von der Firma „Technik“ ausgeführt, die ihren Sitz in der Nähe der Čistye prudy hatte und „Buch- und Stein-druckerei“ betrieb. Fünf Jahre später wurde die „allerhöchst bestätigte Russische Druckerei- und Verlags-Gesellschaft“ zum neuen Herausgeber der Zeitung.

Von Beginn des Jahres 1900 an wurde C. Kicherer „Verantwortlicher Redakteur und Herausgeber“. Schon kurz darauf, ab Nummer 165 vom 19. Juni (2. Juli) dieses Jahres, tauchte erneut ein anderer Verleger auf — die Typographie-Gesellschaft A.I. Mamontov. Dieser russische Verleger brachte die Zeitung während der schweren Jahre der ersten russischen Revolution heraus, bis 1913 der Druck von „Typo- und Zinkographie des Handelshauses ‚Mysl‘“ weitergeführt wurde. Die ganze Zeit hindurch gab es in Moskau und in vielen anderen Städten starke antideutsche Bestrebungen. Im Jahre 1907 nahm ein neuer Verantwortlicher Redakteur, K. Fenner, die Arbeit auf; Kicherer blieb Herausgeber. 1913 übernahm K. Kicherer den Familienbetrieb als „Verantwortlicher Redakteur und Herausgeber“.

Diese kurze Chronik zeigt deutlich, daß es einen jahrelangen Kampf um den Einfluß auf die Zeitung gab, darum, in wessen Hände sie gelangte. Doch alle Redakteure und Verleger bemühten sich im Laufe von 45 Jahren

bei der Herausgabe jeder einzelnen Nummer, all ihre Kraft und ihre Empfindungen in die Artikel, Rundschauen, Kommentare und Rezensionen einfließen zu lassen. Dies ist um so höher zu schätzen, als die Zeitung über lange Zeit hinweg überhaupt keine eigenen Korrespondenten hatte. Die Redaktion verstand es sehr geschickt, die über verschiedene Kanäle erhaltenen Informationen an ihre Leser und Abonnenten weiterzugeben. Erst in den letzten Jahren ihres Erscheinens brachte die Zeitung des öfteren Eigenberichte. Die Arbeit der Mitglieder der Redaktion ist im einzelnen schwer einzuschätzen, da unter den Artikeln keine Verfassernamen genannt wurden.

#### 4. Die Leserschaft

An wen wandte sich das Blatt? Die Sprache, in der die „Moskauer Deutsche Zeitung“ erschien, bestimmte unbestritten ihre Zielgruppe, ihren Leserkreis. Sie sprach diejenigen an, die der deutschen Sprache mächtig waren und die zum deutschen Volk gehörten, das zu jener Zeit noch nicht in einem geeinten Nationalstaat lebte. Allein die Tatsache, daß in den 1860er Jahren westlich von Rußland kein einheitlicher deutscher Staat existierte, half der deutschen Diaspora, sich in Rußland heimisch und nicht vollständig von ihren Wurzeln getrennt zu fühlen. „Soweit die deutsche Zunge klingt, hat die deutsche Nation und haben diejenigen, welche sich als die berufenen Vertreter dieser Nation betrachten dürfen, der deutschen Sprache auch die Anerkennung zu sichern, welche die Nation nach dem besonderen Umfange und der besonderen Art ihrer Ansiedlungen in jedem Lande in Anspruch nehmen kann“, schrieb die Zeitung gleich in Anlehnung an Richard Boeckh, der gerade in Deutschland zu diesem Thema ein Buch veröffentlicht hatte.<sup>23</sup>

Die Lage änderte sich nach der Entstehung des Deutschen Reiches. Durch den Zusammenschluß der deutschen Länder wurden diejenigen, die sich außerhalb dieser Grenzen befanden, von dem neuen Staat förmlich abgeschnitten. In Rußland verstärkte sich dadurch die antideutsche Stimmung, und die dort lebenden Württemberger, Bayern, Hessen usw. sahen sich gezwungen, ihre eigenen nationalen Probleme in die gesellschaftliche Diskussion einzubringen.

Die im damaligen Moskau lebenden Deutschen können bestimmten Gruppen zugeordnet werden. In die erste gehören diejenigen, die bereits

---

<sup>23</sup> Ebenda, Nr. 39 vom 16. (28.) April 1870, S. 1.

lange in Rußland lebten und die russische Staatsangehörigkeit besaßen. Von großer Bedeutung war für sie das System der nationalen Schulen und die Schaffung solcher Unternehmen wie etwa eine Zeitung. Der zweiten Gruppe lassen sich diejenigen deutschen Staatsangehörigen zuordnen, die aus wirtschaftlichen Gründen nach Moskau kamen, um dort Geschäfte zu machen. Die Vertreter dieser Gruppe waren sehr zahlreich, wie aus dem Handbuch der damals in der Stadt registrierten Kaufleute zu ersehen ist. Mit anderen Worten, fast jeder zweite Moskauer Deutsche war kein russischer Staatsbürger.<sup>24</sup> Die dritte Kategorie umfaßt alle die, die sich nur für kurze Zeit in der Stadt aufhielten, ohne sich mit der Absicht zu tragen, dort ihren ständigen Wohnsitz zu nehmen. Als Beispiel ließen sich etwa Schauspieler anführen. Wenn wir den Aushang des damaligen Deutschen Theaters in Moskau betrachten, ist festzustellen, daß zwei Drittel der Schauspieler nur für einen bestimmten Zeitraum vertraglich engagiert waren. Die meisten Auftritte hatten die Ensembles in Wien, Mannheim, Berlin, Pest, Breslau, Frankfurt am Main, Nürnberg, Bremen, Graz, Hamburg, Hanau, Königsberg und Köln.<sup>25</sup> Dieses Problem der in der Stadt lebenden Deutschen, die nicht-russische Staatsbürger waren, wurde vor allem beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges akut. So schrieb die Zeitung in den ersten Kriegstagen: „In den letzten drei Tagen sind dem Moskauer Stadthauptmann seitens in Moskau lebender Reichsdeutscher und österreichischer Untertanen über 12 000 Gesuche um Aufnahme in die russische Staatsangehörigkeit zugegangen.“<sup>26</sup>

Das Leben der deutschen Gemeinde von der Mitte des letzten bis zum Beginn dieses Jahrhunderts war sehr bewegt. Es entstanden die verschiedensten Vereine und Vereinigungen, deren Aufzählung allein sehr viel Platz in Anspruch nehmen würde: Moskauer Deutscher Verein, Verein der deutschen Reichsangehörigen, Evangelischer Hilfsverein, Moskauer Turnverein, Moskauer deutscher Club, Overbeck's Männergesangsverein, Curatoramt der römisch-katholischen Armen in Moskau, österreichischer und ungarischer Hilfsverein in Moskau, Evangelischer Jungfrauenverein, Evangelischer Frauenverein, Evangelischer Jünglingsverein, Verein ehemaliger Schüler der St. Petri-Pauli-Knabenschule zu Moskau, Evangelischer Verein junger Männer, Moskauer Brauer-Hilfsverein, Moskauer

<sup>24</sup> Vgl. Spravočnaja kniga o licach, polučivšich kupečeskie i promyslovye svidetel'stva po gorodu Moskve (Handbuch der Personen, welche die kaufmännischen und handwerklichen Prüfungen in Moskau abgelegt haben). Moskau 1869.

<sup>25</sup> Moskauer Deutsche Zeitung Nr. 205 vom 7. (19.) September 1885, S. 6.

<sup>26</sup> Moskauer Lokalnachrichten, in: Moskauer Deutsche Zeitung vom 5. (18.) August 1914, S. 3.

Männergesangsverein, Moskauer Liedertafel und Moskauer Literarisch-Dramatischer Verein. Daneben entstanden in der Zeit der großen sozialen Erschütterung während der ersten russischen Revolution 1905/07 in den neuen Parteien deutsche Gruppen, z.B. die Moskauer Deutsche Vereinigung im Verband des 17. Oktober.

Außerdem waren — nach den Veröffentlichungen über ihre Tätigkeit zu urteilen — wirtschaftlich orientierte deutsche Vereine wie der Deutsche Maschinen-Verein sehr aktiv. Sie gaben Werbeinserate auf, abonnierten die Zeitung und wurden so zu einer sehr wichtigen Adresse für die Journalisten. Die „Moskauer Deutsche Zeitung“ ging in ihrem Bestreben, weder in finanzielle noch in politische Abhängigkeit zu geraten, zumeist auf Distanz zu diesen Vereinen. Sie stellte fortwährend heraus, daß sie nicht das Sprachrohr irgendeiner Partei sei. Auch von konfessionellen Vereinigungen distanzierte sie sich, obwohl der evangelischen Kirche viel Platz in den Spalten der Zeitung eingeräumt wurde. Das Blatt informierte über Gottesdienste in der St. Petri-Pauli-Kirche, der St. Michaelis-Kirche, der Reformierten Kirche und der evangelischen Alexander-Schule. Aber ausführlich ging sie nicht auf dieses Thema ein. Sie bemühte sich jedoch, auf besondere Ereignisse, wie etwa eine Predigt in einer fremden Sprache, gesondert hinzuweisen. In der Nummer vom 10. (22.) Juli 1885 wurde auf der ersten Seite mitgeteilt, daß in der evangelisch-lutherischen St. Michaelis-Kirche am Sonntag eine Abendmahlsfeier in Finnisch stattfinden werde.

## 5. Themen und Rubriken

Als im Jahre 1870 erneut eine deutsche Zeitung erschien, war dies mit der früheren Zielsetzung, zur Verbesserung der Moral beizutragen, das Gute zu propagieren und auf der Seite der Wahrheit und Gerechtigkeit zu stehen, verknüpft.<sup>27</sup> Des weiteren sah das Blatt seine Aufgabe darin, den Meinungsaustausch sowie die gegenseitigen Kontakte zwischen Rußland und Deutschland zu fördern<sup>28</sup> und den deutschen Umsiedlern bei der Eingliederung in das Moskauer Leben zu helfen. In der Neujahrsnummer von 1871 schrieb die Zeitung an ihre Leser: „Möge es ihnen wohlgehen in diesem neuen Jahre, möge ihnen der gastliche Boden Rußlands, der so Manchen von ihnen ein fremder ist, heimisch und heimischer werden, auf daß sie eingelebt in hiesige Verhältnisse, Kenner der Landesgebräuche und

<sup>27</sup> Moskauer Deutsche Zeitung Nr. 75 vom 1. (13.) Juli 1871, S. 1.

<sup>28</sup> Ebenda.

doch Bewahrer deutscher Art, ein tüchtiges Bindemittel abgeben zwischen den beiden großen, benachbarten und befreundeten Nationen!<sup>29</sup>

Die Zeitung hatte gleichzeitig begriffen, daß sie sich — wie auch ihre Vorgängerin — in ihrer Ausrichtung zwischen einem nationalen und einem gesellschaftspolitischen Schwergewicht entscheiden mußte. Diese Wahl war um so schwerer, als die Verhältnisse in Moskau eine Etablierung der deutschen Zeitung nicht begünstigten. „Wozu bedarf Moskau einer besonderen deutschen Zeitung? — so hören wir nicht bloß unsere russischen, sondern auch unsere deutschen Mitbürger sagen, gewisser Journalstimmen nicht zu bedenken. Wozu eine deutsche Zeitung im ‚Herzen Russlands‘, (nach dem sehr treffenden russischen Ausdruck) im ‚weißsteinigen Moskau‘, in der ‚Mutterstadt‘ des Reichs? (...) Ist es nicht besser, der Deutsche im Innern Russlands lerne fleißig russisch und lese russische Zeitungen, um den russischen Patriotismus aus erster Quelle sich anzueignen, wie es einem russischen Staatsbürger geziemt?“ — stellte sich die Zeitung selbst die Frage nach ihren möglichen und vorhandenen Opponenten. Und sie beantwortete sie mit den folgenden Bemerkungen: „Die Deutschen in Rußland sind ein unleugbar höchst wichtiges Element für die Entwicklung des Reichs. (...) Moskau ist das natürliche Centrum auch für die Deutschen in Nishni-Nowgorod, Jaroslawl, Tula, Woronesh, u.s.w. Nun ist es unleugbar, daß Viele von diesen Deutschen des Russischen nicht so mächtig sind, daß sie russische Zeitungen gründlich verstehen und den politischen und literarischen Kämpfen in denselben folgen können.“<sup>30</sup>

Ein erstes Echo auf das Erscheinen der Zeitung war in der „Peterburgskaja Gazeta“ (Petersburger Zeitung) zu finden, in der es hieß, daß die Deutschen in Moskau zahlenmäßig so stark geworden seien, daß sie sogar eines eigenen Presseorgans bedürften.<sup>31</sup> Aber bereits in ihrer ersten Nummer unterstrich die „Moskauer Deutsche Zeitung“: „Deshalb erklären wir hiermit, daß die Zeitung in deutscher Sprache mit deutschen Buchstaben gedruckt erscheinen wird (...).“<sup>32</sup> Dies rief unter anderem eine negative Reaktion bei den bereits existierenden deutschen Zeitungen hervor. Besonders in Petersburg reagierten die deutschen Blätter mit einiger Nervosität auf das Erscheinen der Moskauer Ausgabe.<sup>33</sup> Zum wichtigsten Thema mußte nun wohl oder übel der Schutz der nationalen Gemeinde

<sup>29</sup> Was wir bringen, in: Moskauer Deutsche Zeitung Nr. 1 vom 2. (14.) Januar 1871, S. 1.

<sup>30</sup> Moskauer Deutsche Zeitung Nr. 5 vom 24. Januar (5. Februar) 1870, S. 1.

<sup>31</sup> Ebenda, Nr. 3 vom 20. Januar (1. Februar) 1870, S. 2.

<sup>32</sup> Ebenda, Nr. 1 vom 15. (27.) Januar 1870, S. 1.

<sup>33</sup> Vgl. die Antworten auf diese Publikation in: Moskauer Deutsche Zeitung Nr. 9 u. 10 vom 3. (15.) u. 5. (17.) Februar 1870.

werden, die sowohl den Angriffen der Slavophilen als auch der anderen deutschen Gemeinden ausgesetzt war.

Es wäre jedoch eine vereinfachte Vorstellung anzunehmen, daß die Zeitung nur die Position der Selbstverteidigung bezog. Unter anderen Voraussetzungen hätte sie zweifelsohne ihre Linie aktiver und offensiver durchgesetzt, insofern als sie glaubte, wie es in einem Artikel hieß, überall und eben auch in Rußland „die Fahne des Deutschtums aufpflanzen“ zu müssen.<sup>34</sup>

Eines der Themen, das in der russischen Presse jener Zeit heiß debattiert wurde, war die Frage der Sprache der Kirchenpredigten. Die „Moskauer Deutsche Zeitung“ schrieb dazu: „Wir nahmen neuerdings Notiz von der Gestaltung der russischen Sprache zum Gebrauche für katholische Christen im Gottesdienste, sobald die Gemeinde diese Sprache anwenden will. Wer die ethnographischen Karten der westlichen Gouvernements anzusehen Gelegenheit gehabt hat, wird wissen, daß daselbst weite Gegenden von Katholiken russischen Stammes bewohnt sind, die noch heutzutage im Umgange nur russisch sprechen. Wir erwähnten, wie sehr die polnischen und einige andere Organe darauf aus waren, grade diese Erlaubnis, ja die Forderung der selben durch die russische Presse, im Voraus zu entstellen und für einen Befehl auszugeben, die russische Sprache den Katholiken aufzuzwingen, die kein russisch verstehen. Trotzdem daß die Behauptung ungemein läppisch war, so wurde sie doch geglaubt, und wir haben sogar noch hier in Moskau Leser deutscher Zeitungen getroffen, die gar nichts Anderes von der Sache wußten, als: die russischen National-Fanatiker wollen jetzt allen Katholiken, später auch Protestanten und Juden, die kein russisch verstehen, den Gottesdienst in der russischen Sprache aufzwingen.“<sup>35</sup>

Als Beispiel für das Problem von Sprache und nationaler Identität kann die um den Deutschen Klub entstandene Situation dienen. Im Jahre 1871 wurde sein Statut nach längerer Diskussion vom Innenministerium bestätigt. Danach jedoch veränderte sich die Zusammensetzung der Mitglieder des Klubs. Es wurde der Vorschlag unterbreitet, paritätisch (je 450 Mitglieder) Deutsche und Russen aufzunehmen. Die „Moskauer Deutsche Zeitung“ kommentierte: „Wer gehört nun in die Kategorie der Deutschen, wer in die der Russen? Ist es der Name? Es gibt ‚Keller‘, ‚Meyer‘ und ähnliche Namen, von denen der Träger kein Wort deutsch spricht, russischer Staatsangehöriger ist und sich zur rechtgläubigen Kirche bekennt. Es gibt Ausländer mit Namen Meykow, Iwanow, Smirnow, Flot-

<sup>34</sup> Moskauer Deutsche Zeitung Nr. 75 vom 1. (13.) Juli 1871, S. 1.

<sup>35</sup> Ebenda, Nr. 45 vom 30. April (12. Mai) 1870, S. 1.

tow, Metlow u.s.w., die lutherischen, evangelischen und katholischen Glaubens sind. Wo ist also die Grenze zwischen deutschen und russischen Mitgliedern? Das Einzige wäre die Staatsangehörigkeit oder die Sprache. Das Letzte scheint das Richtige zu sein, alles Übrige ist unwesentlich. Ist es nicht gleich, welchem Staate ich angehöre oder angehörte, welchen Glauben ich habe, wenn ich nur ein moralisch guter Mensch bin? Mit der Sprache ist es etwas anderes, sie ist das einzige Mittel des Verkehrs, der Verständigung (...).<sup>36</sup>

Die Forderung nach einer paritätischen Vertretung wurde von der Zeitung als ein Druckmittel gewertet: „(...) wir aus dem Auslande stammenden Deutschen würden von der bevorstehenden Russifizierung dieser bisher deutschen Gesellschaft am härtesten betroffen werden und uns steht daher in erster Reihe die Pflicht zu, unsere Stimme dagegen zu erheben.“<sup>37</sup>

Die Leitung des Clubs nahm nichtsdestotrotz die Umstände als gegeben hin und rief mit diesem Verhalten entschiedenen Protest seitens der eigenen deutschen Mitglieder hervor. Sie richteten eine Petition an den Moskauer Gouverneur, neue Vorstandswahlen durchzuführen. In den Sitzungen ließen auch jene Russen, die Mitglieder des Klubs waren, ihre Stimme laut werden. Die Zeitung beschrieb den entfachten Skandal: „Man hörte laut die Worte: ‚Im Jahre 1812 haben wir die Franzosen aus dem Lande gejagt, jetzt kommt die Reihe an Euch Deutsche‘ und derartige Reden mehr. (...) Ein anderes Mitglied hatte sich, aufgereizt durch diese wiederholt gesprochenen Worte, zu einer nicht ganz passenden Erwiderung hinreißen lassen und wie auf ein Signal schrien die neuen russischen Mitglieder: Hinaus, Hinaus!“<sup>38</sup>

Die Zeitung war im übrigen nicht geneigt, einen Konfrontationskurs einzuschlagen und auf der Ausschließlichkeit der Rechte der Deutschen in Moskau zu bestehen. Die entstandene Situation wurde von ihr sehr nüchtern eingeschätzt. Unter Berücksichtigung der Tatsache, daß in Moskau eine relativ starke antideutsche Partei existierte,<sup>39</sup> schrieb sie: „Im Auslande überschätzt man vielfach den Einfluß der russischen Presse und ist oft geneigt, jeden Russen ohne Unterschied für einen Anhänger Katkows (einer der Führer des Slavophilentums in dieser Zeit; T.I.) zu halten. Wir

<sup>36</sup> Moskauer Deutscher Club, in: Moskauer Deutsche Zeitung Nr. 13 vom 30. Januar (11. Februar) 1871, S. 2 (50). Vgl. auch den Beitrag von Andreas Keller in diesem Heft, S. 89-111.

<sup>37</sup> Über die Umgestaltung des Moskauer Deutschen Clubs, in: Moskauer Deutsche Zeitung Nr. 14 vom 2. (14.) Februar 1871, S. 3 (55).

<sup>38</sup> Der Moskauer Deutsche Club, in: Moskauer Deutsche Zeitung Nr. 19 vom 16. (28.) Februar 1871, S. 1.

<sup>39</sup> Moskauer Deutsche Zeitung Nr. 39 vom 6. (18.) April 1871, S. 1.

in Rußland wohnenden Deutschen wissen freilich, daß dieser Einfluß sich immer nur auf gewisse, ziemlich eng begrenzte Kreise beschränkte, und nachdem er seinen Culminationspunkt erreicht, ebenso stark im Abnehmen begriffen ist, wie die Zahl der Abonnenten der ‚Moskovskie Vedomosti‘.<sup>40</sup>

Die antideutsche Kampagne ließ nach dem Sieg Deutschlands über Frankreich im Jahre 1871 nach.<sup>41</sup> Der Krieg wurde zum ersten ernsthaften Prüfstein für die gesamte deutsche Gemeinde in Rußland, insbesondere in Moskau, im Hinblick auf ihre Loyalität gegenüber dem Lande, aus dem sie stammte, und gegenüber dem Land, in dem sie zu jener Zeit lebte. Vom Beginn des Krieges an lehnte es die Zeitung fast kategorisch ab, Materialien zur deutschen Sprache und Kultur zu publizieren. Sie beschränkte sich anfangs auf informative Kriegsberichte, danach begann sie, Aufrufe von Einwanderern aus Deutschland zu drucken, die Sammlungen zur Unterstützung der Armee, der Flüchtlinge und der Verwundeten organisierten. Einer dieser Aufrufe, von ehemaligen Bewohnern Bayerns, Frankfurts am Main, Schleswig-Holsteins, Preußens, Hamburgs, Thüringens, Württembergs, Hannovers, Badens usw. unterzeichnet, wurde im August 1870 veröffentlicht: „Der furchtbare Krieg, der zwischen Deutschland und Frankreich ausgebrochen ist, mahnt auch uns, opferbereit die Hände zu regen und nach allen Kräften zur Linderung des unsäglichen Leids beizutragen, welches er in seinem Gefolge haben wird. Die Unterzeichneten sind (nach eingeholter Erlaubnis) zu einem Comité zusammengetreten, welches die Aufgabe hat: Gaben an Geld, Leinen, Verbandszeug, Scharpie (...) zur Unterstützung und Hilfeleistung für die im jetzigen Kriege verwundeten deutschen Soldaten und deren hilfsbedürftige Familien zu sammeln (...).“<sup>42</sup>

Aber selbst wenn sie solche Berichte wie „Erinnerungen aus Frankreich während des letzten Krieges“ veröffentlichte, war die Zeitung bestrebt, ihre Objektivität zu wahren.<sup>43</sup> Aus Anlaß des deutschen Sieges wurde in der Moskauer St. Petri-Pauli-Kirche am 8. Mai 1871 ein Festgottesdienst gehalten, zu dem in einer Anzeige der Zeitung geladen wurde.<sup>44</sup> Im Anschluß daran wurden die Leser durch einen ausführlichen Bericht darüber informiert.<sup>45</sup>

<sup>40</sup> Ebenda, Nr. 50 vom 1. (13.) Mai 1870, S. 1.

<sup>41</sup> Ebenda.

<sup>42</sup> Ebenda, Nr. 88 vom 11. (23.) August 1870, S. 6 (380).

<sup>43</sup> Ebenda, Nr. 41 vom 10. (22.) April 1871, S. 3 (161).

<sup>44</sup> Ebenda, Nr. 51 vom 4. (16.) Mai 1871, S. 4 (202).

<sup>45</sup> Die Friedensfeier der Deutschen in Moskau, in: Moskauer Deutsche Zeitung Nr. 54 vom 11. (23.) Mai 1871, S. 1.

Ein zentraler Punkt der Berichterstattung der „Moskauer Deutschen Zeitung“ war das Leben in Deutschland. Im Hintergrund standen dabei die gesellschaftliche Lage in Moskau, die internationale Situation, vor allem der deutsch-französische Krieg, und insbesondere die soziale Zusammensetzung der Leserschaft. Diese Tradition war von ihrer Vorgängerin, der „Moskauer Zeitung“, ins Leben gerufen worden und blieb während der ganzen Zeit des Erscheinens der Zeitung bis zum Ersten Weltkrieg eine konstante Rubrik. Diese Mitteilungen über das Leben in der historischen Heimat standen am Anfang einer *jeden* Ausgabe. Sie fielen vor dem Hintergrund der äußerst spärlichen Mitteilungen über das städtische Leben in Moskau besonders ins Auge. Mitunter konnte ein solcher Bericht aus oder über Deutschland alle Spalten einer Beilage füllen, während die Moskauer Lokalnachrichten hingegen in zwei bis drei kurzen Absätzen abgehandelt wurden. Alle Berichte entstammten anderen Zeitungen und wurden manchmal durch einen Kommentar der Redaktion — meist auf der ersten Seite — ergänzt.

Wichtigste Themen waren zum Zeitpunkt der Gründung der Zeitung die Einigung Deutschlands, die Diskussion um die deutsche Verfassung und die Lage der deutschen Reichsangehörigen. Viel Platz wurde Berichten aus anderen europäischen Ländern eingeräumt. Die europäische Ausrichtung der Zeitung schlug sich auch darin nieder, daß das Erscheinungsdatum nicht nur nach dem damals üblichen russischen (julianischen) Kalender, sondern auch nach dem westeuropäischen (gregorianischen) Kalender vermerkt wurde.<sup>46</sup>

In großer Breite wurden auch Geschichte und Gegenwart der deutschen Diaspora abgehandelt. Die Geschichte des deutschen Friedhofes in Moskau, die Situation der deutschen Schulen in Rußland, die Geschichte der deutschen Siedlungen im Ausland, das Leben des Deutschen Theaters, des Deutschen Klubs, das Museum von Barbara Winter und viele andere, ähnliche Themen standen im Mittelpunkt der Berichterstattung. Daneben erschienen Artikel mit einer sehr starken Orientierung nach Deutschland, so z.B. über deutsche Verwandtschaftsbeziehungen mit dem Hause Romanov.<sup>47</sup>

Die wichtigsten Rubriken waren: Ausländische Nachrichten, Rundschau, Inländische Nachrichten, Moskauer Lokalnachrichten, Baltische Nachrichten, Russische Presse, Kirchen-Nachrichten, Theater und Mu-

<sup>46</sup> Jede Nummer der Zeitung trug daher eine doppelte Datumsangabe.

<sup>47</sup> Vgl. Das Stammhaus der Romanow, in: Moskauer Deutsche Zeitung Nr. 50 vom 1. (13.) Mai 1871, S. 3 (197).

sik, Feuilleton, Literarischer Anzeiger, Vermischtes, Geld- und Wechsel-Kurse und Unterhaltungs-Anzeiger. Größtenteils waren dies auch die Rubriken in der „Moskauer Zeitung“ während der gesamten Zeit ihres Erscheinens gewesen. Auch das Layout der Vorgängerin blieb erhalten: In der ersten Spalte einer in der Regel vierseitigen Ausgabe waren Mitteilungen aus dem Ausland sowie Feuilletons zu finden, russische Themen wurden auf den nachfolgenden Seiten abgehandelt, die letzte Seite war der Werbung vorbehalten. Manchmal brachte die Zeitung Extra-Blätter heraus, die mit insgesamt sechs oder sogar acht Seiten erschienen. Als Beilage verschickte das Blatt — offenbar zur Aufbesserung seiner Finanzen — Kataloge verschiedener Moskauer Firmen und Geschäfte. Mitunter wurden als Beilage auch wichtige Verfügungen des Moskauer Gouverneurs herausgebracht, so z.B. die Städte-Ordnung von 1870.

Die Hierarchie der Inlandsberichte der Zeitung ist m.E. von besonderem Interesse. Nachrichten aus dem Baltikum, für die es sogar eine Extra-Rubrik gab, hatten unbestrittenen Vorrang, danach kamen Informationen aus St. Petersburg, insbesondere Mitteilungen und Kommentare zum Leben in der Hauptstadt des Reiches. Die Moskauer Chronik rangierte im Hinblick auf den ihr zur Verfügung gestellten Raum in der Zeitung erst an dritter Stelle. Andere Städte Rußlands waren kaum vertreten; im wesentlichen wurde über die Städte im europäischen Teil Rußlands bis in den Süden berichtet, mitunter tauchten Nachrichten aus dem Kaukasus auf. Das Wolgagebiet, wo damals sehr viele Deutsche lebten, wurde von der Redaktion überhaupt nicht berücksichtigt. Sie veröffentlichte praktisch *niemals* Informationen aus dieser Region.

Die Zeitung bemühte sich auch, in ihren Ausgaben literarische Beiträge zu publizieren. So wurde im ersten Erscheinungsjahr der „Moskauer Deutschen Zeitung“ der eben erst veröffentlichte Roman „Krieg und Frieden“ von Lev Tolstoj in Fortsetzungen abgedruckt. Gedichte und Erzählungen hingegen waren äußerst selten. Im Vordergrund stand das Feuilleton, für dessen Sprache und Stil anfangs „der rühmlichst bekannte Herr Woldemar“ verantwortlich zeichnete.

Der Horizont der Zeitung war sehr begrenzt. Im Unterschied zu russischen Blättern dieser Zeit reflektierte die „Moskauer Deutsche Zeitung“ nicht die *Wirklichkeit* und setzte sich mit ihr nicht oder jedenfalls nur sehr selten auseinander, sondern berichtete darüber, was andere Zeitungen schrieben, und polemisierte mit russischen und deutschen Blättern. Bis zum Ersten Weltkrieg wurde der überwiegende Teil der Kommentare und Korrespondenzen entweder von anderen Zeitungen übernommen, oder es wurde auf andere Periodika verwiesen. Eigene Berichte waren eher selten.

Darin ist eine gewisse Zurückhaltung der Redaktion zu erkennen, eine ‚richtige‘ Zeitung herauszubringen, das Bestreben, sich von der Politik zu distanzieren und nicht an ihr teilzuhaben, eine bestimmte Scheu, bei der Erhellung des einen oder anderen Sachverhaltes selbst die Initiative zu ergreifen. Offenbar war dies das Verständnis von Loyalität gegenüber dem Staat und Gesetzestreue, dem sich die Redaktion verpflichtet fühlte. Das Credo der Zeitung wurde unserer Ansicht nach treffend in einem Festgedicht in der letzten Nummer des Jahres 1870 — dem Neujahrsgruß an die Leser — formuliert: „Dies Blatt, ein Echo seiner Zeit“. Die Zeitung war tatsächlich nur ein Echo, ein Wiederhall des Lebens, aber keine aktive Kraft bei seiner Gestaltung. Da sie den Lesern offensichtlich gefiel, können wir davon ausgehen, daß auch in ihrer Haltung und ihren Ansichten Loyalität gegenüber dem Staat und Gesetzestreue überwogen.

Deutlich wurde dies besonders während der ersten russischen Revolution 1905/07, als ethnische Konflikte nicht mehr nur verbal, sondern auch mit physischer Gewalt ausgetragen und zu einer häufigen Erscheinung wurden. Die „Moskauer Deutsche Zeitung“ bemühte sich, diese Ereignisse nicht zu stark in den Vordergrund zu rücken, obwohl auch sie nicht umhin konnte, über die Versammlungen der Fabrikarbeiter, den Dezemberaufstand 1905 in Moskau und die Pogrome gegen Juden und Deutsche in Odessa zu berichten. Doch viel lieber und auch weit umfangreicher informierte sie über die Jubiläumsfeier der Universität und das Repertoire der Theater. Dies lag dem Leben der deutschen Gemeinde, die an den stürmischen Ereignissen der Revolution nicht aktiv beteiligt war, näher. Die Zeitung lehnte die Haltung des Verbandes des russischen Volkes (Sojuz russkogo naroda) — einer erzreaktionären Pogromorganisation — ab<sup>48</sup> und teilte eher die Ansichten der gemäßigten, um nicht zu sagen konservativen Kräfte der Gesellschaft, in erster Linie die der Oktobristen.<sup>49</sup>

## 6. Vor der Einstellung des Erscheinens

Mit Beginn des Ersten Weltkrieges sollten sich die Moskauer Deutschen und ihre Zeitung erneut bewußt werden, wie leicht sie zwischen die Mühlsteine der großen Politik geraten konnten. Unausweichlich schlug sich diese Situation auch in der Zeitung nieder. Die „Moskauer Deutsche Zei-

<sup>48</sup> Vgl. bes. Rückblick, in: Moskauer Deutsche Zeitung Nr. 16 vom 21. Januar (3. Februar) 1907, S. 1.

<sup>49</sup> Vgl. Perspektiven. Die Wiedergeburt des Oktobristums und das Deutschtum in Rußland, in: Moskauer Deutsche Zeitung vom 12. (25.) Dezember 1913, S. 1.

tung“ versuchte, sich von ihrem bisherigen Prinzip leiten zu lassen, niemandem zu schaden, und berichtete sehr zurückhaltend über die Ereignisse an der Front. Sie beschränkte sich auf das bloße Aufzählen von Fakten und unterließ jeglichen Kommentar. Gleichzeitig war sie jedoch gezwungen, einen eigenen Standpunkt zu beziehen. Ungeachtet dessen, daß sie sich in dem militärischen Konflikt auf die Seite Rußlands stellte, ließ sie sich dennoch nicht zu einseitig verurteilenden Artikeln gegen Deutschland hinreißen.<sup>50</sup>

Die Masse ihrer Berichte waren Nachdrucke von Artikeln aus russischen Zeitungen und erschienen unter der Rubrik „Russische Presse“. Abgedruckt wurden auch die offiziellen telegraphischen Nachrichten vom Kriegsschauplatz.

In den ersten Kriegstagen änderte sich auch das Äußere der Zeitung: Der Werbung, die früher sogar in der ersten Spalte der Titelseite angeordnet und auf der letzten Seite besonders vielfältig und farbenreich war, wurde nun weit weniger Platz eingeräumt. Dies hatte wohl seinen Grund in der zunächst in Unternehmerkreisen herrschenden Verwirrung, in denen man sich mehr um den Erhalt der Unternehmen und die Beschaffung von Kapital sorgte und nicht so sehr an die Werbung von Kunden und Zulieferern dachte.

Die deutsche Gemeinde in Moskau mühte sich nach Kräften um die Unterstützung patriotischer Aktionen, insbesondere die der evangelischen Kirche. Mitteilungen des evangelischen Feldlazarets, das aus vielen Freiwilligen bestand und Spenden für Verwundete sammelte, wurden in jeder Nummer abgedruckt. Die Hilfsleistungen für die Front und das Hinterland Rußlands standen bald immer stärker im Vordergrund der Berichterstattung.

Die Zeitung konnte nicht vorhersehen, daß das Jahr 1914 das letzte ihres Erscheinens werden sollte. Dieses Schicksal ereilte auch andere deutsche Blätter in Rußland, die ihren Druck ohne vorhergehende Erklärung und ohne Abschiedsworte an die Leser einstellen mußten. Auf der letzten, der vierten Seite der Nummer vom 23. Dezember 1914 (5. Januar 1915) schrieb die „Moskauer Deutsche Zeitung“: „Unsere geehrten Abonnenten ersuchen wir um baldige Erneuerung des Abonnements, da die Anhäufung der Aufträge am Ende des Jahres eine prompte Herstellung der Banderolen, Ausstellung der Karten uns völlig unmöglich macht und eine Unterbrechung in der Weitersendung der Zeitung häufig zur Folge hat.“

---

<sup>50</sup> Vgl. z.B. Der Krieg im Leben Deutschlands. Ein Appell an die russische Gesellschaft, in: Moskauer Deutsche Zeitung vom 1. (14.) Oktober 1914, S. 2 f.

Der Krieg ließ in Rußland die antideutschen Leidenschaften erneut heftig aufflammen, die sich gegen die im Land lebende deutsche Diaspora richteten. Die Einwanderer aus dem Feindesland mußten nun die Zeche ihrer historischen Heimat bezahlen. In erster Linie betraf dies Sprache und Kultur, die unternehmerische Geschäftstätigkeit und die bürgerlichen Freiheiten. Die Einschränkung der Rechte war im Vergleich zu der bis kurz vor dem Ersten Weltkrieg verhältnismäßig privilegierten Stellung der Deutschen in der russischen Gesellschaft gravierend, jedoch nicht fatal. Fatal wurde die Lage der Deutschen erst ein Vierteljahrhundert später, als zwischen Rußland und Deutschland erneut ein Krieg ausbrach und — bis auf wenige Ausnahmen — alle Deutschen aus Moskau deportiert wurden.

Die Erfahrungen der „Moskauer Deutschen Zeitung“ sind heute eher Geschichte denn lebendiges Erbe. Während sich die von 1926 bis 1939 in Moskau erscheinende „Deutsche Zentral-Zeitung“ auf die ortsansässige deutsche Gemeinde stützen konnte und sich an die Emigranten mit deutscher Staatsangehörigkeit wandte, die die Herausgabe der Zeitung aktiv unterstützten, fehlte ihrer Nachfolgerin „Neues Leben“, die ab 1957 erschien, bereits die städtische Leserschaft, auf die sie hätte bauen und auf die sich alle vorangegangenen deutschsprachigen Blätter in Moskau hatten stützen können. Die Hauptstadt der UdSSR war nur der Erscheinungsort, nicht der Heimatort der Zeitung. Es genügt, in den einzelnen Nummern des „Neuen Lebens“ zu blättern, um das Paradoxon zu erkennen: Über Moskau wurden trotz der offenkundigen Zustände mehr Berichte abgedruckt als jemals in der „Moskauer Deutschen Zeitung“. Die sowjetische Informationspolitik mit ihrer enormen Zentralisierung zwang die Journalisten in Kasachstan und Sibirien, Materialien zu veröffentlichen, die nichts mit ihrer eigenen Zeitung gemein hatten.

Zumindest eines läßt sich anhand der Geschichte feststellen, daß über lange Jahrzehnte hinweg in Moskau eine deutschsprachige Zeitung erschien. Trotz gesellschaftlicher Umwälzungen und der damit verbundenen Härten fand sich immer ein Platz für die Presse der Rußlanddeutschen. Gegenwärtig allerdings stecken alle Massenmedien Rußlands in einer Krise, die vor allem durch finanzielle Probleme verursacht wurde. An der Schwelle zum Bankrott steht auch das unabhängige „Neue Leben“. Auf der Suche nach Unterstützung beruft sich diese Zeitung, die allen Schwierigkeiten zum Trotz die seit mehr als einem Jahrhundert bestehende Tradition des deutschen Pressewesens in Moskau bewahrt hat, auch und gerade auf das lebendige Erbe dieser Vergangenheit.

# Lebenswelt und Lebensweise deutscher Unternehmer in Moskau vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges

von Dittmar Dahlmann

Im Januar des Jahres 1846 kam Heinrich Schliemann als Agent einer Amsterdamer Firma mit einem durchschnittlichen Gehalt nach Rußland, das er 20 Jahre später, unterbrochen von mehreren Auslandsaufenthalten, als Multimillionär wieder verließ.<sup>1</sup> Schliemann ist eines der beliebtesten Beispiele eines erfolgreichen deutschen Unternehmers, der nach Rußland ging und dort ein Vermögen erwarb. Während und nach dem Krimkrieg verdiente er zunächst durch Geschäfte mit der russischen Armee, dann durch den Warenhandel, Millionen.<sup>2</sup> Auch wenn Schliemann, das Sprachengenie, die Landessprache binnen kurzem beherrschte und sich in einem Brief an eine Königsberger Firma als „Russe“ bezeichnete,<sup>3</sup> so blieb er doch ein Fremder im Lande, der durch rüdes Geschäftsgebaren auffiel, aber dennoch, wie er in seinen Erinnerungen schrieb, „vom Glück begünstigt“ war.<sup>4</sup>

Wie jene deutschen Unternehmer in Moskau lebten, die sich dort für Jahrzehnte oder für immer niederließen und deren Familien über Generationen hinweg dort blieben, davon soll dieser Beitrag handeln. Schliemann war ein eher untypischer Vertreter des deutschen Unternehmertums im Russischen Reich in der Zeitspanne von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, denn er war ein Spekulant. Weit typischer für den deutschen Unternehmer in Moskau war das bereits 1840 gegründete Handelshaus Wogau & Co.<sup>5</sup> Nur eins hat dieses Unternehmen

- 
- <sup>1</sup> Heinrich Schliemann's Selbstbiographie. Bis zu seinem Tode vervollständigt, hrsg. v. Sophie Schliemann. Leipzig 1892, S. 17. Zu Schliemanns Aktivitäten in Rußland vgl. auch Joachim Mai, Das deutsche Kapital in Rußland, 1850–1894. Berlin 1970, S. 87 f.
  - <sup>2</sup> Schliemann, Selbstbiographie (wie Anm. 1), S. 18 ff.; vgl. auch Heinrich Schliemann. Briefwechsel. Bd. 1 von 1842 bis 1875, hrsg. v. Ernst Meyer. Berlin 1953, S. 66 ff.
  - <sup>3</sup> Schliemann, Briefwechsel (wie Anm. 2), S. 116: Brief an A. Behrendt & Co. in Königsberg vom 14. Januar 1863.
  - <sup>4</sup> Schliemann, Selbstbiographie (wie Anm. 1), S. 18.
  - <sup>5</sup> Erik Amburger, Das Haus Wogau & Co. in Moskau und der Wogau-Konzern 1840–1917, in: Ders., Fremde und Einheimische im Wirtschafts- und Kulturleben des neuzeitlichen Rußland. Ausgewählte Aufsätze, hrsg. v. Klaus Zernack. Wiesbaden 1982, S. 62–83; zuerst in: Rußland und Deutschland, hrsg. v. Uwe Liszkowski. Stuttgart 1974, S. 171–192. Zur Unternehmensform des Handelshauses (torgovjy dom) vgl. Thomas C. Owen, The Corporation under Russian Law, 1800–1917. A Study in Tsarist Economic Policy. Cambridge 1991, S. 11 f.

mit Schliemann gemeinsam: Es verdiente ebenfalls Millionen. Aber von seiner Entstehung 1840 bis zum Ende 1917 behielt die Firma ihren Sitz in Moskau, zeichnete sich durch Solidität aus und war in die russische Unternehmerschaft integriert. Nicht alle, die nach Moskau kamen, wurden reich und waren erfolgreich. Manch einer machte Bankrott und kehrte zurück oder verließ die Stadt bald wieder, oder er war gezwungen, sich eine andere Beschäftigung zu suchen.<sup>6</sup>

Im Mittelpunkt dieser Ausführungen sollen also jene deutschen Unternehmer stehen, die sich für immer oder zumindest über einen längeren Zeitraum hinweg in Moskau niederließen und dort ihren Geschäften nachgingen. Als deutsche Unternehmer sollen alle diejenigen verstanden werden, die in einem Teilstaat des Deutschen Bundes geboren worden waren, der nach 1871 zum Deutschen Kaiserreich gehörte, und deren Muttersprache Deutsch war. Dabei ist es unerheblich, welche Staatsbürgerschaft sie besaßen. Zumindest sollte die Familie jedoch am Ende des hier untersuchten Zeitraumes in der zweiten Generation in Rußland ansässig gewesen sein.<sup>7</sup> Ausdrücklich bleiben diejenigen außer Betracht, die von Deutschland aus in Moskau Niederlassungen unterhielten, deren Stammhäuser sich jedoch in Deutschland befanden. Und nur sekundär geht es um die wirtschaftlichen Aktivitäten dieser sozialen Schicht. Der Hauptakzent liegt auf ihren Mentalitäten und ihren Lebensformen, auf dem Prozeß der Assimilation und Akkulturation und ihrer Integration in die russische Gesellschaft. Wenn hier von Mentalitäten die Rede ist, so sind Einstellungen und Verhaltensweisen, Vorstellungen und Lebensregeln gemeint, die das Leben der deutschen Unternehmer in Moskau bestimmten.<sup>8</sup> Ihre „Wirtschaftsethik“, ihre religiösen Prägungen, ihr Hei-

<sup>6</sup> Über gescheiterte Unternehmen vgl. Erik Amburger, *Der fremde Unternehmer in Rußland bis zur Oktoberrevolution im Jahre 1917*, in: Ders., *Fremde* (wie Anm. 5), S. 97-115, hier S. 107 f.

<sup>7</sup> Dies schließt die Deutschschweizer, die Elsässer und die Deutschösterreicher ebenso aus wie die Deutschbalten.

<sup>8</sup> Vgl. dazu *Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse*, hrsg. v. Ulrich Raulff. Berlin 1987; Gerd Tellenbach, *Mentalität*, in: *Geschichte, Wirtschaft, Gesellschaft. Festschrift für Clemens Bauer zum 75. Geburtstag*. Berlin 1974, S. 11-30; Rolf Reichardt, *Histoire des Mentalités*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 3 (1978), S. 130-166; Ernst Schulin, *Geistesgeschichte, Intellectual History und Histoire des Mentalités seit der Jahrhundertwende*, in: Ders., *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken*. Göttingen 1979, S. 144-162; Volker Sellin, *Mentalität und Mentalitätsgeschichte*, in: *Historische Zeitschrift* 241 (1985), S. 555-598; ders., *Mentalitäten in der Sozialgeschichte*, in: *Sozialgeschichte in Deutschland*. Bd. 3, hrsg. v. Volker Sellin u. Wolfgang Schieder. Göttingen 1987, S. 101-121; Hagen Schulze, *Mentalitätsgeschichte. Chancen und Grenzen eines Paradigmas der französischen Geschichtswissenschaft*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 36 (1985), S. 247-270.

ratsverhalten, ihr Familienleben und ihre Erziehung sollen im folgenden behandelt werden.<sup>9</sup> Das also, was Max Weber als „ständische Lage“ bezeichnet hat, eine „positive oder negative Privilegierung in der sozialen Schätzung“, die sich auf Lebensführungsart, formale Erziehungsweise, Konnubium und Kommensalität gründet.<sup>10</sup> Noch ein letzter verwendeter, im Zentrum des Aufsatzes stehender Begriff ist zu definieren, der des Unternehmers. In Anlehnung an die neuere Forschung soll darunter die Person verstanden werden, die „die mit der höchsten formalen Autorität ausgestattete Position in einem Wirtschaftsunternehmen innehat.“<sup>11</sup> Dies umfaßt „eine Einzelperson ebenso wie die gleichrangigen Mitglieder einer Firmenleitung, Eigentümer-Unternehmer ebenso wie angestellte Unternehmer“.<sup>12</sup>

Zwei knappe Vorbemerkungen zum Forschungsstand und zum Kontext dieses Aufsatzes erscheinen mir notwendig. Zum einen orientiert sich diese Skizze an dem Forschungskonzept zur Geschichte des Bürgertums, das in der deutschen Historiographie der letzten Jahre einen nicht geringen Raum eingenommen hat.<sup>13</sup> In jenem angestrebten europäischen Vergleich der Geschichte des Bürgertums blieb der ost- und südosteuropäische

<sup>9</sup> Max Webers Aufsatz aus dem Jahre 1905 „Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus“ läßt sich durchaus als eine Mentalitätsgeschichte des frühen Unternehmertums lesen. Jetzt neu erschienen: Max Weber, Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus, hrsg. v. Klaus Lichtblau u. Johannes Weiß. Bodenheim 1993 (mit den wichtigsten Verweisen auf Voreditionen und die immense Sekundärliteratur); vgl. auch Helge Pross, Der Geist der Unternehmer. 100 Jahre Vorwerk & Co., 1883–1983. Düsseldorf 1983.

<sup>10</sup> Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. 5. Aufl., Tübingen 1976, S. 179.

<sup>11</sup> Benno Biermann, Die soziale Struktur der Unternehmerschaft. Demographischer Aufbau, soziale Herkunft und Ausbildung der Unternehmer in Nordrhein-Westfalen. Stuttgart 1971, S. 10; vgl. auch Dirk Schumann, Bayerns Unternehmer in Gesellschaft und Staat, 1834–1914. Fallstudien zu Herkunft und Familie, politischer Partizipation und staatlichen Auszeichnungen. Göttingen 1992, S. 18. Dies ist eine positionale, keine funktionale Begriffsbestimmung.

<sup>12</sup> Schumann, Bayerns Unternehmer (wie Anm. 11), S. 18. Diese Begriffsbestimmung ist auf alle Wirtschaftsbereiche, d.h. neben den Industrieunternehmen auch auf Handels- und Speditionsgeschäfte, Verkehrsbetriebe, Banken und Versicherungen, Buch- und Zeitungsverlage sowie große Hotels anwendbar. Nicht berücksichtigt werden landwirtschaftliche Unternehmen und staatliche Betriebe. Ebenda.

<sup>13</sup> Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, hrsg. v. Jürgen Kocka. Göttingen 1987; Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich, hrsg. v. Jürgen Kocka. 3 Bde., München 1988; Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, hrsg. v. Ute Frevert. Göttingen 1988; Bürgerliche Berufe. Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich, hrsg. v. Hannes Siegrist. Göttingen 1988; Hansjoachim Henning, Das westdeutsche Bürgertum in der Epoche der Hochindustrialisierung 1860–1914. Soziales Verhalten und soziale Strukturen. Teil 1: Das Bildungsbürgertum in den preußischen Westprovinzen. Wiesbaden 1972; vgl. auch M. Rainer Lepsius, Bürgertum als Gegen-

außer Betracht.<sup>14</sup> Dies liegt vor allem daran, daß sowohl das Bildungs- als auch das Wirtschaftsbürgertum dieser Gebiete kaum oder nur wenig erforscht sind, aber auch an begrifflichen Schwierigkeiten.<sup>15</sup> Bei näherem Hinschauen zeigt sich, daß zumindest einige Bereiche, so z.B. die Unternehmerschaft in Moskau, recht gut bearbeitet wurden.<sup>16</sup> Dies hat seinen Grund vor allem darin, daß Moskau einerseits eines der ältesten und am stärksten industrialisierten Zentren in Rußland war, andererseits darin, daß eine religiöse Minderheit, die Altgläubigen, innerhalb der dortigen Unternehmerschaft überproportional stark vertreten war.<sup>17</sup> Aufgrund dieser Vorarbeiten bietet sich auch die Chance, eine nationale Minderheit

---

stand der Sozialgeschichte, in: Sozialgeschichte in Deutschland (wie Anm. 8), Bd. 4, Göttingen 1987, S. 61-80; s. auch Werner Sombart, *Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen*. 3. Aufl., München/Leipzig 1923 (1. Aufl. 1913).

- <sup>14</sup> Dietrich Geyer, *Zwischen Bildungsbürgertum und Intelligenzija: Staatsdienst und akademische Professionalisierung im vorrevolutionären Rußland*, in: *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 1: Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen*, hrsg. v. Werner Conze u. Jürgen Kocka. Stuttgart 1985, S. 207-230; Elżbieta Kaczyńska, *Bürgertum und städtische Eliten. Kongresspolen, Rußland und Deutschland im Vergleich*, in: *Bürgertum im 19. Jahrhundert* (wie Anm. 13), Bd. 3, S. 466-488; Waclaw Długoborski, *Die Bürgertumsforschung in Polen*. Bielefeld 1987 (SFB-Arbeitspapier. Nr. 3.).
- <sup>15</sup> Aus der älteren Literatur sind vor allem die beiden Aufsätze von Otto Brunner zu nennen: *Stadt und Bürgertum in der europäischen Geschichte*, in: Ders., *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*. 2. Aufl., Göttingen 1968, S. 213-224; ders., *Europäisches und Russisches Bürgertum*, in: Ebenda, S. 225-241; Manfred Hildermeier, *Bürgertum und Stadt in Rußland 1760-1870. Rechtliche Lage und Soziale Struktur*. Köln/Wien 1986; ders., *Gesellschaftsbild und politische Artikulation der Kaufmannschaft im vor- und frühindustriellen Rußland*, in: *Forschungen zur Ost-europäischen Geschichte* 38 (1986), S. 392-418.
- <sup>16</sup> Alfred J. Rieber, *Merchants and Entrepreneurs in Imperial Russia*. Chapel Hill, N.C. 1982; Thomas C. Owen, *Capitalism and Politics in Russia. A Social History of the Moscow Merchants, 1855-1905*. Cambridge 1981; Jo Ann Ruckman, *The Moscow Business Elite: A Social and Cultural Portrait of Two Generations, 1840-1905*. DeKalb, Ill. 1984; James L. West, *The Moscow Progressists: Russian Industrialists in Liberal Politics, 1905-1914*. Ph.D. Diss., Princeton 1975; Roger Portal, *Industriels Moscovites: Le secteur cotonnier, 1861-1914*, in: *Cahiers du Monde Russe et Soviétique* 4 (1963), S. 5-46; ders., *Aux origines d'une bourgeoisie industrielle en Russie*, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 8 (1961), S. 35-60; vgl. auch Robert W. Thurston, *Liberal City, Conservative State. Moscow and Russia's Urban Crisis, 1906-1914*. Oxford 1987.
- <sup>17</sup> Zu den Altgläubigen vgl. jetzt Manfred Hildermeier, *Alter Glaube und neue Welt: Zur Sozialgeschichte des Raskol im 18. und 19. Jahrhundert*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*. N.F. 38 (1990), S. 178-198 u. 399-416; ders., *Alter Glaube und Mobilität. Bemerkungen zur Verbreitung und sozialen Struktur des Raskol im frühindustriellen Rußland*, in: Ebenda 39 (1991), S. 321-338; Hermann Beyer, *Marx, Weber und die russischen Altgläubigen. Das altgläubige Unternehmertum des 18. und 19. Jahrhunderts in der Forschung seit 1917*, in: Ebenda 30 (1982), S. 541-574; Anton S. Beliajeff, *The Rise of the Old Orthodox Merchants of Moscow, 1771-1894*. Ph.D. Diss., Syracuse University 1975.

unter der Moskauer Unternehmerschaft in den übergreifenden Kontext einzuordnen.

Zum anderen ist die Rolle der deutschen Unternehmer in Moskau bisher kaum untersucht worden. Während wir durch die zahlreichen Arbeiten von Erik Amburger über die Deutschen in St. Petersburg ausgesprochen gut unterrichtet sind, insbesondere durch seine personen- und familiengeschichtlichen Forschungen,<sup>18</sup> ist die Geschichte der Deutschen in Moskau vom 18. bis zum 20. Jahrhundert eher ein weißer Fleck geblieben.<sup>19</sup> Jo Ann Ruckman behandelt sie in ihrer Geschichte der Moskauer Unternehmerelite zwischen 1840 und 1905 nur am Rande. Sie seien vor allem im Verständnis der russischen Unternehmer, aber zum Teil auch dem eigenen Selbstverständnis nach, Ausländer geblieben. Es sei schwierig zu entscheiden, ob diese Trennung von den Deutschen selbst ausgegangen oder das Ergebnis russischer Vorurteile gewesen sei. In jedem Falle jedoch führten sie ein soziales und kulturelles Eigenleben, auch wenn seit dem Ende des 19. Jahrhunderts Heiraten zwischen russischen und „ausländischen“ Unternehmern häufiger geworden seien.<sup>20</sup> Auch Schulze-Gävernitz geht in seinen „Volkswirtschaftlichen Studien aus Rußland“ nur auf die Unternehmungen Ludwig Knoops als des bedeutendsten

<sup>18</sup> Zu den zahlreichen Arbeiten von Erik Amburger vgl. die Bibliographie seiner Schriften in: Ders., *Fremde* (wie Anm. 5), S. 319-326, sowie in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N.F.* 35 (1987), S. 479 f. Erwähnt seien hier nur: Ingermanland. Eine junge Provinz Rußlands im Wirkungsbereich der Residenz und Weltstadt St. Petersburg-Leningrad. 2 Bde., Köln/Wien 1980; ders., *Deutsche in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Rußlands. Die Familie Amburger in St. Petersburg 1770-1920*. Wiesbaden 1986; zuletzt noch: *Die Zuckerindustrie in St. Petersburg bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts*. Raffinerien, Fabrikanten und Zuckersieder, in: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte* 38 (1986), S. 353-391.

<sup>19</sup> Zur älteren Geschichte der Moskauer deutschen Vorstadt, der Nemeckaja Sloboda, vgl. Erich Franz Sommer, *Die Anfänge der Moskauer Deutschen Sloboda*, in: *Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung* 5 (1941), S. 421-444; ders., *Die Moskauer deutsche Sloboda im Wandel der jüngsten Forschung*, in: *Die Deutschen in der UdSSR in Geschichte und Gegenwart*, hrsg. v. Ingeborg Fleischhauer u. Hugo H. Jedig, Baden-Baden 1990, S. 29-43; Erik Amburger, *Die weiteren Schicksale der alten Einwohnerschaft der Moskauer Ausländer-Sloboda seit der Zeit Peters I.*, in: Ders., *Fremde* (wie Anm. 5), S. 275-289. Über die Deutschen in Moskau seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts vgl. Amburger, *Haus Wogau* (wie Anm. 5), S. 171 ff., sowie die Aufsätze von Tat'jana Ilarionova und Andreas Keller in diesem Heft. Ein weiterer Aufsatz von Andreas Keller, *Der deutsche Klub in Moskau 1819-1909*, erscheint demnächst in: *Deutsches Leben in St. Petersburg und Moskau vom 18. Jahrhundert bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, hrsg. v. Dittmar Dahlmann. Lüneburg (im Druck).

<sup>20</sup> Ruckman, *Business Elite* (wie Anm. 16), S. 21 ff.; vgl. auch William L. Blackwell, *The Beginnings of Russian Industrialization, 1800-1860*. Princeton 1968, S. 242; John P. McKay, *Pioneers for Profit: Foreign Entrepreneurship and Russian Industrialization, 1885-1913*. Chicago 1970, S. 53. McKay konzentriert sich auf englische, amerikanische, französische und belgische Unternehmen, die in Rußland operierten, ihren Stammsitz jedoch im jeweiligen Mutterland hatten.

Vertreter der deutschen Unternehmer in Moskau ein.<sup>21</sup> Aus nationalen Gründen sei sein Andenken von der russischen Presse angegriffen worden.<sup>22</sup> Doch auf diese Antagonismen zwischen Russen und Deutschen in Moskau werde ich in meinem Beitrag nur am Rande eingehen, in einem kurzen Abschnitt am Ende, der sich mit dem Problem der nationalen Identität befassen wird. Nur insoweit also, als durch die Schilderung der Binnenstruktur der deutschen Unternehmerschaft in Moskau eine gewisse Sonderstellung deutlich werden wird, scheint diese Frage auf. Im Zentrum meines Aufsatzes steht die Rekonstruktion des Lebens dieser sozialen Gruppe, die zugleich eine ethnische Minderheit war.

Moskau, die frühere Hauptstadt des Zarenreiches, galt zumindest bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges als die Verkörperung des alten Rußland. Gogol' beschrieb in seinen berühmten „Petersburger Aufzeichnungen aus dem Jahre 1836“ die Kontraste zwischen der neuen und der alten Kapitale, zwischen Moskau und St. Petersburg. Er charakterisierte die Bewohner Moskaus als verschwenderisch und tiefsinnig, die Stadt als großen Handelshof.<sup>23</sup> In einer deutschen Reisebeschreibung aus den 1870er Jahren lesen wir die folgenden Bemerkungen über die Stadt und ihre Bewohner: „Hier findet man noch einen reichen Kaufmannsstand, der bei seinem Reichtum das einfache Leben und die Sitten seiner Voreltern bewahrt hat. Hier lebt noch jene unbegrenzte Gastfreundschaft, wie sie nur bei den alten Slaven und in den Wüsten Arabiens geherrscht hat.“<sup>24</sup> Dies war ein Klischee, nicht mehr als ein Abziehbild der Wirklichkeit, doch zugleich hielt diese Beschreibung, wie jedes Klischee, ein Stück der Wirklichkeit fest. Adel und aufstrebendes Bürgertum betrachteten sich als die Repräsentanten echten Russentums, was immer das heißen mochte. Sie pflegten den Gegensatz zum eher westlich orientierten St. Petersburg, wo

<sup>21</sup> Gerhart von Schulze-Gävernitz, *Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland*. Leipzig 1899, S. 90 ff. Er nennt Knoop ein „Genie des Kapitalismus“ (ebenda, S. 90). Vgl. zu Knoop auch die Erinnerungen des Moskauer Unternehmers Pavel A. Buryškin, *Moskva kupečeskaja* (Das Moskau der Kaufleute). Neuausgabe der Erstauflage New York 1954, Moskau 1991, S. 81 ff.; B.F. Brandt, *Inostrannye kapitaly: ich vlijanie na ekonomičeskoe razvitie strany* (Ausländisches Kapital: sein Einfluß auf die ökonomische Entwicklung des Landes). Bd. 3, St. Petersburg 1901, S. 44 ff.; B. Ischchanian, *Die ausländischen Elemente in der russischen Volkswirtschaft*. Berlin 1913, S. 178 ff.

<sup>22</sup> Schulze-Gävernitz, *Studien* (wie Anm. 21), S. 91.

<sup>23</sup> Nikolaj Gogol, *Petersburger Aufzeichnungen aus dem Jahre 1836*, in: *Gesammelte Werke in fünf Bänden*. Stuttgart 1981–1983, hier Bd. 4, S. 108 f.; russ.: *Peterburgskie zapiski 1836 goda*, in: *Sobranie sočinenij* (Gesammelte Werke). Bd. 6, Moskau 1959, S. 109–122.

<sup>24</sup> H. von Lankenau, L. von der Oelsnitz, *Das heutige Rußland. Bilder und Schilderungen aus allen Theilen des europäischen Zarenreichs*. Leipzig 1876, S. 144.

es akkurat wie bei den Deutschen zuring und elegant, um Gogol' noch einmal zu Wort kommen zu lassen.<sup>25</sup>

In den letzten drei Jahrzehnten vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges machte auch Moskau einen raschen Wandel durch. Die Stadt erlebte einen kapitalistischen Boom, der auch und gerade ihr architektonisches Bild prägte.<sup>26</sup> Moskau verlor seine Provinzialität. Der Reisende, der um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert aus Deutschland nach Moskau kam, konnte gewiß sein, dort zahlreiche Landsleute zu treffen: Unternehmer, Wissenschaftler, Lehrer, Pfarrer, Handwerker, Dienstboten und Kinder mädchen.<sup>27</sup> Er konnte in den Hotels Dresden, Alpenrose, Savoy, Berlin oder Billo absteigen, in denen viele Deutsche verkehrten. In den Restaurants der Hotels Alpenrose, Berlin und Billo gab es Nürnberger Bratwürste zu essen und Pils zu trinken, überwiegend deutsch gekocht wurde auch in den Restaurants Wälde, Braus und Beck. Die Konditorei Einem besaß in der Stadt vier Geschäfte mit angeschlossenen Cafés. In den Buchhandlungen A. Lang und M. Wolff wurden deutsche Bücher, Zeitungen und Zeitschriften verkauft, in der Perovskaja Linija existierte sogar eine deutsche Buchhandlung mit angeschlossener Leihbücherei. Als Tageszeitung erschien seit 1870/71 die Moskauer Deutsche Zeitung.<sup>28</sup> „Deutsche und deutschsprechende Ärzte sind in Moskau zahlreich vorhanden“,

<sup>25</sup> Gogol, Petersburger Aufzeichnungen (wie Anm. 23), S. 107 f. u. 109.

<sup>26</sup> Karl Schlögel, Moskau lesen. Berlin 1984, S. 32; West, Progressists (wie Anm. 16), S. 72 ff.; Joseph Bradley, Moscow. From Big Village to Metropolis, in: The City in Late Imperial Russia, hrsg. v. Michael F. Hamm. Bloomington 1986, S. 9-41.

<sup>27</sup> Nach der Volkszählung von 1897 lebten in Moskau 17717 Deutsche beiderlei Geschlechts. Davon waren rund 11 000 russische Staatsbürger, die übrigen Ausländer. Sie machten zwar nur 1,7% der gesamten Stadtbevölkerung aus, waren aber noch vor den Polen, Ukrainern, Juden und Tataren die größte ethnische Minderheit in Moskau. Die Nationalitäten des Russischen Reiches in der Volkszählung von 1897, hrsg. v. Henning Bauer, Andreas Kappeler u. Brigitte Roth. Bd. B, Stuttgart 1991, S. 400 f. u. 481. Erwerbstätig waren 10 403 Personen. Die überwiegende Mehrheit war im verarbeitenden Gewerbe, in Banken und Handel, in den freien Berufen und im Dienstleistungssektor tätig. Rund 1 800 waren Dienstboten, etwa 1 000 Rentiers, 70 arbeiteten in der Verwaltung, 338 gehörten dem Militär an und 18 waren Geistliche. Ebenda, S. 455. Dem Stand nach gehörte von den 11 404 russischen Untertanen deutscher Nationalität die überwiegende Mehrheit dem der Kleinbürger (Meščane) (5 906) und der Bauern (1 039) an. Zum Adel (erblich und persönlich) gehörten 1 860, zum Stand der Ehrenbürger 1 164 und zu dem der Kaufleute 997; 48 gehörten zum christlichen Klerus. Ebenda, S. 481. Die Mehrheit der deutschen Bevölkerung war protestantisch, rund 14 000, nur etwa 3 000 waren katholisch.

<sup>28</sup> Die Zeitung erschien von 1870/71 bis 1914 und hatte im Jahre 1914 eine Auflage von 5 000 Exemplaren. Vgl. Sperlings Zeitschriften-Adreßbuch. Hand- und Jahrbuch der deutschen Presse. 48. Ausg., Stuttgart 1914, S. 414. Georg Spies bezeichnet das Blatt in seinen Lebenserinnerungen als „recht kümmerlich“. Georg Spies, Erinnerungen eines Auslandsdeutschen. Beilageband II-IV zur Spieß'schen Familienzeitung, Marburg 1926-1928, S. 23.

schrieb der Reiseführer und fuhr fort, daß in allen Apotheken deutsch gesprochen werde.<sup>29</sup> Es gab ein Evangelisches Hospital und die Privatklinik von Dr. Schiemann.<sup>30</sup> Als evangelischer Christ konnte der Besucher aus Deutschland deutschsprachigen Gottesdienst in der Petri-Pauli-Kirche (Neue Kirche) auf dem Kosmo-Damjanskij Pereulok, in der ältesten lutherischen Kirche, der Michaeliskirche (Alte Kirche) von 1576 auf der Voznesenskaja, oder der Reformierten Kirche,<sup>31</sup> als katholischer Gläubiger die Messe in der St. Peter und Paul- oder der St. Ludwigskirche besuchen.<sup>32</sup> Wenn er länger blieb, konnte er seine Kinder auch in deutsche Schulen schicken.<sup>33</sup> Für die abendliche Geselligkeit bot sich die Liedertafel oder der Männergesangsverein an, eventuell auch ein Besuch im Theater Korsch, in dem auch deutsche Stücke gespielt wurden und deutsche Kompagnien auftraten.<sup>34</sup> Der seit 1879 bestehende Verein deutscher Reichsangehöriger zur Unterstützung hilfsbedürftiger Landsleute hatte seinen Sitz im vereinseigenen Friedrich-Wilhelm und Viktoria-Stift auf der Novaja Božedomka, wo er im Sommer Wohltätigkeitsfeste veranstaltete.<sup>35</sup> Damit war Moskau nun beileibe keine deutsche Stadt, aber daß es eine aktive deutschsprachige Minderheit gab, war doch überall zu spüren.

Bei den vier evangelischen und reformierten Kirchengemeinden, zu denen auch Letten, Esten, Finnen und Schweden gehörten, bestanden

<sup>29</sup> Karl Baedeker, Rußland. Handbuch für Reisende. 4. Aufl., Leipzig 1897, S. 260 f.

<sup>30</sup> Karl Baedeker, Rußland nebst Teheran, Port Arthur, Peking. 7. Aufl., Leipzig 1912, S. 258-262.

<sup>31</sup> 1907 wurde für die im westlichen Teil der Stadt wohnenden Evangelischen die St. Johanniskirche gegründet.

<sup>32</sup> Baedeker, Rußland 1897 (wie Anm. 29), S. 262.

<sup>33</sup> Zu den deutschen Kirchen und Schulen in Moskau vgl. Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der Ev.-Luth. Gemeinden in Rußland, St. Petersburg, hrsg. v. E.H. Busch. Leipzig 1862, S. 211-219; Ergänzungen der Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der Ev.-Luth. Gemeinden in Rußland, hrsg. v. E.H. Busch. Bd. 1, St. Petersburg/Leipzig 1867, S. 266-276; Die Evangelisch-Lutherischen Gemeinden in Rußland. Eine historisch-statistische Darstellung, hrsg. vom Zentral-Komitee der Unterstützungskasse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland. Bd. 1, II, St. Petersburg 1909, S. 1-17; vgl. auch die Schrift des ehemaligen Direktors der Petri-Pauli-Schule: Hermann Pack, Die deutschen Schulen in Moskau, in: Aus deutscher Bildungsarbeit im Auslande. Erlebnisse und Erfahrungen in Selbstzeugnissen aus aller Welt, hrsg. v. Franz Schmidt u. Otto Boelitz. Langensalza 1927, S. 303-329; s. auch Erik Amburger, Geschichte des Protestantismus in Rußland. Stuttgart 1961, S. 156 ff.; Wilhelm Kahle, Aufsätze zur Entwicklung der evangelischen Gemeinden in Rußland. Leiden/Köln 1962. Über Kirchen und Schulen in St. Petersburg s. Erik Amburger, Die deutschen Schulen in Rußland mit besonderer Berücksichtigung St. Petersburgs, in: Deutscher Einfluß auf Bildung und Wissenschaft im östlichen Europa, hrsg. v. F.B. Kaiser u. B. Stasiewski. Köln/Wien 1984, S. 1-26; sowie jetzt auch Ralph Tuchtenhagen, Bildung als Auftrag und Aufgabe. Deutsche Schulen in St. Petersburg 1704-1934, in diesem Heft, S. 63-87.

<sup>34</sup> Baedeker, Rußland 1912 (wie Anm. 30), S. 262.

<sup>35</sup> Baedeker, Rußland 1897 (wie Anm. 29), S. 261.

1913 ein Jungen- und ein Mädchen- sowie ein koedukatives Reformgymnasium, zwei Realschulen für Jungen und fünf Volksschulen, von denen zwei für die ärmere deutsche Bevölkerung der Stadt bzw. für Waisenkinder bestimmt waren. Daneben gab es zahlreiche karitative Einrichtungen.<sup>36</sup>

Zu den ältesten und renommiertesten Schulen gehörten die Petri-Pauli- und die Michaelisschule. Die erstere entstand wohl bald nach der Gründung der Gemeinde im Jahre 1628 und bestand ununterbrochen seit 1670.<sup>37</sup> Letztere existierte vermutlich schon im 16. Jahrhundert, doch ist das Schulreglement erst seit der Zeit Peters I. nachweisbar.<sup>38</sup> Schließlich gab es noch die seit den 1870er Jahren bei der Reformierten Kirche bestehende Fiedlersche Realschule. Eine große Zahl der Kinder aus den Unternehmerfamilien besuchte diese kirchlichen Schulen oder von Deutschen geleitete Privatgymnasien.<sup>39</sup> An den deutschen Gymnasien wurde überwiegend nach dem Muster des damaligen preußischen Bildungssystems unterrichtet. Vor allem die Mädchengymnasien, von denen es nur wenige russische gab, waren auch beim russischen Bildungs- und Wirtschaftsbürgertum so populär, daß sehr viele Russinnen und Jüdinnen die Schulen besuchten.<sup>40</sup> Nur wenige deutsche Unternehmer, wie etwa die Rupertis, schickten ihre Kinder auf russische Schulen. Andreas Ruperti besuchte das durchaus renommierte Privatgymnasium Polivanov, in dem auch zwei Söhne und ein Enkel Lev Tolstojs Schüler waren, seine Schwester gleichfalls ein russisches Privatgymnasium für Mädchen.<sup>41</sup>

Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts jene deutschen Unternehmer nach Moskau kamen, die bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges das Bild der

<sup>36</sup> Pack, Schulen (wie Anm. 33), S. 305 ff. Vgl. auch unten, S. 158 f.

<sup>37</sup> Die Evangelisch-Lutherischen Gemeinden (wie Anm. 33), S. 7.

<sup>38</sup> Ebenda, S. 4.

<sup>39</sup> Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 22. Er besuchte zunächst die Reformierte Schule, später das Kreimannsche Privatgymnasium.

<sup>40</sup> Jahresbericht der St. Petri-Pauli-Gemeinde für das Jahr 1907, Moskau 1908, S. 38. Bundesarchiv Koblenz (BA), R 57, Nr. 1122-16. Von 413 Schülerinnen im Jahre 1907 waren 91 Orthodoxe und 25 Jüdinnen, 269 lutherisch und 24 reformiert. Das Jungengymnasium wurde weit weniger besucht. Dort gab es nur 229 Schüler, von denen 60 russisch-orthodox waren. Daneben existierte noch die Realschule, die von 344 Schülern frequentiert wurde. Dieser Schulzweig fehlte bei den Mädchen, so daß die Zahl der Gymnasiastinnen höher lag als bei den Jungen. Vgl. auch Hermann Pack, Die St. Petri-Pauli-Knabenschule zu Moskau im 19. Jahrhundert. Eine Skizze ihres Entwicklungsgangs. Moskau 1901 (Beigabe zu dem Bericht über die Petri-Pauli-Kirchenschulen für das Jahr 1900).

<sup>41</sup> Andreas Ruperti, Erlebtes in Rußland (unveröffentlichtes Typoskript, Privatbesitz), S. 44 ff. Zu den staatlichen und privaten Gymnasien in Moskau vgl. Istorija Moskvj. Bd. 5, Moskau 1955, S. 372 ff.

deutschen Unternehmerschaft entscheidend prägen sollten, existierten Kirchen und Schulen bereits seit den Zeiten der deutschen Vorstadt Moskaus, der Nemeckaja Sloboda.<sup>42</sup> Die Familien der Knoops und der Spies', der Stuckens und der von Wogaus, der Marcs und der Bansas fanden schon bei ihrer Ankunft in der fremdartig anmutenden russischen Stadt ein Sozialleben vor, in das sie sich integrierten und das sie und ihre Nachkommen veränderten und ausbauten.

Ein nicht geringer Teil der deutschen Unternehmer, die sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Moskau niederließen, stammte aus der Kaufmanns- oder der Unternehmerschaft. Ludwig Knoop, neben Schliemann wohl der bekannteste deutsche Unternehmer in Rußland, kam aus einer mäßig erfolgreichen Bremer Kaufmannsfamilie.<sup>43</sup> Wie Knoop hatten die meisten den Beruf eines Kaufmanns erlernt, nur wenige kamen aus Handwerker- oder Kleinunternehmerfamilien. Wohl fast alle kannten, wie es Kocka auch für die Unternehmer in Deutschland in der Frühindustrialisierung festgestellt hat, die Unsicherheit, Marktbedingtheit und Veränderbarkeit der Verhältnisse.<sup>44</sup> Die Väter von Knoop und Peltzer hatten Bankrott gemacht, die Väter von Ruperti und Spies waren früh verstorben. „Koopmanns Good is as Ebb und Floot“ lautete ein Wahlspruch Ludwig Knoops, und im Hause der Peltzers hieß es: „Man

<sup>42</sup> Vgl. oben, S. 140 f.

<sup>43</sup> Adele Wolde, Ludwig Knoop. Erinnerungsbilder aus seinem Leben. Gesammelt und für seine Nachkommen niedergeschrieben von seiner Tochter. Bremen o.J. [1928], S. 7 ff. Über Knoop gab es in Rußland den Spruch: „Keine Kirche ohne Pop', keine Fabrik ohne Knoop“ („gde cerkov', tam i pop, a gde fabrika, tam Knop“).

<sup>44</sup> Jürgen Kocka, Familie, Unternehmer und Kapitalismus. An Beispielen aus der frühen deutschen Industrialisierung, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 24 (1979), S. 99-135, hier S. 103; ders., Unternehmer in der deutschen Industrialisierung. Göttingen 1975; Bielefelder Unternehmer des 18. bis 20. Jahrhunderts, hrsg. v. Jürgen Kocka u. Reinhard Vogelsang, 2. Aufl., Münster 1992 (Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsbiographien. 14.); vgl. auch Heiko Haumann, Unternehmer in der Industrialisierung Rußlands und Deutschlands. Zum Problem des Zusammenhangs von Herkunft und politischer Orientierung, in: Scripta Mercaturae 20 (1986), H. 1/2, S. 143-161; Werner Conze, Konstitutionelle Monarchie — Industrialisierung. Deutsche Führungsschichten um 1900, in: Ders., Gesellschaft — Staat — Nation. Gesammelte Aufsätze, hrsg. v. Ulrich Engelhardt, Reinhart Koselleck u. Wolfgang Schieder. Stuttgart 1992, S. 288-311, hier S. 302-305; Franz J. Bauer, Bürgerwege und Bürgerwelten. Familienbiographische Untersuchungen zum deutschen Bürgertum im 19. Jahrhundert. Göttingen 1991, sowie die in Anm. 11 genannte Literatur. Als exemplarische Familiengeschichte der Bassermanns vgl. Lothar Gall, Bürgertum in Deutschland. Berlin 1989; Stadt und Bürgertum im 19. Jahrhundert, hrsg. v. Lothar Gall. München 1990; Vom alten zum neuen Bürgertum. Die mitteleuropäische Stadt im Umbruch, 1780-1820, hrsg. v. Lothar Gall. München 1991. Über Unternehmer in Großbritannien vgl. jetzt Hartmut Berghoff, Englische Unternehmer 1870-1914. Eine Kollektivbiographie führender Wirtschaftsbürger in Birmingham, Bristol und Manchester. Göttingen 1991.

muß dafür sorgen, daß so etwas nicht noch einmal vorkommt“, und meinte den finanziellen Ruin der kleinen Firma nach dem Zusammenbruch des Napoleonischen Frankreich.<sup>45</sup> So kam es nicht von ungefähr, daß viele von ihnen in sehr jungen Jahren nach Moskau gingen. Johann Ludwig Knoop war gerade 19, Alfred Ruperti kaum 17, Maximilian von Wogau 20 und Napoleon Peltzer, aus der Eifel stammend, gleichfalls 19 Jahre alt.<sup>46</sup>

Jugend war nicht unbedingt eine notwendige Voraussetzung für den späteren Erfolg. Einige, wie Robert Spies und Wilhelm Stucken, hatten die 30 bereits überschritten oder standen kurz davor, als sie ihr Geschäft nach Moskau verlegten. Alle jedoch stammten aus Kaufmannsfamilien, das Geschäft war ihnen vertraut, ebenso wie der „Geist“ der kapitalistischen Wirtschaft. Erwerbssinn und Sparsamkeit, Nüchternheit und Orientierung an der Zukunft standen bei ihren wirtschaftlichen und privaten Erwägungen im Zentrum. Fast alle schufen Familienunternehmen. Die Familie war ihr Orientierungspunkt und stellte eine Form von Kollektividentität dar. Da die Familie auch den eigenen Tod überdauerte, so ließ sich an ihr und damit an den Interessen späterer Generationen eine langfristige Zeitperspektive gewinnen. Das Überleben des Unternehmens zu sichern, es an die nächste Generation weiterzugeben, gleichsam die Zukunft zu gewinnen, waren wichtige Motivationen für die Reinvestitionen des Gewinns.<sup>47</sup> Wer den ersten Schritt in Moskau geschafft hatte, holte den Bruder oder die Brüder, eventuell auch die Schwestern, sofern sie noch nicht verheiratet waren, nach. So war es im Falle der von Wogaus und der Rupertis, der Marcs, der Peltzers und der Stuckens.<sup>48</sup> Nach und nach fand sich die ganze Familie oder zumindest ein größerer Teil von ihr am Ort des neuen Erfolges ein. Des öfteren trat auch der Fall ein, daß Familienmitglieder eigene Geschäfte in verschiedenen Ländern besaßen und dort in leitenden Stellungen tätig waren. Ludwig Knoops jüngerer Bruder Julius arbeitete z.B. in Manchester, Robert Spies' älterer Bruder Albert führte ein Unternehmen in New York.<sup>49</sup>

Nicht wenige verdankten ihren sozialen Aufstieg und ihren späteren Erfolg zumindest zum Teil der Einheirat in eine bereits etablierte Familie. So heiratete Ludwig Knoop drei Jahre nach seiner Ankunft in Moskau

<sup>45</sup> Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 64; Isabella Nadolny, *Vergangen wie ein Rauch. Geschichte einer Familie*. Bergisch-Gladbach 1993, S. 49 (1. Aufl., München 1964).

<sup>46</sup> Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 10 f.; Amburger, *Haus Wogau* (wie Anm. 5), S. 174; Ruperti, *Erlebtes* (wie Anm. 41), S. 1; Nadolny, *Vergangen* (wie Anm. 45), S. 22.

<sup>47</sup> Kocka, *Familie* (wie Anm. 44), S. 102.

<sup>48</sup> Amburger, *Haus Wogau* (wie Anm. 5), S. 175 ff.; Ruperti, *Erlebtes* (wie Anm. 41), S. 1; Nadolny, *Vergangen* (wie Anm. 45), S. 25 ff.

<sup>49</sup> Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 38; Spies, *Erinnerungen* (wie Anm. 28), S. 30 f.

Luise Mathilde Hoyer, die Tochter des deutschbaltischen Kaufmanns J.C. Hoyer.<sup>50</sup> Maximilian von Wogau schloß 1839 die Ehe mit der Tochter von Franz Rabeneck, in dessen Firma er eingetreten war. Ein Jahr später machte er sich selbständig.<sup>51</sup> Robert Stucken heiratete 1848 Julie Kupffer, die Tochter des deutschbaltischen Kaufmanns Ludwig Kupffer, der seit 1825 in Moskau ansässig war.<sup>52</sup> Alfred Ruperti ehelichte Fanny Marc, eine Tochter Moritz Marcs, der Teilhaber des Handelshauses von Wogau war.<sup>53</sup>

Die deutsche Unternehmerschaft Moskaus lebte von Beginn an in zwei Welten, einer deutschen und einer russischen. In beide war sie auf unterschiedliche Weise eingebunden. Auch wer Untertan eines deutschen Staates oder später des Deutschen Reiches blieb und nicht russischer Staatsbürger wurde, übernahm Verhaltens- und Lebensweisen der russischen Umwelt. Doch drängt sich der Eindruck auf, daß sie lange Zeit eher die äußere Form des Lebens betrafen, aber nicht dessen Inhalt bildeten. Bereits nach kurzer Zeit wurde die russische Form der Anrede mit Vor- und Vatersnamen und die Benutzung von Diminutiven und Kosenamen für die Kinder in den meisten Familien allgemein üblich.<sup>54</sup> In den stärker assimilierten, mehr zum Adel tendierenden Familien, so der von Schlippe, die in der Nähe von Moskau eine chemische Fabrik besaßen, erhielten in der dritten Generation die Kinder auch russische Vornamen.<sup>55</sup>

Ebenso übernahmen die deutschen Unternehmerfamilien bestimmte russische Sitten und Gebräuche sowie religiöse und sonstige Feste. So stand bei vielen, wie generell in russischen Häusern, in der Ostepcke des Eß- und Wohnraumes ein Heiligenbild, eine Ikone. Am Neujahrstag erschien der orthodoxe Priester, der das Haus segnete und danach bewirtet wurde. In der Butterwoche, der Zeit vor dem sechswöchigen Fasten vor dem Osterfest, wurden die üblichen Speisen bereitet, ebenso nahmen viele am russischen Osterfest teil.<sup>56</sup> Ein Teil der deutschen Unternehmer, vor allem jene, die nicht die russische Staatsbürgerschaft annahmen, hielten an

<sup>50</sup> Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 16; Verzeichnis der 1843 bei der Evangelisch-Lutherischen St. Petri-Pauli-Gemeinde Getrauten, S. 8. BA, R 57, Nr. 1122-16.

<sup>51</sup> Amburger, Haus Wogau (wie Anm. 5), S. 175.

<sup>52</sup> Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 8 ff.

<sup>53</sup> Ruperti, Erlebtes (wie Anm. 41), S. 3.

<sup>54</sup> In fast allen Memoiren und Autobiographien, die zum Teil 30 bis 50 Jahre nach der Emigration 1917/18 geschrieben wurden, werden die Geschwister und Verwandten zumeist nur in der russifizierten Koseform genannt.

<sup>55</sup> Von Ahnen und Enkeln. Jahrbuch der Nachkommen des Karl v. Schlippe, hrsg. v. Benno von Schlippe (Manuskript). Nr. 1, Jelgava (Mitau) 1935, S. 6. Der in Riga, Lettland, lebende Zweig der Familie behielt hingegen deutsche Vornamen bei.

<sup>56</sup> Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 23 f.; Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 29. Dort schildert er einen gemeinsamen Besuch der mitternächtlichen Ostermesse im Kreml mit seiner Schwester Adele und deren späteren Ehemann Hugo von Wogau.

der althergebrachten Lebensart fest. So schildert Alfred Ruperti, daß sein Großvater Moritz Marc sich in Moskau „eine typische deutsche Villa“ erbauen ließ, für die er nicht nur den Architekten, sondern auch die Bauarbeiter aus Deutschland kommen ließ. Mitten in Moskau, so Ruperti, stand dieses Haus mit Erkern und Butzenscheiben und mit einem dunklen Eßzimmer in Eiche. Sogar der Geruch des Hauses sei deutsch gewesen.<sup>57</sup>

Vom späten Frühling bis zum frühen Herbst übersiedelten fast alle Familien auf ihre Güter oder in angemietete Sommerhäuser in der Nähe Moskaus.<sup>58</sup> Nur der Familienvater, den die Geschäfte in der Stadt festhielten, kam häufig nur an den Wochenenden, manchmal jedoch, als die Verkehrsverbindungen besser wurden, an jedem Nachmittag hinaus zum Sommersitz der Familie.<sup>59</sup> Neben der engeren Familie, Eltern und Kindern, fanden hier auch, wie in den russischen Familien, die Großfamilien, Großeltern, Onkel und Tanten, Cousins und Cousinen, öfters auch weitläufige Verwandte oder gute Freunde für kürzere oder längere Zeit zusammen.<sup>60</sup> Einige der reichsten Familien bildeten kleine Kolonien auf dem Lande. So lagen in der Nähe des Gutes „Archangel'skoe“, das Moritz Marc gehörte, auch die Datschen seiner Kinder Hugo, Walter und Ida sowie ein größerer Besitz der Familie Rüchardt, die mit den Marcs und von Wogaus verwandt war. Später kam noch der etwas abseits gelegene Besitz der Rupertis, Lipovka, hinzu, den Moritz Marc seiner Tochter Fanny, der Ehefrau von Alfred Ruperti, schenkte.<sup>61</sup> Auch Ludwig Knoops Sommersitz lag neben dem seiner Schwiegereltern auf dem Gut Pokrovsk.<sup>62</sup> Auf die Gestaltung und den Bau dieser Sommerresidenzen der Familien wurde zum Teil erheblich mehr Wert gelegt als auf die während des Winters bewohnten Stadthäuser. So gab Alfred Ruperti für den Bau und Umbau seiner Sommervilla Millionen aus, während er im Winter im Hause der gleichfalls deutschen Unternehmerfamilie Schlippe nur eine wenn auch äußerst komfortable und große Wohnung zur Miete bewohnte.<sup>63</sup>

<sup>57</sup> Ruperti, Erlebtes (wie Anm. 41), S. 3.

<sup>58</sup> Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 11 ff. u. 27 ff.; Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 18 u. 127; Ruperti, Erlebtes (wie Anm. 41), S. 4 ff.; Walter Marc, Lebenserinnerungen (unveröffentlichtes Typoskript, Privatbesitz), S. 5 u. 59; Nadolny, Vergangenes (wie Anm. 45), S. 54 f.

<sup>59</sup> Ruperti, Erlebtes (wie Anm. 41), S. 7.

<sup>60</sup> Nadolny, Vergangenes (wie Anm. 45), S. 54 ff.; Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 18.

<sup>61</sup> Ruperti, Erlebtes (wie Anm. 41), S. 4 u. 7.

<sup>62</sup> Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 27.

<sup>63</sup> Ruperti, Erlebtes (wie Anm. 41), S. 7 ff. u. 33; Marc, Lebenserinnerungen (wie Anm. 58), S. 59.

Für die Mehrheit der Moskauer deutschen Unternehmerfamilien bildete die Familie die feste soziale Bezugsgröße, die grundlegende soziale Einheit. Mehrere Generationen und Familienzweige blieben zumeist über Jahrzehnte hinweg einander eng verbunden. Die Familie war nicht nur eine soziale, sondern auch eine wirtschaftliche Einheit. Denn bei fast allen Unternehmen handelte es sich um Familienunternehmen, die auf den Zusammenhalt und die Solidarität untereinander in hohem Maße angewiesen waren. Russische Unternehmer und Unternehmen waren Handels- und Geschäftspartner, Kompagnons und Konkurrenten, des öfteren auch persönliche Freunde, aber nur in seltenen Fällen wurden sie Mitinhaber, und in noch geringerem Ausmaß wurden mit ihnen verwandtschaftliche Beziehungen angeknüpft — im Unterschied etwa zu deutschen Gelehrten und Wissenschaftlern, deren Nachkommen weit häufiger Ehen mit Einheimischen schlossen.<sup>64</sup>

Eines der extremsten, aber deshalb auch besten Beispiele ist die Familie von Wogau, deren russischer Zweig durch Maximilian von Wogau begründet wurde, der 1827 nach Moskau kam und sich 1840 selbständig machte.<sup>65</sup> Sein jüngerer Bruder Karl wurde später Teilhaber des Geschäftes. 1873 traten die Schwiegersöhne der beiden, Konrad Bansa und Moritz Marc, in die Geschäftsleitung ein, 1879 die Söhne von Maximilian, Otto und Hugo.<sup>66</sup> Bereits seit 1865 unterhielt die Firma einen Sitz in London, den Erwin Albert Schumacher, ein Schwager Karl Wogaus, leitete.<sup>67</sup> 1896 wurden Rudolf Hermann, ein Enkel des Gründers, und Georg Rüchardt, ein Schwiegersohn Karl Wogaus, 1900 dann Hugo Marc, der Sohn von Moritz, zugleich Schwiegersohn von Hugo von Wogau, Teilhaber des Familienunternehmens.<sup>68</sup> Die alleinige Geschäftsbefugnis verblieb während des Bestehens der Firma in den Händen der Kompagnons.<sup>69</sup> Daneben verfügten etwa 30 Verwandte, die Erben der Teilhaber und frühere Mitar-

<sup>64</sup> Erik Amburger, Die Astronomenfamilie Struve, in: Ders., Fremde (wie Anm. 5), S. 217-234.

<sup>65</sup> Amburger, Haus Wogau (wie Anm. 5), S. 174 f.; Istorija monopolii Vogau (torgovogo Doma „Vogau i Ko.“) (Geschichte des Monopols Wogau <des Handelshauses „Wogau & Co.“>), hrsg. v. I.F. Gindin u. K.N. Tarnovskij, in: Dokumenty po istorii monopolističeskogo kapitalizma v Rossii (Dokumente zur Geschichte des monopolistischen Kapitalismus in Rußland). Moskau 1959, S. 641-737 (Materialy po istorii SSSR <Materialien zur Geschichte der UdSSR>. VI.). Die von Wogaus begannen ihren geschäftlichen Aufstieg mit dem Teehandel, bildeten jedoch bald ein Wirtschaftsimperium, das im Bankwesen, in der Bau-, Chemie-, Metall- und Textilindustrie engagiert war, ebenso wie im Zuckergeschäft.

<sup>66</sup> Amburger, Haus Wogau (wie Anm. 5), S. 179.

<sup>67</sup> Ebenda, S. 181.

<sup>68</sup> Ebenda, S. 182.

<sup>69</sup> Istorija monopolii (wie Anm. 65), S. 662 u. 699 f.

beiter der Firma über Einlagen. Sie besaßen jedoch keinerlei Stimmrecht bei geschäftlichen Entscheidungen, erhielten aber für ihre Kapitaleinlagen Zinsen, die ihnen unabhängig von Umsatz und Gewinn des Unternehmens gutgeschrieben wurden.<sup>70</sup> Trotz zahlreicher Beteiligungen an russischen Unternehmen verblieb die Kontrolle über das Stammhaus, das 1914 über ein Stammkapital von rund 50 Millionen Rubel verfügte, ausschließlich in den Händen der Teilhaber.<sup>71</sup>

Von der Gründung des Unternehmens im Jahre 1840 bis 1917 waren die Kompagnons des Hauses durch verwandtschaftliche und eheliche Beziehungen miteinander verbunden und Heiraten zwischen Cousinen und Cousins ersten und zweiten Grades nicht selten. Betrachten wir das Heiratsverhalten etwas näher. Die Familien Wogau, Marc, Ruperti, Bansa, Hermann und Schumacher waren in ein Netz von Verschwägerungen eingebunden. Bereits der Firmengründer, Maximilian von Wogau war durch familiäre Bande mit den Marcs verbunden, da seine Schwester mit Philipp Marc verheiratet war. Moritz Marc war zugleich Neffe und Schwager Karl von Wogaus. Die Tochter von Fanny Marc, Ida, war mit Karl von Wogau verheiratet, deren Tochter Sophie heiratete dann Moritz Marc.<sup>72</sup> Gleichzeitig bestanden unter anderem familiäre Bindungen mit den Familien Spies und Schlippe.<sup>73</sup> Ein Gewebe verwandtschaftlicher Beziehungen verband die Familien der Kompagnons untereinander und erstreckte sich zugleich auf weitere führende Familien der deutschen Unternehmer in Moskau.

Nicht alle hielten es mit dem Heiratsverhalten so wie der Familienverband der von Wogau, die es im wesentlichen auf fünf oder sechs Familien, aus denen die Ehepartner stammten, beschränkten. Für sie und die meisten anderen Familien, die Unternehmen führten, galt, daß männliche Ehepartner in das Geschäft eintraten, weibliche Ehepartner Prestige und Einfluß mehrten. Die Unternehmen waren und blieben Familienunternehmen im vollen Sinne des Wortes. Es scheint bezeichnend, daß auch die russischen Unternehmen in Moskau bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges fast nur in dieser Form bestanden. Selbst wenn sie in Aktiengesellschaften umgewandelt wurden, so blieben die Anteile fast ausschließlich in der Hand der Familie.<sup>74</sup> Im Interesse der Unternehmen erfolgte zumeist auch die Wahl des Ehepartners aus dem ohnehin nicht sehr großen Kreis

<sup>70</sup> Ebenda, S. 699.

<sup>71</sup> Vgl. ebenda, S. 700. Zu den Beteiligungen des Handelshauses Wogau & Co. vgl. ebenda, S. 677 ff. u. 701 ff.

<sup>72</sup> Amburger, Haus Wogau (wie Anm. 5), S. 173, 181 u. 192.

<sup>73</sup> Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 29; Schlippe, Ahnen (wie Anm. 55), S. 6.

<sup>74</sup> West, Progressists (wie Anm. 16), S. 76 f.; Buryškin, Moskva (wie Anm. 21), S. 79 f.

möglicher Partner und Partnerinnen. Das bürgerliche Familienideal der Intimisierung, der Privatheit und der Emotionalisierung entwickelte sich bei den deutschen Unternehmern in Moskau ausgesprochen langsam.<sup>75</sup> Im Vordergrund standen ökonomische Interessen, Gefühle mußten dahinter zurückstehen.

Etwas anders gestaltete sich das Heiratsverhalten in der auch mit den von Wogaus verschwägerten Familie von Schlippe, Chemieunternehmer in Moskau, von der es auch einen in Lettland ansässigen Zweig gab. Bald nach ihrer Nobilitierung 1839 orientierte sich die Familie mehr und mehr an adligen Lebensformen. Sie lebte auf ihren Gütern und übernahm auch Ämter in den Adelskorporationen.<sup>76</sup> Ehen wurden mit dem deutschbaltischen Adel, der in der Ukraine ansässigen adligen Familien von Falz-Fein, aber ebenso, vor allem seit der dritten Generation, mit russischen Familien aus Adel und Bildungsbürgertum geschlossen.<sup>77</sup> Hier fächerte sich das Heiratsverhalten breiter auf. Das Netz war grobmaschiger und weiter geworfen als im Falle der von Wogaus. Standesinteressen standen bei den Eheschließungen wohl noch im Vordergrund, aber sie richteten sich nicht auf den Erhalt eines unternehmerischen Imperiums, das durch Heiraten abgesichert werden sollte.

Es waren wohl in den meisten Familien im wesentlichen materielle Interessen und machtstrategische Überlegungen, die zur Eheschließung führten. Darin unterschieden sich die deutschen Unternehmer Moskaus weder von ihren russischen Standesgenossen noch von denen im Deutschen Reich oder in der Schweiz. Die führenden Familien einer Stadt waren untereinander durch Heiratsverbindungen verschwägert. Dies galt für Moskau ebenso wie für Bielefeld oder Basel.<sup>78</sup> Herkunfts- und Heiratsmilieu waren eng verbunden, Endogamie weit verbreitet. Das Heiratsverhalten grenzte sie von anderen Schichten ab. Solche Eheverbindungen

<sup>75</sup> Andrea Löther, Familie und Unternehmer. Dargestellt am Beispiel der Wuppertaler Textilunternehmer während der Frühindustrialisierung bis 1870, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 36 (1991), S. 217-244.

<sup>76</sup> Schlippe, Ahnen (wie Anm. 55), S. 4 ff. Mehrere Schlippes bekleideten das Amt eines Kreisadelsmarschalls. Vgl. A.W. Fechner, Chronik der Evangelischen Gemeinden in Moskau. Zum dreihundertjährigen Jubiläum der Evangelisch-Lutherischen St. Michaelis-Gemeinde. Bd. 2, Moskau 1876, S. 545; BA, R 57, Nr. 1122-16.

<sup>77</sup> Schlippe, Ahnen (wie Anm. 55), S. 6 ff.

<sup>78</sup> Hildermeier, Bürgertum (wie Anm. 15), S. 564 f.; Owen, Capitalism (wie Anm. 16), S. 222 ff. (Stammtafeln der Moskauer Unternehmer); Ruckman, Business Elite (wie Anm. 16), S. 212 (Stammtafeln); Bielefelder Unternehmer (wie Anm. 44), S. 3; Philipp Sarasin, Stadt der Bürger. Struktureller Wandel und bürgerliche Lebenswelt; Basel 1870-1900. Basel/Frankfurt a.M. 1990, S. 273 ff.; Schumann, Bayerns Unternehmer (wie Anm. 11), S. 95 ff. Über das Heiratsverhalten englischer Unternehmer vgl. Berghoff, Englische Unternehmer (wie Anm. 44), S. 129 ff.

waren sowohl ökonomisch als auch sozial funktional. Sie dienten anfangs der Akkumulation von Kapital und der Bildung konzernähnlicher Großunternehmen. Später vereinfachten sie die Information und Kommunikation, verbesserten dadurch die eigene Geschäftstätigkeit, die Formulierung gemeinsamer Interessen und leisteten einen wichtigen Beitrag zur Klassenbildung.<sup>79</sup>

Diesen Gesichtspunkten ist jedoch hinzuzufügen, daß die Zahl der potentiellen Kandidaten bzw. Kandidatinnen für eine eheliche Verbindung recht begrenzt war. Für die Nachkommen der deutschen Unternehmer in Moskau reduzierte sich das Bewerberfeld noch dadurch, daß die Ehe mit einem orthodoxen Christen, also einem Russen oder einer Russin, nach den herrschenden Gesetzen zwar nicht die Aufgabe der eigenen Religion bedeutete, aber doch, daß alle Kinder aus solchen Ehen Mitglieder der orthodoxen Kirche wurden und ein späterer Übertritt zu einer anderen Religion nach den gesetzlichen Bestimmungen bis zu den Toleranzgesetzen von 1905/06 nicht möglich war.<sup>80</sup>

Die unterschiedlichen ethnischen und sozialen Gruppen verbanden sich nur selten miteinander. Von der russischen Unternehmerschaft trennte sie im wesentlichen die Religion, von den anderen Schichten, auch der deutschen Intelligencija, eine soziale Kluft. Unter den deutschen Unternehmern in Moskau wurden gerade nicht, wie dies Sarasin für Basel gezeigt hat, „alle unterschiedlichen, bourgeoisen wie bildungsbürgerlichen Elemente der großbürgerlichen Klasse, bzw. seines ‚patrizischen‘ Kerns miteinander verwoben“.<sup>81</sup>

Bereits das Heiratsverhalten deutet an, daß die patriarchalisch strukturierte Familie in den Reihen der Moskauer deutschen Unternehmer vorherrschend war. Zumeist blieb die Großfamilie und „die Ökonomik des ganzen Hauses“ auf eine spezifische Art und Weise erhalten.<sup>82</sup> Kocka

<sup>79</sup> Kocka, Familie (wie Anm. 44), S. 113 ff.

<sup>80</sup> Amburger, Protestantismus (wie Anm. 33), S. 98 u. 107 ff.; vgl. auch Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 28.

<sup>81</sup> Sarasin, Stadt der Bürger (wie Anm. 78), S. 279.

<sup>82</sup> Heidi Rosenbaum, Die Bedeutung historischer Forschung für die Erkenntnis der Gegenwart — dargestellt am Beispiel der Familiensoziologie, in: Historische Familienforschung, hrsg. v. Michael Mitterauer u. Reinhard Sieder, Frankfurt a.M. 1982, S. 40-63; Karin Hausen, Familie und Familiengeschichte, in: Sozialgeschichte in Deutschland (wie Anm. 8), Bd. 2, Göttingen 1986, S. 64-89, hier S. 66 ff.; Otto Brunner, Das „ganze Haus“ und die alteuropäische „Ökonomik“, in: Ders., Wege (wie Anm. 15), S. 103-127; Weber, Wirtschaft und Gesellschaft (wie Anm. 10), S. 225 ff.; s. auch Kocka, Familie (wie Anm. 44), S. 133; Wieland Sachse, Familienunternehmen in Wirtschaft und Gesellschaft bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Ein historischer Überblick, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 36 (1991), S. 9-25, vor allem S. 16 f.

beschrieb die Unternehmerfamilie als ein „Phänomen des Übergangs zwischen ‚ganzem Haus‘ und moderner ‚bürgerlicher Familie‘“. <sup>83</sup> Dieser Übergang läßt sich in den deutschen Unternehmerfamilien Moskaus, wie andernorts auch, geradezu räumlich darstellen. Geschäfts- und Lebenswelt trennte lediglich der Korridor der Wohnung oder des Hauses. An dieser Einheit der beruflichen und der familiären Lebenswelt hielten die deutschen Unternehmer in Moskau sehr lange fest. <sup>84</sup> Erst in den 1890er Jahren, als in der Innenstadt Bürogebäude errichtet wurden, fand eine endgültige Trennung der Lebensbereiche statt. <sup>85</sup>

Zwar waren Frauen und Kinder nunmehr aus dem Geschäfts- und Erwerbsleben ausgeschlossen, aber dennoch weiterhin räumlich eng damit verbunden. Der den Kindern eigentlich verbotene Bereich des Geschäftes wurde zu ihrem Spielplatz. <sup>86</sup> Er blieb ein vertrauter Bereich, mit dem sie aufwuchsen und den sie sich gleichsam eroberten. Waren die Mädchen erwachsen geworden, verschloß sich den verheirateten Frauen jener Bereich, und sie mußten sich in den ihnen zugewiesenen Räumen einrichten. Die Trennung der Geschlechterrollen unterlag etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts einem allmählichen Wandel, der jedoch an den Grundfesten der Geschlechtertrennung nicht rüttelte. <sup>87</sup> Eine absolute Ausnahme blieb das von Fanny Ruperti nach der Jahrhundertwende erkämpfte eigene Sommerhaus, in dem ihr Ehemann „nur als Gast geduldet“ wurde. <sup>88</sup>

Im Unterschied zu dem Konzept der bürgerlichen Familie, in der Dienstboten, also auch Ammen und Kindermädchen, aus der familiären Lebenssphäre ausgeschlossen sein sollten, bestand die ältere Form der ungetrennten Lebenswelt weiter, so wie es auch in den russischen Familien der Fall war. Die Kinder lebten vor allem in der Obhut der Kindermädchen, Gouvernanten und Hauslehrer, die als ein Teil der Familie

<sup>83</sup> Kocka, Familie (wie Anm. 44), S. 133. Zur bürgerlichen Familie in Deutschland vgl. Ute Frevert, Bürgerliche Familie und Geschlechterrollen: Modell und Wirklichkeit, in: Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. Historische Einblicke, Fragen, Perspektiven, hrsg. v. Lutz Niethammer. Frankfurt a.M. 1990, S. 90-98, vor allem S. 96; s. auch Werner Conze, Der Strukturwandel der Familie im industriellen Modernisierungsprozeß. Historische Begründung einer aktuellen Frage, in: Ders., Gesellschaft (wie Anm. 44), S. 268-287; Hausen, Familie (wie Anm. 82), S. 64-89; Reinhard Sieder, Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt a.M. 1987. Zur Familie in Rußland vgl. The Family in Imperial Russia. New Lines of Historical Research, hrsg. v. David L. Ransel. Urbana/Chicago, Ill. 1978.

<sup>84</sup> Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 18 f.; Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 16.

<sup>85</sup> Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 13.

<sup>86</sup> Ebenda, S. 16 ff.

<sup>87</sup> Vgl. unten, S. 153 f.

<sup>88</sup> Ruperti, Erlebtes (wie Anm. 41), S. 14.

betrachtet wurden.<sup>89</sup> Die Kinder gehörten sowohl zur Sphäre der Dienstboten, wie es zuvor beim Adel der Fall gewesen war, als auch, der bürgerlichen Lebensweise entsprechend, indem Familie sich auf Eltern und Kinder reduzierte, zur elterlichen Sphäre. Die Bindung der Kinder an die Eltern und der Eltern an ihre Kinder war durchaus eng, zugleich jedoch verbrachten sie einen großen Teil ihres Lebens in der Obhut von Personal, das eigens für diesen Zweck eingestellt worden war.<sup>90</sup> Durch die Führung zweier Haushalte, einer während der Sommer- und einer während der Wintermonate, verdoppelte sich die Großfamilie geradezu. Das gesamte Personal, einschließlich der Gouvernanten und der Hauslehrer, zog im Sommer mit hinaus aufs Land. Dort gab es zusätzliche Dienstboten, die gleichfalls zum Haus gehörten. Auch die Großelterngeneration verblieb in unmittelbarer Nähe und lebte, meist nur wenige Meter entfernt, im Nachbarhaus. In einer im wesentlichen von traditionellen Werten bestimmten Gesellschaftsschicht überlebten auch die alten Formen des Familienlebens fast ungebrochen.

Aufgebrochen wurde der enge familiäre Zusammenhalt vor allem dadurch, daß zahlreiche Unternehmer, die deutsche Staatsbürger waren, ihren männlichen Nachwuchs in Internate nach Deutschland schickten oder er dort die Schule besuchte und während dieser Zeit bei Familien in Pension lebte.<sup>91</sup> Doch trotz solch langer Abwesenheit von Zuhause blieben die Familienbindungen bestehen. In den Ferien reisten die Kinder nach Hause oder verbrachten sie mit der Familie in einem deutschen oder anderen Ferienort.<sup>92</sup> Diese Auslandsreisen wurden häufig zu Familientreffen genutzt, bei denen sich die verschiedenen Zweige einer Familie zusammenfanden. Wie denn überhaupt Reisen ins Ausland, vor allem nach Deutschland oder in andere europäische Länder, entweder zu Familienbesuchen, zur Kur oder als Ferienreisen bereits in den 1850er Jahren durchaus üblich waren.<sup>93</sup> Später, um die Jahrhundertwende, als die Eisenbahnverbindungen reibungslos funktionierten, wurden sie fast zur Gewohnheit.

---

<sup>89</sup> Vgl. ebenda, S. 3; Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 19 ff.; Nadolny, Vergangen (wie Anm. 45), S. 65 ff.

<sup>90</sup> Die Kinderzahl der Unternehmerfamilien lag bei etwa vier bis sechs Kindern. Eher eine Ausnahme war wohl die Familie Robert Spies mit elf Kindern, von denen zwei früh verstarben. Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 14.

<sup>91</sup> Vgl. Marc, Lebenserinnerungen (wie Anm. 58), S. 2 ff.; Nadolny, Vergangen (wie Anm. 45), S. 72; Ruperti, Erlebtes (wie Anm. 41), S. 3.

<sup>92</sup> Marc, Lebenserinnerungen (wie Anm. 58), S. 3 ff.; Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 30 ff.; Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 25 ff.; Nadolny, Vergangen (wie Anm. 45), S. 89 u. 106.

<sup>93</sup> Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 31 ff.; Nadolny, Vergangen (wie Anm. 45), S. 195.

In vielen Fällen waren familiäre Zusammenkünfte im Ausland, sei es in Deutschland oder in den baltischen Provinzen, in denen zahlreiche Verwandte wohnten, gewollt oder ungewollt der Ort, an dem die ersten Bande für spätere Ehen geknüpft wurden.<sup>94</sup> Cousinen und Cousins ersten oder zweiten Grades oder weitläufigere Verwandte trafen sich bei solchen Anlässen. Heiraten im engeren Familienkreis verstärkten die familiären Beziehungen und wurden daher nicht ungern gesehen.

Der Frau oblag in der Familie der deutschen Unternehmer in Moskau die Erziehung der Kinder, soweit dies nicht von den Dienstboten übernommen wurde, und die Schaffung einer privaten Sphäre, aus der die Außenwelt, gekennzeichnet von Beruf, Konkurrenz und Politik, ausgeschlossen werden sollte. Die Frau blieb im wesentlichen ans Haus gebunden. Es war ihre Aufgabe, den Haushalt zu führen, das Personal zu beaufsichtigen und für die häusliche Ruhe des Ernährers zu sorgen. Sie war die treusorgende Ehegattin und Mutter, der ruhende Pol der Familie, die sich durch Güte und Liebe dem Gatten und den Kindern gegenüber auszeichnete. Die Rollenklischees der gütigen Mutter und des gestrengen Vaters begegnen uns in allen Memoiren und Autobiographien aus den Reihen der Moskauer deutschen Unternehmer fast gänzlich unreflektiert.<sup>95</sup>

Darüber hinaus hatte sich die Frau des Hauses dem musisch-literarischen Bereich zu widmen, während der Familienvater seinem Beruf nachging.<sup>96</sup> Für die Pflege der schönen Künste, die Ausgestaltung des häuslichen Lebens durch einen gehobenen Lebensstil, in dem Musik, Malerei und Literatur den in einer bürgerlichen Familie geforderten Anteil hatten, sorgte die Ehefrau. Sie spielte ein Instrument, zumeist Klavier, organisierte Musikfeste, vielleicht auch literarische Abende.<sup>97</sup> Sie las den älteren Kindern aus neuen Büchern, oft in der Originalsprache, vor und sorgte

<sup>94</sup> Nadolny, *Vergangen* (wie Anm. 45), S. 195; *Marc, Lebenserinnerungen* (wie Anm. 58), S. 5.

<sup>95</sup> Am deutlichsten bei Spies, *Erinnerungen* (wie Anm. 28), S. 10 ff.; vgl. auch Wolde, *Knoop* (wie Anm. 43), S. 20 f.

<sup>96</sup> Als Mäzen und Sammler von Kunst, wie etwa die Moskauer Unternehmer Tret'jakov, Savva und Sergej Morozov, Ščukin, Mamontov oder die Rjabušinskijs, ist keiner der deutschen Unternehmer Moskaus hervorgetreten. Zum Mäzenatentum der Moskauer Unternehmer vgl. Schlögel, *Moskau* (wie Anm. 26), S. 36 ff.; s. auch John O. Norman, *Pavel Tretiakov and Merchant Art Patronage, 1850–1900*, in: *Between Tsar and People. Educated Society and the Quest for Public Identity in Late Imperial Russia*, hrsg. v. Edith W. Clowes, Samuel D. Kassow u. James L. West. Princeton, Mass. 1991, S. 93–107; John E. Bolt, *The Moscow Art Market*, in: *Ebenda*, S. 108–128.

<sup>97</sup> Wolde, *Knoop* (wie Anm. 43), S. 27.

dafür, daß bestimmte Kulturtechniken, wie etwa Tanzen und Handarbeit, vermittelt wurden.<sup>98</sup>

Den Männern der ersten und zweiten Generation blieb der musisch-literarische Raum weitgehend verschlossen. Das Kartenspiel war der am häufigsten gepflegte Zeitvertreib.<sup>99</sup> Im Hause Knoop verkehrte für einige Zeit ein Maler der Düsseldorfer Kunstakademie, der das Ehepaar porträtierte.<sup>100</sup> Das Leben der deutschen Kolonie in Moskau sei „reich an Arbeit, reichlich materiell und arm an geistigen Anregungen gewesen“, stellte Georg Spies resignativ fest und konstatierte, daß „ein nennenswertes, künstlerisches Verständnis“ der ausländischen Kolonie in Moskau nicht nachgerühmt werden könne.<sup>101</sup> Dementsprechend war, um ein Beispiel herauszugreifen, das Programm des Deutschen Theaters in Moskau. Aufgeführt wurden hauptsächlich Lustspiele wie etwa „Die zärtlichen Verwandten“, „Durchlaucht haben geruht“ und „Charley’s Tante“, Possen wie „Das Milchmädchen von Schöneberg“ sowie Operetten.<sup>102</sup> Dies galt ohne größere Ausnahmen bis in die Zeit unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg. Theater und Kunst dienten der Unterhaltung und Zerstreung, nicht der Bildung oder der Auseinandersetzung mit sozialen Problemen. Wer dies suchte, der fand es in der russischen Literatur, Musik, Theater und Ballett.<sup>103</sup> Der Beruf stand bei den deutschen Unternehmern der Stadt im Vordergrund. Die Unterhaltung war fast generell so einfach wie das Leben, das sie führten.<sup>104</sup>

Zunehmend erlangten Bildung und Erziehung, denen für die Jungen stets ein hoher Stellenwert zukam, auch für die Mädchen aus deutschen Unternehmerfamilien Geltung. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zeichnete sich ein langsamer Wandlungsprozeß ab. Während bis in die 1850er Jahre hinein die Töchter aus höheren Häusern nur im Hause unterrichtet wurden, gingen rund 30 Jahre später die meisten bereits auf private Gymnasien.<sup>105</sup> Kurz vor dem Ersten Weltkrieg besuchten einige Töchter der

<sup>98</sup> Ebenda, S. 18 f. Handarbeit gehörte augenscheinlich erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts dazu, denn Spies, *Erinnerungen* (wie Anm. 28), S. 14, berichtet, daß seine Mutter bei ihrer Eheschließung 1848 nicht nähen konnte.

<sup>99</sup> Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 18 u. 21.

<sup>100</sup> Ebenda, S. 18.

<sup>101</sup> Spies, *Erinnerungen* (wie Anm. 28), S. 27 u. 29.

<sup>102</sup> Spielpläne des Theaters in den Akten des ehemaligen Deutschen Auslandsinstituts. BA, R 57, Nrn. 1122-10 u. 1122-11.

<sup>103</sup> Spies, *Erinnerungen* (wie Anm. 28), S. 129 ff.

<sup>104</sup> Ebenda, S. 17. Diese Einfachheit erstreckte sich, wie Spies anmerkt, sogar auf das Essen.

<sup>105</sup> Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 23; Spies, *Erinnerungen* (wie Anm. 28), S. 13; Rupert, *Erlebtes* (wie Anm. 41), S. 46.

deutschen Unternehmer die Moskauer Universitätskurse für Frauen, an denen z.B. Marie Ruperti Medizin studierte.<sup>106</sup>

Der Freundeskreis, vor allem der Männer, überschritt häufig den engen Rahmen der deutschen und der übrigen nichtrussischen Mitbürger. So war Walter Marc mit einem der Rjabušinskijs eng befreundet, den er als „Stockrussen“ charakterisierte, mit dem er jedoch viel zusammen gewesen sei, da sie „dieselben Liebhabereien“ gehabt hätten.<sup>107</sup> Ähnliches galt für Alfred Ruperti, der dem russischen General Konstantin Mamontov freundschaftlich verbunden war.<sup>108</sup> Auch seine Frau Fanny unterhielt enge freundschaftliche Beziehungen zu einer Russin, unter deren Einfluß, wie ihr Sohn schreibt, sie ihr Deutschtum „weitgehend abgestreift“ hatte. Generell bemerkt er, daß die Familie „wenig Beziehungen zu der deutschen Kolonie in Moskau“ hatte.<sup>109</sup> Schulfreundschaften der Kinder mit gleich- oder höhergestellten Russen waren wohl an der Tagesordnung. Andreas Ruperti war einem Sohn von Grigorij A. Krestovnikov freundschaftlich verbunden, Georg Spies dem späteren russischen Außenminister Sergej Sazonov.<sup>110</sup> Die engen Grenzen der deutschen Unternehmerkolonie in Moskau waren um die Jahrhundertwende, zumindest was die Sphäre der Freundschaften, einer nicht unwichtigen Sozialisationsinstanz, anbetrißt, überschritten.

Bereits Ludwig Knoop unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu sehr vielen seiner russischen Geschäftspartner. In einem Brief an seinen Bruder Julius schilderte er die Festlichkeiten anlässlich seines 25jährigen Firmenjubiläums in Moskau und sprach von der „Liebe und Freundschaft der Russen“ zu ihm. Eine besonders enge Verbindung bestand augenscheinlich zu Savelij Chludov, Freund, Trinkkumpan und Geschäftspartner.<sup>111</sup>

<sup>106</sup> Ruperti, Erlebtes (wie Anm. 41), S. 46. Zu den höheren Frauenkursen in Moskau vgl. Istorija Moskvy (wie Anm. 41), S. 460.

<sup>107</sup> Marc, Lebenserinnerungen (wie Anm. 58), S. 17. Zu der altgläubigen Unternehmerfamilie der Rjabušinskijs, einer der bedeutendsten im Zarenreich, vgl. Karl Schlögel, Jenseits des Großen Oktober. Das Laboratorium der Moderne. Petersburg 1909–1921. Berlin 1988, S. 237–271; West, Progressists (wie Anm. 16), S. 57 ff.; ders., The Rjabušinskij Circle: Russian Industrialists in Search of a Bourgeoisie, 1909–1914, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N.F. 32 (1984), S. 358–377; ders., The Riabušinsky Circle: Burzhuazii and Obschestvennost' in Late Imperial Russia, in: Between Tsar and People (wie Anm. 96), S. 41–56.

<sup>108</sup> Ruperti, Erlebtes (wie Anm. 41), S. 31 f.

<sup>109</sup> Ebenda, S. 1 u. 3.

<sup>110</sup> Ebenda, S. 37; Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 22.

<sup>111</sup> Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 43; Buryškin, Moskva (wie Anm. 21), S. 160; Rieber, Merchants (wie Anm. 16), S. 162 f.

Der wichtigste Ort des sozialen Kontaktes der Unternehmer, außerhalb der geschäftlichen Sphäre, war der Klub. Das Klubleben vereinte Deutsche und Russen sowie die Angehörigen anderer Nationalitäten. Von 1819 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges existierte in Moskau der Deutsche Klub, der zunächst nur Deutschen und anderen Ausländern offenstand, dann jedoch, ab 1830, auch den Russen, die schließlich nach 1871 auch Vollmitglieder werden konnten.<sup>112</sup> Seine Mitglieder rekrutierten sich vor allem aus der Handwerkerschaft, kleineren Selbständigen und einigen Bildungsbürgern.<sup>113</sup> Die deutschen Unternehmer in Moskau gehörten ihm nicht an, so daß er hier außer Betracht bleiben kann.

Von weit größerer Bedeutung für die Unternehmerschaft der Stadt und damit auch für deren deutschen Teil waren die beiden bedeutendsten bürgerlichen Klubs Moskaus: der Englische und der Kaufmannsklub.<sup>114</sup> Der als „sehr vornehm“ geltende Englische Klub besaß ein Haus auf Moskaus Hauptstraße, der Tverskaja.<sup>115</sup> Wer dort Mitglied war, gehörte zur Oberschicht. Etwas weniger vornehm, aber für das Gesellschaftsleben der Unternehmer Moskaus von großer Bedeutung, war der Kaufmannsklub (*kupečeskij klub*), dessen Gebäude in derselben Straße wie der Adelsklub, in der Bol'saja Dmitrovka, lag. War schon die soziale Distanz zum Adel nicht zu überwinden, an dem sich die Unternehmer in ihren Lebensformen orientierten, so sollte offensichtlich zumindest die räumliche Trennung so gering wie möglich sein. Das Klubleben war die Domäne der Männer. Hier trafen sie sich zum Essen und zum Spielen, zum Lesen und zum Abschluß von Geschäften. Nur bei den sozialen Ereignissen, den Bällen und Gesellschaften, waren auch Frauen erwünscht.

Daneben gab es eine Reihe von vornehmen Sport-, insbesondere Reitvereinen, in denen die deutschen Unternehmer Mitglieder waren, so etwa im „Verein der Liebhaber des Reitsports“, den Alfred Ruperti mitbegründete.<sup>116</sup> Reitturniere und Pferderennen waren gesellschaftliche Ereignisse, an denen die ganze Familie teilnahm.<sup>117</sup>

<sup>112</sup> Keller, Klub (wie Anm. 19), S. 6.

<sup>113</sup> Ebenda, S. 9.

<sup>114</sup> Daneben gab es noch den Adelsklub in der Bol'saja Dmitrovka, der jedoch nur dem Adel und von Mitgliedern eingeführten Gästen offenstand. Zu den geselligen und gesellschaftlichen Vereinen und Vereinigungen vgl. Joseph E. Bradley, *Voluntary Associations, Civic Culture, and Obschestvennost' in Moscow*, in: *Between Tsar and People* (wie Anm. 96), S. 131-148.

<sup>115</sup> Baedeker, *Rußland 1897* (wie Anm. 29), S. 261.

<sup>116</sup> Ruperti, *Erlebtes* (wie Anm. 41), S. 18.

<sup>117</sup> Ebenda, S. 19 ff. Im deutschen Turnverein, auf der Sadovaja gelegen, über dessen Eingang vier „F“ für „Frisch, Fromm, Fröhlich, Frei“ prangten, gab es, wie im Deutschen Klub, kaum Mitglieder aus Unternehmerkreisen. Ebenda, S. 43.

Neben dem Klubleben bildeten der Reitsport in jeder Form — darunter vor allem Fuchsjagden —, Bälle und Theaterbesuche den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens.<sup>118</sup> Bei einigen deutschen Familien stand lange Zeit fast ausschließlich der Umgang miteinander im Zentrum der Geselligkeit. So berichteten Walter Marc und Georg Spies, daß im wesentlichen fast nur mit verwandten Familien Kontakte gepflegt wurden.<sup>119</sup> Auch Marcs eigene soziale Beziehungen beschränkten sich nach der Schul- und Berufsausbildung in Deutschland zunächst auf Verwandte wie die Rüchardts und die Familien des Bruders und der Schwester, die jedoch im Unterschied zur Eltern- und Großelterngeneration bereits „offene Häuser“ führten und zahlreiche russische Freunde hatten.<sup>120</sup>

Der geschäftliche Erfolg der deutschen Unternehmer in Moskau gründete auf ihren sprichwörtlichen deutschen Tugenden. Sie galten als ehrlich, fleißig, verlässlich, spar- und arbeitsam. Die Wirtschaftsgesinnung und den Unternehmergeist eines Ludwig Knoop und damit wohl auch der Mehrheit der deutschen Unternehmer in Moskau charakterisiert vielleicht am besten eine Sentenz seiner Frau, die über ihn angeblich zu sagen pflegte: „Vater denkt und träumt nur Baumwolle.“<sup>121</sup> Knoop schloß augenscheinlich in den ersten Jahrzehnten seiner beruflichen Karriere keinerlei schriftliche Verträge mit seinen russischen Partnern, denen die mündliche Zusage genügte.<sup>122</sup> Es war dies ein Geschäftsgebaren, das im Russischen Reich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts auch zwischen den Russen durchaus üblich war.<sup>123</sup> Nur galten die deutschen Unternehmer als besonders zuverlässig und als im Übermaß korrekt — eine Zuschreibung von Werten und Tugenden, die auch durch einige negative Beispiele nicht ins Wanken geriet. Die Wertschätzung, die die deutschen Unternehmer Moskaus bei ihren russischen Mitbürgern genossen, zeigte sich auch in deren häufiger Wahl in die Organe der Kaufmannschaft, wie etwa das Moskauer Börsenkomitee. Ludwig Knoop und Maximilian von Wogau nahmen von 1858 bis 1861 die Funktion eines der Ältermänner (*staršina*) des Moskauer Börsenkomitees ein, dem die einflußreichsten und bedeutendsten Kauf-

<sup>118</sup> Marc, *Lebenserinnerungen* (wie Anm. 58), S. 13 ff.; Ruperti, *Erlebtes* (wie Anm. 41), S. 27.

<sup>119</sup> Marc, *Lebenserinnerungen* (wie Anm. 58), S. 17 u. 73; Spies, *Erinnerungen* (wie Anm. 28), S. 27 f. u. 125 ff.

<sup>120</sup> Marc, *Lebenserinnerungen* (wie Anm. 58), S. 17 u. 73.

<sup>121</sup> Friedrich Prüser, Ludwig Knoop, in: *Niedersächsische Lebensbilder*. Bd. 1, Hildesheim/Leipzig 1939, S. 242-255, hier S. 252.

<sup>122</sup> Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 40.

<sup>123</sup> Ebenda.

leute der Stadt angehörten.<sup>124</sup> Noch bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges waren mehrere Teilhaber des Handelshauses von Wogau gewählte Mitglieder des Komitees und der Kaufmannsgesellschaft.<sup>125</sup> Neben anderen waren K.K. Bansa, Franz Brandenburg, Karl von Schlippe, Alexander von Thal und Hugo von Wogau Mitglieder der Moskauer Abteilung des Manufakturrates bzw. nach 1872 der Moskauer Abteilung des Rates für Handel und Manufaktur.<sup>126</sup> Das Gremium wurde 1828 vom Finanzministerium als eher beratende Institution in St. Petersburg und Moskau geschaffen, doch verfolgten insbesondere die Moskauer zunehmend eine eigenständige Politik. Die Mitglieder kooptierte man in hohem Maße nach eigenem Ermessen. Seit den 1880er Jahren zeigte sich nicht nur ein Rückgang der deutschen, sondern auch der übrigen aus dem Ausland stammenden Unternehmer. Die Zahl der erfolgreichen russischen Unternehmer stieg in dieser Zeit immer weiter an, die der „fremdstämmigen“ blieb im wesentlichen gleich, so daß diese nun seltener kooptiert wurden.

Zahlreiche deutsche Unternehmer wurden zudem zu Konsuln und Vizekonsuln bestellt. Robert Spies wurde nach der Gründung des Deutschen Reiches der erste deutsche Konsul in Moskau.<sup>127</sup> Moritz Marc war Ende der 1890er Jahre deutscher Vizekonsul und der Mitteilhaber der Firma von Wogau, Konrad K. Bansa Konsul der Niederlande, der im Comptoir des Unternehmens die mit diesem Ehrenamt verbundenen Angelegenheiten abwickelte. Maximilian von Wogau war seit 1845 dänischer Vizekonsul, Otto von Wogau Konsul Dänemarks.<sup>128</sup> Die Reihe ließe sich beliebig fortsetzen.<sup>129</sup> Solche Positionen mehrten Ruhm und Prestige, festigten Ruf und Ansehen und ermöglichten zugleich bessere geschäftliche Verbindungen.

Wegen ihrer Verdienste um den Aufbau und die Entwicklung der russischen Industrie wurden viele der deutschen Unternehmer Moskaus nobilitiert. Karl Schlippe wurde 1839 geadelt, Ludwig Knoop erhielt 1877 anlässlich seines 25jährigen Firmenjubiläums den Titel eines Barons.<sup>130</sup> In

<sup>124</sup> Neue Deutsche Biographie. Bd. 12, Berlin 1980, S. 213; Amburger, Haus Wogau (wie Anm. 5), S. 176; Owen, Capitalism (wie Anm. 16), S. 8.

<sup>125</sup> Istorija monopolii (wie Anm. 65), S. 703.

<sup>126</sup> Ich danke Joachim von Puttkamer, Freiburg, für diese Mitteilungen.

<sup>127</sup> Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 23.

<sup>128</sup> Baedeker, Rußland 1897 (wie Anm. 29), S. 260; Amburger, Haus Wogau (wie Anm. 5), S. 176 u. 178.

<sup>129</sup> Amburger, Haus Wogau (wie Anm. 5), S. 173 f.; ders., Ausländische Konsuln in Rußland bis zum ersten Weltkrieg. Mit besonderer Berücksichtigung der preußischen Konsuln, in: Ders., Fremde (wie Anm. 5), S. 242-257; ders., Die Konsulate der Freien Stadt Frankfurt, Kurhessens, Hessen-Darmstadts und Nassaus im Russischen Reich, in: Ebenda, S. 258-268.

<sup>130</sup> Schlippe, Ahnen (wie Anm. 55), S. 3; Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 44.

dem bereits zitierten Brief an seinen Bruder Julius beschrieb er die Szene. „Dann nach einer Pause wurde T. Morosow herausgerufen, kam mit einer Depesche zurück, vom Finanzminister, der ihm mitteilte, daß um 12 Uhr der Kaiser mich zum erblichen Baron ernannt hätte. Der Jubel wollte nicht enden, meine Gefühle kann Dir die Feder nicht wiedergeben, aber ich bin überzeugt, wir sind einig und Du fühlst gleich mir.“<sup>131</sup> Die Erhebung in den Adelsstand erhöhte Prestige und Renommee der deutschen Unternehmer. Sie zeugte vom wirtschaftlichen und persönlichen Erfolg und war dessen höchste Bestätigung. Sie änderte jedoch die Lebensformen der Familie nicht. Ebenso wie Ludwig Knoop, der 1861 wieder in seine Heimatstadt Bremen zurückkehrte und eine Zeitlang noch von dort aus tätig war, wurden auch seine Söhne Unternehmer und führten die Geschäfte in Moskau weiter.<sup>132</sup> Sie seien, so schreibt Buryškin in seinen Erinnerungen, „sehr angenehme und sehr kultivierte Menschen“ gewesen, doch hätten sie im industriellen Leben der Stadt keine bedeutende Rolle mehr gespielt.<sup>133</sup> In jedem Falle rekrutierte sich der unternehmerische Nachwuchs fast ausschließlich aus den männlichen Nachkommen der eigenen Familie. Sie durchliefen nach der Schule eine Ausbildung in den eigenen Firmen oder in denen der Verwandten und Freunde. Sie wurden mit Empfehlungsschreiben ins Ausland geschickt, wobei die weltweiten Verbindungen der meisten Familien mehr als hilfreich waren. Schließlich traten sie als Teilhaber in das Geschäft ein.<sup>134</sup>

Die entscheidende Prägung erhielten jedoch fast alle deutschen Unternehmer in Moskau durch ihre religiösen Bindungen. Sie gehörten in ihrer absoluten Mehrheit der lutherischen oder der reformierten Kirche an. Sie zahlten nicht nur ihre obligatorischen Beiträge in die Gemeindekasse,<sup>135</sup> sondern sie spendeten zudem reichlich, fast überreichlich, für karitative und mildtätige Zwecke.<sup>136</sup> So war Konrad K. Bansa führend an der Grün-

<sup>131</sup> Wolde, Knoop (wie Anm. 43), S. 44.

<sup>132</sup> Ebenda, S. 46.

<sup>133</sup> Buryškin, Moskva (wie Anm. 21), S. 84.

<sup>134</sup> Exemplarisch geschildert bei Marc, Lebenserinnerungen (wie Anm. 58), S. 33 ff.; vgl. auch Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 62 ff.

<sup>135</sup> Die Rupertis, die Marcs und die von Wogaus, alle Angehörigen der St. Petri-Pauli-Gemeinde, zahlten mit Abstand die höchsten Jahresbeiträge, zwischen 100 und 150 Rubel, ebenso die Bansas und die Hermanns in der Michaelis-Gemeinde. Vgl. Verzeichnis der Gemeindemitglieder und ihrer Beiträge für das Jahr 1915. BA, R 57, Nr. 1122-16; dass. für die Michaelis-Gemeinde für das Jahr 1913. Ebenda, Nr. 1122-12.

<sup>136</sup> So spendeten die beiden Söhne von Ludwig Knoop, Andreas und Theodor, je 15 000 Rubel für den Neubau der Petri-Pauli-Kirche, Moritz Marc 3 000 Rubel, die Familie Prowe, verschwägert mit Ludwig Knoop, Teilhaber bei diesem und bei Stucken und

derung des Evangelischen Hospitals in Moskau im Jahre 1879 beteiligt. Seine Witwe, geb. Emma von Wogau, schenkte zum Gedächtnis an ihren Mann dem Hospital die nicht unbeträchtliche Summe von 150 000 Rubel zum Kauf eines Grundstücks in der Innenstadt und zum Neubau.<sup>137</sup> Stiftungen und Legate für die Kirchen, die von diesen unterhaltenen Schulen und deren Einrichtungen für Waisen, Witwen und Arme gab es in großer Zahl.<sup>138</sup>

Darüber hinaus übernahmen die deutschen Unternehmer auch zahlreiche Funktionen innerhalb der Gemeinden, die sie zum Teil über Jahre hinweg ausübten. Stammten die Kirchenratspräsidenten der St. Petri-Pauli-Gemeinde bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts fast durchweg aus dem deutschbaltischen Adel, so übernahmen etwa seit den 1860er Jahren mehr und mehr die Unternehmer dieses Amt. Bei den Kirchenältesten der Gemeinde sah es in der Phase zwischen 1818 und 1905 ein wenig anders aus. In dieser Funktion finden sich im gesamten Zeitraum Vertreter des deutschbaltischen Adels, der Unternehmer und der freien Berufe. Es dominierten allerdings in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wiederum die Unternehmer. Im Amte des Kirchenvorstehers herrschten im gleichen Zeitraum zunächst die Handwerksmeister vor, dann ging auch diese Funktion vermehrt auf die Unternehmerschaft über.<sup>139</sup>

Ganz vereinzelt finden sich auch, in dem ihrem Geschlecht entsprechenden Aufgabenbereich, einige wenige Frauen. So war Elisabeth von Schlippe in den 1900er Jahren Ehrenkuratorin der Mädchenschule der Petri-Pauli-Gemeinde. Nur in den Vorständen des „Vereins der Fürsorge für obdachlose Frauen evangelischen Bekenntnisses“ und des „Evangelischen Vereins der Fürsorge für junge Mädchen“ stellten, jeweils unter dem Vorsitz des Pfarrers, die Frauen eine absolute Mehrheit.<sup>140</sup> Eine ähnliche Aufgabe erfüllte der seit 1858 bestehende „Evangelische Frauenverein“, der ein Waisenhaus unterhielt und Unterstützungen für bedürftige Frauen leistete.<sup>141</sup> Das „weibliche Liebeswirken auf dem Gebiete der Armenpfle-

---

Spies, 5 500 Rubel und die von Wogaus 5 000 Rubel. Ebenda, Nr. 1122-16. Für den Bau einer Mädchenschule der Michaelis-Gemeinde spendeten die Bansas und die Hermanns je 3 500 Rubel. Ebenda, Nr. 1122-12.

<sup>137</sup> Die Evangelisch-Lutherischen Gemeinden (wie Anm. 33), S. 16.

<sup>138</sup> Verzeichnis der Schenkungen der St. Michaelis-Gemeinde bis zum Jahre 1913. BA, R 57, Nr. 1122-12; dass. für die St. Petri-Pauli-Gemeinde. Ebenda, Nr. 1122-16.

<sup>139</sup> Verzeichnis ebenda, Nr. 1122-15; Fechner, Chronik (wie Anm. 76), S. 530 ff., 542 ff. u. 551 ff.

<sup>140</sup> BA, R 57, Nr. 1123-16; Jahresbericht der St. Petri-Pauli-Gemeinde 1907. Ebenda, Nr. 1122-16.

<sup>141</sup> Die Evangelisch-Lutherischen Gemeinden (wie Anm. 33), S. 14; Fechner, Chronik (wie Anm. 76), S. 630 ff. Ein „Damenkomitee“ bestand auch beim „Moskauer evange-

ge“ und die Sorge um das Wohlergehen vom Wege abgekommener Geschlechtsgenossinnen war ihre Aufgabe.<sup>142</sup> Doch ansonsten blieben auch diese Ehrenämter eine Domäne der Männer. So war Andreas Knoop seit der Jahrhundertwende der Präsident des Gesamtschulrates beider Schulzweige.<sup>143</sup> Er präsierte zugleich dem Kirchenrat der Gemeinde. Sowohl dem Kirchen- als auch dem Schulrat gehörten zu dieser Zeit fast ausschließlich Unternehmer an.<sup>144</sup> Zur Deputiertenversammlung zählten unter anderem Gustav List, Emil Liphart, Alexander von Schlippe und Hugo von Wogau. Auch dort finden sich unter den 24 Mitgliedern nur fünf, ein Architekt, ein Provisor, ein Anwalt und zwei Ingenieure, die nicht Unternehmer waren.<sup>145</sup> Festzuhalten ist ein großes Engagement der Unternehmer in ehrenamtlichen Tätigkeiten für die Gemeinde. Sie waren nicht nur deren passive Mitglieder, sondern übernahmen zugleich mit ihrem sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg auch die ihrer gesellschaftlichen Stellung adäquaten Ehrenämter. Sie waren eingebunden in das Leben der Gemeinden, ihr eigenes Leben war in hohem Maße von ihren religiösen Überzeugungen geprägt.

Ein Letztes bleibt noch zu erörtern, das Problem der nationalen Identität der deutschen Unternehmer in Moskau. Dies ist wohl der Bereich, der sich am stärksten als widersprüchlich, diffus und heterogen erweist. Zunächst ist festzuhalten, daß einige Unternehmer ihre deutsche Staatsbürgerschaft behielten, auch wenn sie schon in der dritten Generation in Rußland ansässig waren. Doch bereits zwischen den relativ eng verschwägerten Familien von Wogau und Marc gab es erhebliche Unterschiede. Während die von Wogaus kurz nach ihrer Einwanderung russische Untertanen wurden, warteten die Marcs, die ungefähr zur gleichen Zeit gekommen waren, damit bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, als es galt, die Firma und deren Vermögen zu retten.<sup>146</sup> Selbst mehrmalige Wechsel der Staatsangehörigkeit kamen vor. So wurde Robert Spies zunächst russischer, dann 1872 wieder preußischer Bürger.<sup>147</sup> Der erst in der zweiten Generation in Moskau lebende Andreas Ruperti bezeichnete seine Familie

---

lischen Verein junger Männer“, bei dem u.a. „eine frohe Geselligkeit auf christlicher Grundlage“ gepflegt wurde. Die Evangelisch-Lutherischen Gemeinden (wie Anm. 33), S. 15 f.

<sup>142</sup> Fechner, Chronik (wie Anm. 76), S. 630.

<sup>143</sup> Jahresbericht der St. Petri-Pauli-Gemeinde (wie Anm. 40), S. 53.

<sup>144</sup> Verzeichnis der Mitglieder des Kirchen- und Schulrats sowie der ständigen Deputierten-Versammlung der Ev.-Luth. St. Petri-Pauli-Gemeinde für das Triennium 1. Januar 1904 – 1. Januar 1907. BA, R 57, Nr. 1122-16.

<sup>145</sup> Ebenda.

<sup>146</sup> Istorija monopolii (wie Anm. 65), S. 661 f.

<sup>147</sup> Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 23 f.

als weitgehend russifiziert.<sup>148</sup> Während er die Einnahme der österreichischen Festung Przemysl durch die russischen Truppen bejubelte, meldete sich sein Onkel Walter, der als deutscher Staatsbürger seinen Militärdienst in Baden absolviert hatte, auf dem deutschen Konsulat in Moskau zum Dienst in der deutschen Armee.<sup>149</sup> Diese Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen.

In beiden Sprachen besaß man eine annähernd gleiche Kompetenz. Die jüngere Generation wuchs mit der russischen Literatur auf, las Gogol', Tolstoj, Dostoevskij und Gor'kij, ging ins russische Theater und bewunderte Stanislavskij.<sup>150</sup> Die russische Malerei war vertrauter als die deutsche oder westeuropäische. Dies alles konstituiert noch keine Identität, aber es macht doch die Probleme der Identitätsfindung deutlich.

Seit 1907 bestand in Moskau ein „Deutscher Verein“, der sich die Förderung des Deutschtums, die „nationale Kulturarbeit“ zur Aufgabe gemacht hatte, aber dennoch in seinem Programm betonte, daß nicht nur Deutsche Mitglieder werden könnten.<sup>151</sup> Eine Erläuterung, was denn unter „Deutschtum“ zu verstehen sei, fand sich dort nicht. In dem 1879 gegründeten „Verein der Angehörigen des Deutschen Reiches zur Unterstützung hilfsbedürftiger Landsleute“, dessen Patrone der deutsche Kaiser und die deutsche Kaiserin waren, ging es allerdings sehr deutsch zu. Dort fanden Festkommerse statt, auf denen Salamander auf den feucht-fröhlichen Verlauf des Abends gerieben wurden, Büsten des deutschen Kaiserpaars auf der Bühne standen, deutsche Lieder gespielt und gesungen und deutsches Bier getrunken wurde. Festredner waren unter anderem der deutsche Botschafter, der über Deutschtum sprach. Man sang „Deutschland, Deutschland über alles“ und führte einen Landsmannschaftsreigen auf. Zum Schluß sagte der Kommerseleiter die Fidelitas an.<sup>152</sup> Und wer es wollte, der konnte am Freitagabend im Hotel Berlin nach guter deutscher Sitte kegeln gehen.<sup>153</sup>

<sup>148</sup> Ruperti, Erlebtes (wie Anm. 41), S. 1 ff.

<sup>149</sup> Ebenda, S. 50; Marc, Lebenserinnerungen (wie Anm. 58), S. 76 f.

<sup>150</sup> Spies, Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 129 f.

<sup>151</sup> Bericht des Vorstandes über das erste Geschäftsjahr des Moskauer Deutschen Vereins 1907. Moskau 1908, S. 3 ff. Vgl. auch Erich Franz Sommer, Die Einigungsbestrebungen der Deutschen im Vorkriegs-Rußland, 1905–1914. Leipzig 1940, S. 24 f. Gründung und Führung des Vereins lagen vor allem in Händen von Deutschbalten. 1908 zählte der Verein rund 1700 Mitglieder, spaltete sich jedoch 1910 und blieb im wesentlichen bedeutungslos.

<sup>152</sup> Vgl. einen Bericht in der St. Petersburger Zeitung vom 4. (17.) November 1912, S. 3, über einen solchen Abend in St. Petersburg. Zum Verein der Reichsdeutschen vgl. Sommer, Einigungsbestrebungen (wie Anm. 151), S. 9, sowie Statut des Vereins der Deutschen Reichsangehörigen in Moskau. Moskau 1885 (angehängt eine russische Übersetzung).

<sup>153</sup> Marc, Lebenserinnerungen (wie Anm. 58), S. 73.

Doch Georg Spies, nach Jahren in Deutschland wieder zur Übernahme der väterlichen Firma nach Moskau zurückgekehrt, beobachtete um die Jahrhundertwende eine Russifizierung der dortigen deutschen Kolonie.<sup>154</sup> Von einer „Russifizierung“ des „Deutschen Klubs“ zu dieser Zeit spricht auch Andreas Keller.<sup>155</sup> Spies sah sie vor allem in den deutschen Schulen, in denen das Deutsche als Unterrichtssprache weitgehend durch das Russische abgelöst wurde, so daß die Jüngeren nur noch in dieser Sprache dachten und empfanden.<sup>156</sup> Doch zugleich verließ er den „Verein deutscher Reichsangehöriger“, weil sich dort ein „taktloser“ Ton der Reserveoffiziere breitmachte.<sup>157</sup> Die deutschen Kaufleute bekleideten immer noch die Ämter, in die sie gewählt wurden, und marschierten im Krönungszug für Zar Nikolaj II. in Moskau.<sup>158</sup>

Der „Deutsche Klub“ spendete auch weiterhin jedes Jahr große Summen für die Schulen der deutschen Gemeinden und die zahlreichen karitativen Einrichtungen. Der Begriff der „Russifizierung“ scheint mir die Sachlage nicht adäquat zu beschreiben. Was sich hier in der zweiten oder dritten Generation abspielte, war ein Vorgang der Assimilierung und der Akkulturation, wie er auch bei anderen Immigranten in zahlreichen Ländern festzustellen ist. Sie hielten an bestimmten überlieferten Lebensinhalten fest, sprachen im Hause noch die Muttersprache, paßten sich jedoch mehr und mehr den Verhältnissen der Umgebung an. Es war wohl erst die Katastrophe des Ersten Weltkrieges, die ihnen den Boden unter den Füßen entzog. Weit stärker als durch ihre ethnische wurden sie durch ihre religiöse Zugehörigkeit geprägt. In den Gemeinden, den Schulen und den karitativen Organisationen engagierten sich fast alle, nicht in Vereinen und Verbänden. Dies war nicht die Welt der Moskauer deutschen Unternehmer. Von der Sphäre der Politik hielten sie sich im wesentlichen fern. Kaum einer von ihnen war nach 1906 Mitglied einer der neu entstehenden politischen Parteien. Und wenn dies der Fall war, so dauerte das Engagement zumeist nur kurze Zeit. Als politisch liberal läßt sich keiner der deutschen Unternehmer Moskaus weder vor noch nach den Ereignissen von 1905/06 charakterisieren. Aber ein bürgerliches Bewußtsein, Vertreter einer bestimmten Klasse zu sein, haben sie, darin kann ich Owen nicht zustimmen, durchaus entwickelt.<sup>159</sup>

<sup>154</sup> Spies, *Erinnerungen* (wie Anm. 28), S. 127 ff.

<sup>155</sup> Vgl. seinen Beitrag in diesem Heft, S. 106 ff.

<sup>156</sup> Spies, *Erinnerungen* (wie Anm. 28), S. 128 f.

<sup>157</sup> Ebenda, S. 129.

<sup>158</sup> Ebenda, S. 145. Von insgesamt 40 Delegierten der Moskauer Kaufmannschaft waren vier Deutsche: Hugo von Wogau, Moritz Marc, Baron Andreas Knoop und Georg Spies. Zwei von ihnen, Marc und Spies, waren deutsche Staatsbürger.

<sup>159</sup> Owen, *Capitalism* (wie Anm. 16), S. 208.

Wie ihre russischen Mitbürger, im doppelten Sinne des Wortes, pflegten die deutschen Unternehmer in Moskau einen durchaus bürgerlichen Lebensstil. Sie ähnelten darin, so läßt sich abschließend resümieren, ihren reichsdeutschen Kollegen, denen sie häufig näherstanden als den russischen. Es war ein internationales Handelsbürgertum, das sich in der Mehrheit auf die Familie und die Familienbeziehungen stützte. Nicht wenige, wie etwa Ludwig Knoop oder Robert Spies, kehrten nach einer erfolgreichen Unternehmerkarriere in die alte Heimat zurück, um dort den Lebensabend zu verbringen, und überließen die Firma den männlichen Erben.



## LITERATURBERICHTE

### Neuere Publikationen zur Geschichte der Rußlanddeutschen

von Dietmar Neutatz

In den letzten Jahren ist in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Geschichte der Rußlanddeutschen ein deutlicher Aufschwung festzustellen. Nach 1945 hatte die universitäre Forschung aus naheliegenden Gründen jahrzehntelang das Feld fast gänzlich der landsmannschaftlich-heimatkundlichen Literatur überlassen. Erst Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre konnte sich eine neue Generation von Historikern und Forschern benachbarter Disziplinen von den Belastungen der Vergangenheit emanzipieren und sich dem Themenbereich mit neuen Fragestellungen und auf der Grundlage neu erschlossenen Quellenmaterials zuwenden.<sup>1</sup>

In den Reihen der Rußlanddeutschen in Deutschland, den USA und Kanada hatten sich schon früher historische Vereine und Gesellschaften konstituiert. Heute ist aber auch die im eigentlichen Sinne wissenschaftlich zu nennende Forschung institutionell in mehrfacher Weise verankert. Verwiesen sei auf die im Jahre 1990 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg geschaffene *Forschungsstelle für Geschichte und Kultur der Deutschen in Rußland* (Gottfried Schramm, Dittmar Dahlmann) sowie das 1991 eingerichtete *Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa* (Detlef Brandes, Dietmar Neutatz) an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, das sich zur Zeit ebenfalls schwerpunktmäßig mit den Rußlanddeutschen beschäftigt und gemeinsam mit der Freiburger Forschungsstelle eine umfassende Bibliographie erstellt, deren erster Band (Zarenzeit) in Kürze erscheinen wird. Mit den Rußlanddeutschen befassen sich auch das *Institut für Deutschland- und Osteuropaforschung* in Göttingen sowie das *Osteuropa-Institut* München. Eine lose Arbeitsgemeinschaft wurde mit der *Interdisziplinären Studiengruppe für die Deutschen aus Rußland und in der Sowjetunion* gebildet.

Auch in Rußland und in der Ukraine ist das Interesse an der Geschichte der Rußlanddeutschen sprunghaft gestiegen. Im Rahmen des *Forschungs-*

---

<sup>1</sup> Für die Entwicklung der Forschung über die Rußlanddeutschen vgl. meinen Forschungsbericht in Bd. 64 (1992) der Jahresbibliographie der Bibliothek für Zeitgeschichte Stuttgart.

zentrums für deutsche Geschichte des Instituts für allgemeine Geschichte an der Akademie der Wissenschaften in Moskau wurde unter der Leitung von Elena Družina 1990 eine *Sektion Geschichte der Deutschen in Rußland und in der UdSSR* eingerichtet. In Dnepropetrovsk befaßt sich neuerdings der Lehrstuhl für germanistische Studien mit den Deutschen in der Ukraine.

Im folgenden soll, geordnet nach den Siedlungsgebieten der Rußlanddeutschen, ein Überblick über wichtige wissenschaftliche Bücher gegeben werden, die in den letzten Jahren erschienen sind. Dieser Literaturbericht kann selbstverständlich keine Vollständigkeit beanspruchen. Wer sich systematisch über die Literatur zu den Rußlanddeutschen orientieren will, sei auf die erwähnte, am Düsseldorfer Institut erstellte Bibliographie<sup>2</sup> und den ebenfalls in Düsseldorf herausgegebenen Informationsdienst<sup>3</sup> verwiesen. Bis zum Erscheinen des zweiten Bandes der neuen Bibliographie (für die Zeit nach 1917) bleiben weiterhin die verdienstvollen Bibliographien von Karl Stumpp<sup>4</sup> und James Long<sup>5</sup> wichtig.

Für die belletristische Literatur der Rußlanddeutschen liegen mit den von Annelore Engel-Braunschmidt in Zusammenarbeit mit Clemens Heithus und Meir Buchsweiler erstellten Bibliographien<sup>6</sup> moderne und zuverlässige Hilfsmittel vor.

Für die Sprachwissenschaft wäre die 1991 veröffentlichte Bibliographie von Nina Berend und Hugo Jedig<sup>7</sup> zu nennen. Das Buch bietet über die

- <sup>2</sup> Bibliographie zur Geschichte und Kultur der Rußlanddeutschen, hrsg. v. Detlef Brandes, Margarete Busch u. Kristina Pavlović. München: Oldenbourg 1994 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte).
- <sup>3</sup> Forschungen zur Geschichte und Kultur der Rußlanddeutschen. Newsletter-Bulleten', hrsg. v. Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. — Erscheint einmal jährlich, zuletzt (1993), Nr. 3. — Der Informationsdienst bringt neben wissenschaftlichen Beiträgen vor allem Archivberichte und eine Übersicht über laufende und kürzlich veröffentlichte Arbeiten.
- <sup>4</sup> Karl Stumpp, Das Schrifttum über das Deutschtum in Rußland. Eine Bibliographie. 5., sehr erw. Aufl., Tübingen: Verlag Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. 1980, 85 S.
- <sup>5</sup> James Long, The German-Russians. A bibliography of Russian materials with introductory essay, annotations and locations of materials in major American and Soviet libraries. Santa Barbara, CA./Oxford, Engl.: Clio Books 1979, 136 S.
- <sup>6</sup> Annelore Engel-Braunschmidt, Clemens Heithus, Bibliographie der sowjetdeutschen Literatur 1960–1985. Ein Verzeichnis der in Buchform erschienenen sowjetdeutschen Publikationen. Köln/Wien: Böhlau 1987, 82 S. (Studien zum Deutschtum im Osten. 20.); Annelore Engel-Braunschmidt, Meir Buchsweiler, Clemens Heithus, Bibliographie der sowjetdeutschen Literatur von den Anfängen bis 1941. Ein Verzeichnis der in Buchform erschienenen sowjetdeutschen Publikationen. Köln/Wien: Böhlau 1990, 110 S. (Studien zum Deutschtum im Osten. 23.). Vgl. auch die Rezension des Buches, unten, S. 226 ff.
- <sup>7</sup> Nina Berend, Hugo Jedig, Deutsche Mundarten in der Sowjetunion: Geschichte der Forschung und Bibliographie. Marburg: Elwert 1991 (Schriftenreihe der Kommission für Ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V. 53.).

annotierte Bibliographie hinaus eine ausführliche Darstellung der Geschichte der Erforschung der rußlanddeutschen Mundarten in der Sowjetunion in der Zwischenkriegszeit und seit 1960, als es wieder möglich war, sich mit den Mundarten der Rußlanddeutschen zu befassen. Die Beiträge sind geordnet nach den einzelnen Arbeitsstellen und ihren Forschern.

## 1. Sammelbände, Gesamtdarstellungen

Bei der Befassung mit einer Volksgruppe, die in einem Umfeld lebt, das sich in geographischer und kultureller Hinsicht doch erheblich von unserer gewohnten Umgebung unterscheidet, ist bildliches Anschauungsmaterial eine willkommene Ergänzung der schriftlichen Darstellungen. Karl Stumpp hatte schon in den 60er Jahren einen eindrucksvollen Bildband vorgelegt.<sup>8</sup> 1989 gestaltete die damalige Kulturreferentin der Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland, Ute Richter-Eberl, eine Wanderausstellung über die Zeit von den Anfängen der Deutschen im Zarenreich bis zum Jahr 1941. Der publizierte Ausstellungskatalog<sup>9</sup> enthält eine Fülle interessanter und seltener Bilder. Einen weiteren Bildband stellte vor einigen Jahren Bernd Längin zusammen.<sup>10</sup>

Reich illustriert ist auch der in der von der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat herausgegebenen Reihe *Tausend Jahre Nachbarschaft* erschienene Band *Rußland und die Deutschen*, zusammengestellt von Manfred Hellmann in Verbindung mit Alfred Eisfeld.<sup>11</sup> Ähnlich wie die den anderen östlichen Nachbarschaften Deutschlands gewidmeten Bände der Reihe versuchen die einzelnen Beiträge, ein möglichst umfassendes Bild des deutsch-russischen Verhältnisses vom Mittelalter bis zur Gegenwart zu zeichnen. Die Rußlanddeutschen sind daher ein wichtiger, aber nicht der einzige Aspekt der deutsch-russischen Nachbarschaft.

<sup>8</sup> Karl Stumpp, *Die Rußlanddeutschen. Zweihundert Jahre unterwegs*. Stuttgart: Verlag Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. o.J., 143 S., 185 Fotos, 14 graph. Darstellungen u. Karten.

<sup>9</sup> *Geschichte und Kultur der Deutschen in Rußland/UdSSR. Auf den Spuren einer Minderheit. Ausstellungskatalog*, hrsg. v. der Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V., Stuttgart anlässlich des 10jährigen Jubiläums der Patenschaft des Landes Baden-Württemberg über die Landsmannschaft, bearb. v. Ute Richter-Eberl. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1989, 181 S.

<sup>10</sup> Bernd Längin, *Die Rußlanddeutschen unter Doppeladler und Sowjetstern. Städte, Landschaften und Menschen auf alten Fotos. Bilddokumentation* Hanns-Michael Schindler. Augsburg: Weltbild-Verlag 1991, 120 S.

<sup>11</sup> *Tausend Jahre Nachbarschaft. Rußland und die Deutschen*, hrsg. v. d. Stiftung Ostdeutscher Kulturrat, zusammengestellt in Verbindung mit Alfred Eisfeld v. Manfred Hellmann. 2. aktual. Aufl., München 1989, 368 S., zahlr. Illustrationen (1. Aufl. 1988).

Zu den informativsten Neuerscheinungen der letzten Jahre zählen zweifellos die Sammelbände, die den auf wissenschaftlichen Tagungen präsentierten neuesten Forschungsstand wiedergeben. Die erste der einschlägigen Fachtagungen fand im Mai 1985 in Schlangenbad statt. Veranstalter waren die Deutsche Gesellschaft für Osteuropakunde und der Arbeitskreis für Nationalitäten- und Regionalprobleme in der Sowjetunion, Ostmittel- und Südosteuropa. Der von Andreas Kappeler, Boris Meissner und Gerhard Simon herausgegebene Tagungsband<sup>12</sup> markiert den erfolgreichen Neubeginn der Verbreiterung der wissenschaftlichen Basis auf dem Gebiet der rußlanddeutschen Geschichte. Die einzelnen Beiträge waren thematisch weit gestreut: Andreas Kappeler stellte, ausgehend von den Daten der Volkszählung des Jahres 1897, den Stellenwert der Deutschen im Rahmen des zaristischen und sowjetischen Vielvölkerreiches zur Diskussion. Carsten Goehrke skizzierte den Forschungsstand über die Einwanderung in das Zarenreich aus der Sicht des an der Universität Zürich durchgeführten Projektes über die Rußlandsschweizer.<sup>13</sup> Ingeborg Fleischhauer befaßte sich mit der „deutschen Frage“ im Zarenreich, Alfred Eisfeld mit der Wolgarepublik und in einem zweiten Beitrag mit dem Problem der Identität der Sowjetuniondeutschen. Meir Buchweiler verglich die Lage der Deutschen mit jener anderer nationaler Minderheiten in der Ukraine der Zwischenkriegszeit. Wilhelm Kahle untersuchte den Zusammenhang von nationaler Identität und Kirche, Annelore Engel-Braunschmidt die Lage der deutschen Literatur in der Sowjetunion. Rasma Karikins fragte nach den interethnischen Beziehungen zwischen Deutschen, Russen und Kasachen in Kasachstan, Benjamin Pinkus zog Parallelen zwischen der Auswanderung der Deutschen und der Juden aus der Sowjetunion seit 1970.

Im Mai 1988 veranstaltete die kurz zuvor auf Initiative von Ingeborg Fleischhauer konstituierte (aufgrund von Meinungsverschiedenheiten allerdings bald wieder eingeschlafene) *Kommission zur Erforschung der Geschichte und Gegenwart der Deutschen in Rußland/UdSSR* in Bonn eine internationale Konferenz. Der 1990 erschienene Sammelband<sup>14</sup> vereinigt unterschiedlichste Beiträge: Jüri Kivimäe referierte über die Handelsbeziehungen von Narva und Ivangorod mit deutschen Städten im 15.

---

<sup>12</sup> Die Deutschen im Russischen Reich und im Sowjetstaat, hrsg. v. Andreas Kappeler, Boris Meissner u. Gerhard Simon. Köln: Markus 1987, 191 S., Tabellen, Karten u. graph. Darstellungen (Nationalitäten- und Regionalprobleme in Osteuropa. 1.).

<sup>13</sup> Vgl. S. 184.

<sup>14</sup> Die Deutschen in der UdSSR in Geschichte und Gegenwart. Ein internationaler Beitrag zur deutsch-sowjetischen Verständigung, hrsg. v. Ingeborg Fleischhauer u. Hugo Jedig. Baden-Baden: Nomos 1990, 320 S.

und 16. Jahrhundert, Erich Franz Sommer über die Moskauer deutsche Sloboda vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Roger P. Bartlett über die Einwanderung von Ausländern und die staatlichen Urbanisierungspläne in Rußland im 18. und frühen 19. Jahrhundert, Vladimir Kabuzan über die demographische Entwicklung der deutschen Bevölkerung des Zarenreiches 1796–1917, Natalija Juchněva über die Deutschen in St. Petersburg von der zweiten Hälfte des 19. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts, George Epp über die ethnisch-soziale Interaktion der Mennoniten des Schwarzmeergebietes mit ihrer anderskonfessionellen und andersnationalen Umwelt, Detlef Brandes über die Ende des 19. Jahrhunderts diskutierte Frage der „friedlichen Eroberung“ Südrußlands durch die deutschen Kolonisten, Jean-François Bourret über den Russischunterricht im wolgadeutschen Schulwesen bis zum Ersten Weltkrieg, Ingeborg Fleischhauer über die Rolle der Deutschen in der russischen Revolution, Werner Mosse über Felix Deutsch und die AEG in Rußland, Benjamin Pinkus über das Bildungssystem der extraterritorialen Minderheiten der Sowjetunion (Deutsche, Juden, Polen) 1917–1939, Hugo Jedig über die deutsche Sprachkultur in der Sowjetunion, Nina Berend über Spracherhalt und Sprachverfall am Beispiel der nordbairischen Mundart in der Sowjetunion, Wolf Moskovič über slavische Elemente im Wortschatz der Rußlanddeutschen, Sidney Heitman über die Auswanderung von Deutschen, Juden und Armeniern aus der Sowjetunion, Martin McCauley über die Rolle der Deutschen in der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, Meir Buchsweiler über die Thematisierung rußlanddeutscher Vergangenheit in sowjetischen (vorwiegend rußlanddeutschen) und anderen Periodika der letzten Jahrzehnte.

Eine von russischen Kollegen organisierte Konferenz fand im November 1989 in Moskau statt. Die Referate wurden 1990 in einem umfangreichen Sammelband publiziert.<sup>15</sup> Sie behandelten unter anderem folgende Themenbereiche: aktuelle Probleme und Desiderata der Forschung, einzelne Fragen aus der Geschichte der Wolgarepublik, Deutsche in Kasachstan vor 1917, Rußlanddeutsche als Verteidiger der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg, Deportation und Arbeitsarmee, tagespolitische Fragen der deutschen Autonomiebewegung, Auswanderung, Lage der Deutschen in einzelnen Regionen, Sprachunterricht und Spracherhalt.

<sup>15</sup> Sovetskie nemcy: istorija i sovremennost'. Materialy Vsesojuznoj naučno-praktičeskoj konferencii, Moskva 15-16 nojabrja 1989 g. (Die Sowjetdeutschen: Geschichte und Gegenwart. Materialien der wissenschaftlich-praktischen Allunionskonferenz, Moskau 15.-16. November 1989), hrsg. v. V.G. Čebotareva. Moskva: Institut Marksizma-Leninizma pri CK KPSS 1990, 382 S. Vgl. auch die Rezension des Buches, unten, S. 246-249.

Die Reihe der wissenschaftlichen Tagungen setzte im September 1990 die *Interdisziplinäre Studiengruppe für die Deutschen aus Rußland und der Sowjetunion* in Zusammenarbeit mit dem *Göttinger Arbeitskreis* fort und organisierte in Lübeck-Travemünde ein Symposium unter dem Rahmenthema *Die Rußlanddeutschen — gestern und heute*.<sup>16</sup> Der Sammelband gliedert sich in drei Abschnitte: Im ersten Abschnitt (*Die Deutschen in der Sowjetunion heute*) fragte Boris Meissner nach der Stellung der Rußlanddeutschen in der sowjetischen Nationalitätenpolitik und in den deutsch-sowjetischen Beziehungen. Woldemar Auman berichtete über die Planungen der KPdSU in bezug auf die Deutschen in der Sowjetunion, Alfred Eisfeld über die deutsche Autonomiebewegung seit 1956.

Der zweite Abschnitt ist der Geschichte der Rußlanddeutschen gewidmet und umfaßt Beiträge von Detlef Brandes über die wirtschaftliche Entwicklung und soziale Differenzierung in den deutschen Kolonien Neu-rußlands und Bessarabiens bis 1871, Dietmar Neutatz über die Kolonien des Schwarzmeergebietes im Spannungsfeld nationalstaatlicher Politik 1861–1914, Viktor Krieger über die Deutschen in Turkestan bis 1917, Olga Gerber über die Auswanderung der Sibiriendeutschen in den Jahren 1929–1930, Erich Franz Sommer über die Deutschen in Moskau und St. Petersburg, Galina Chotinskaja über die Stadt Saratov als „Metropole der Wolgadeutschen“, Arkadij Hermann über die Gründung des Autonomen Gebietes der Wolgadeutschen 1917/18.

Der dritte Abschnitt (*Lebensweise der Rußlanddeutschen*) bezieht die Forschungen anderer Disziplinen ein: Klaus Boll befaßte sich mit Kultur und Lebensweise der Deutschen in und aus der Sowjetunion, Barbara Dietz und Peter Hilkes anhand der Ergebnisse ihrer Befragungsstudien mit dem Strukturwandel bei Aussiedlern, Peter Rosenberg und Harald Weydt mit dem Problem von Sprache und Identität, Johann Windholz mit der mündlichen Überlieferung in den Volksliedern der Rußlanddeutschen. Elena Družinina berichtete über Forschungsvorhaben der Sektion *Geschichte der Sowjetdeutschen* am Forschungszentrum für deutsche Geschichte bei der Akademie der Wissenschaften, Arnold Buchholz skizzierte Entwicklung und Aufgaben rußlanddeutscher Forschung.

Das erwähnte Forschungszentrum für deutsche Geschichte der Akademie der Wissenschaften in Moskau gab 1991 einen Sammelband<sup>17</sup> heraus,

<sup>16</sup> Die Rußlanddeutschen. Gestern und heute, hrsg. v. Boris Meissner, Helmut Neubauer u. Alfred Eisfeld. Köln: Markus 1992, 292 S., Karte (Nationalitäten- und Regionalprobleme in Osteuropa. 6.). Vgl. auch die Rezension des Buches, unten, S. 241–245.

<sup>17</sup> Sovetskie istoriki — germanisty: Kto oni? Nad čem rabotajut? Bjuulleten' Nr. 1 (Die sowjetischen Historiker — Germanisten: Wer sind sie? Worüber arbeiten sie? Bulle-

der über die Tätigkeit des Zentrums informiert und die Referate einer Arbeitstagung enthält: Ja.S. Drabkin referierte über den Zustand und die Aufgaben der sowjetischen Deutschlandforschung, E.I. Družinina über deutsche Gelehrte in der Südukraine am Ende des 18. Jahrhunderts, I.M. Kulinič über die Entwicklung der deutschen Kolonien der Ukraine. Die übrigen Beiträge bezogen sich auf Deutschland und die deutsch-russischen Beziehungen.

Auch in der Ukraine regt sich das Interesse für die ehemaligen deutschen Kolonisten. Die Ergebnisse einer 1990 in Zaporož'e abgehaltenen Konferenz über die Geschichte der kleinen Nationalitäten in der Südukraine wurden in Kurzform als Sammelband herausgegeben.<sup>18</sup> Bezüglich der Deutschen sprach S.N. Gil'c über aktuelle Forschungsprobleme, N.V. Krylov und L.F. Bortnikova über die Rolle der deutschen Kolonisten bei der Urbarmachung der südukrainischen Steppen, S.I. Bobyleva über den Beitrag der deutschen Kolonisten zur industriellen Entwicklung der Ukraine im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, S.N. Plochij über die katholischen Kolonien des Schwarzmeergebietes nach der Ausweisung der Jesuiten, N.V. Popova über die Tätigkeit E. Quirings in der Ekaterinoslaver Stadtduma 1917, A.S. Zav'jalov über die deutsche Sektion der Ekaterinoslaver KP(b)U in der ersten Hälfte der 20er Jahre, V.S. Sokirko über die Arbeit des Zaporožer Kreiskomitees der KP(b)U unter der deutschen Bevölkerung in den 20er Jahren, M.E. Kozyreva über die Geschichte des Karl-Liebknecht-Rayons im Kreis Nikolaev.

Dem Bedürfnis nach allgemeiner Information entsprechend, erschienen — von ein paar Ausnahmen abgesehen — in den 80er Jahren zunächst Gesamt- und Überblicksdarstellungen über die Geschichte der Rußlanddeutschen. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus wäre es wahrscheinlich günstiger gewesen, zuerst das Schwergewicht auf neue Detailstudien zu legen und deren Ergebnisse dann in einer Synthese zusammenzufassen. Der Mangel an wirklich fundierten und auf dem verfügbaren Quellenmaterial fußenden Untersuchungen macht sich in den vorliegenden Gesamtdarstellungen deutlich bemerkbar.

1986 verfaßte Alfred Eisfeld für die von der *Österreichischen Landsmannschaft*, der Nachfolgeorganisation des Wiener *Deutschen Schulvereins*, herausgegebene Reihe *Eckartschriften* eine populärwissenschaftlich

---

tin Nr. 1), hrsg. v. Institut vseobščej istorii AN SSSR, centr germanskich istoričeskich issledovanij. Moskva 1991, 250 S.

<sup>18</sup> Maločislennye nacional'nosti juga Ukrainy: Istorija i sovremennost'. Tezisy k oblastnoj naučno-praktičeskoj konferencii 19-20 oktjabrja 1990 g. (Kleine Nationalitäten im Süden der Ukraine: Geschichte und Gegenwart. Thesen der wissenschaftlich-praktischen Gebietskonferenz 19.-20. Oktober 1990). Zaporož'e 1990, 86 S.

angelegte Broschüre über die Geschichte der Rußlanddeutschen von den Anfängen bis zur Gegenwart,<sup>19</sup> die aufgrund ihrer Knappheit als erster Einstieg für jene geeignet ist, die nicht die erforderliche Zeit für die Lektüre umfangreicherer Bücher aufbringen können. An weiterführenden Hinweisen bietet das Heft allerdings nur ein spärliches Literaturverzeichnis.

Anspruchsvoller, aber durchaus auch für den nichtwissenschaftlichen Leser gedacht, ist das 1992 ebenfalls von Alfred Eisfeld in Zusammenarbeit mit Detlef Brandes und Wilhelm Kahle herausgebrachte „Studienbuch“ über die Rußlanddeutschen.<sup>20</sup> Es handelt sich um den zweiten Band der von der *Stiftung Ostdeutscher Kulturrat* herausgegebenen Studienbuchreihe *Vertreibungsgebiete und vertriebene Deutsche*. (Der erste Band war den Sudetendeutschen gewidmet.) Die Studienbuchreihe ist, wie im Vorwort dargelegt, in erster Linie als pädagogische Handreichung gedacht und wendet sich vor allem an Schüler der Kollegstufe der Gymnasien, Studenten, Lehrkräfte und sonstige Interessenten. Übersichtlich gegliedert, anschaulich illustriert, versehen mit farbigen Landkarten, einer Auswahlbibliographie, einer Zeittafel und Registern, kann das Buch seinen Zweck durchaus erfüllen. Einzig der Umfang von mehr als 200 engbedruckten Seiten dürfte auf Schüler und andere Nicht-Spezialisten eventuell abschreckend wirken.

Das Studienbuch gliedert sich in sechs Teile. Teil 1 (Deutsche auf dem Dorf und in der Stadt von der Ansiedlung bis zur Aufhebung des Kolonialstatuts) stammt von Detlef Brandes, die Teile 2-5 (Entwicklung der Kolonien in den Jahren 1871 bis 1917, Zwischenkriegszeit, Zweiter Weltkrieg und dessen Folgen für die Deutschen in der Sowjetunion, Rußlanddeutsche außerhalb der Sowjetunion) von Alfred Eisfeld, Teil 6 (Frömmigkeit und kirchliches Leben) von Wilhelm Kahle. Der Anmerkungsapparat macht das Werk auch für wissenschaftliche Leser geeignet, wenn auch die Darstellung ab und zu unpräzise formuliert ist und die Zeitspanne zwischen 1871 und 1917, in der weitreichende Wandlungen erfolgten, im Vergleich mit den anderen Epochen zu kurz kommt.

Ein schwer zu lösendes Problem ist bei allen Darstellungen, die für sich in Anspruch nehmen, eine Gesamtgeschichte der Deutschen im Zarenreich und in der Sowjetunion zu bieten, die verschiedenen Bevölkerungsgruppen, die unter dem Begriff „Rußlanddeutsche“ zusammengefaßt wer-

<sup>19</sup> Alfred Eisfeld, *Die Deutschen in Rußland und in der Sowjetunion*. Wien: Österreichische Landsmannschaft 1986, 123 S. (Eckartschriften. 97.).

<sup>20</sup> Alfred Eisfeld, *Die Rußlanddeutschen*, mit Beiträgen von Detlef Brandes und Wilhelm Kahle. München: Langen Müller 1992, 221 S. (Studienbuchreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat. 2.). Vgl. auch die Rezension des Buches, unten, S. 230-235.

den, unter einen Hut zu bringen. Das Studienbuch bietet im wesentlichen eine Geschichte der bäuerlichen Kolonisten, mit eingeflochtenen Informationen über die Deutschen in den Städten. Dieser Ansatz ist nicht ideal, aber durchaus vertretbar, weil die bäuerlichen Kolonisten zahlenmäßig weitaus dominieren.

Problematisch ist hingegen der in den folgenden drei Büchern praktizierte Ansatz, alle Personen mit deutschem Namen oder deutscher Abstammung in einen Topf zu werfen, ohne den Begriff „deutsch“ zu definieren und die höchst unterschiedlichen Entwicklungslinien von Personengruppen, die miteinander so gut wie nichts gemein hatten, herauszuarbeiten.

Das erste der hier angesprochenen Werke<sup>21</sup> sollte allerdings nicht allzu kritisch betrachtet werden. Es ist immerhin der Versuch eines Rußlanddeutschen, des Zeitungsredakteurs Konstantin Ehrlich aus Alma-Ata, seinen Landsleuten eine populärwissenschaftliche Darstellung ihrer eigenen Geschichte in die Hand zu geben. Die gute Absicht muß honoriert, die praktischen Hindernisse, die sich dem Autor in den Weg stellten — das Buch wurde vor der Perestrojka begonnen —, müssen berücksichtigt werden, aber trotzdem kann das Buch nicht befriedigen. Der Gegenstand der Darstellung ist unklar, der Autor beginnt im 13. Jahrhundert, schweift immer wieder mit breiten Exkursen in die allgemeine russische Geschichte ab, widmet aber der Zeit nach 1917 und vor allem jener nach 1941 zu wenig Raum. Die Sprache ist eigenartig poetisierend, die Wertungen sind oftmals überzogen. Die Grundtendenz des Buches ist eine vordergründig tagespolitische und inzwischen überholte, nämlich die Staatstreue und die sozialistische Gesinnung der Rußlanddeutschen historisch zu untermauern.

Das zweite Buch, *Die Deutschen im Zarenreich*<sup>22</sup> von Ingeborg Fleischhauer, entspricht zwar den Anforderungen an wissenschaftliche Literatur, kann aber ebenfalls vom Ansatz her nicht überzeugen. Die Autorin hat richtig erkannt, daß sich die deutsche Präsenz im Zarenreich nicht auf die Kolonisten beschränkte, aber die Kolonisten in einem Atemzug mit Deutschbalten, reichsdeutschen Unternehmern und Kaufleuten sowie mit Ministern deutschbaltischer Abstammung zu nennen, ist keine zukunftsweisende Lösung. Selbst innerhalb der vermeintlich geschlossenen Grup-

---

<sup>21</sup> Konstantin Ehrlich, *Lebendiges Erbe. Aufzeichnungen zur Siedlungsgeographie und Kulturgeschichte der Deutschen in Rußland und in der Sowjetunion. Alma-Ata: Kasachstan 1988*, 380 S.

<sup>22</sup> Ingeborg Fleischhauer, *Die Deutschen im Zarenreich. Zwei Jahrhunderte deutsch-russischer Kulturgemeinschaft. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1986*, 671 S.

pe der bäuerlichen Kolonisten muß man aufgrund der großen Entwicklungsunterschiede nach Regionen und Konfessionen differenzieren. Außerdem sind etliche Passagen des Buches zwar griffig und auf den ersten Blick einleuchtend formuliert, halten jedoch einer Überprüfung anhand der Quellen nicht stand. Immerhin muß gesagt werden, daß Ingeborg Fleischhauer zu den ersten zählte, die in russischen Archiven nach Quellen suchten und sich nicht mit dem Fortschreiben der alten Thesen begnügten. Trotz der geschilderten Mängel bringt das Buch daher einiges an neuen Erkenntnissen. So konnte anhand der russischen Archivalien mit dem immer wieder tradierten Mythos aufgeräumt werden, die Aufhebung des Kolonistenstandes 1871 sei eine Reaktion auf die Gründung des Deutschen Reiches und der Auftakt für eine deutschfeindliche Politik gewesen.

Gemeinsam mit dem israelischen Sozialwissenschaftler Benjamin Pinkus verfaßte Fleischhauer wenig später eine Fortsetzung des Buches für die sowjetische Zeit.<sup>23</sup> Auch dieses Buch leidet darunter, daß die Deutschen als quasi homogene Minderheit betrachtet werden. Dies läßt sich allerdings teilweise dadurch erklären, daß im Vordergrund der Untersuchung die sowjetische Politik gegenüber den Deutschen sowie der Einfluß der deutsch-sowjetischen Beziehungen auf diese Politik stehen. Demographische, wirtschaftliche und soziale Faktoren sowie das Problem der nationalen Identität werden zwar angesprochen, aber nicht im wünschenswerten Maße abgehandelt. Sowjetische Archivalien standen den Autoren nicht zur Verfügung. Ein Fortschritt gegenüber älteren Werken ist der Ansatz, die Lage der Deutschen nicht isoliert zu betrachten, sondern sie mit anderen Minderheiten, in erster Linie den sowjetischen Juden, zu vergleichen.

Dasselbe Autorengespann hatte schon ein Jahr zuvor, 1986, in englischer Sprache ein Bändchen zur Geschichte der Rußlanddeutschen herausgegeben.<sup>24</sup> Der Band, der den Bogen von der Rolle der Deutschen im zarischen Rußland über die Zwischenkriegszeit, die Deportation, die Lage der Deutschen unter der deutschen Besetzung bis zur Nachkriegszeit spannt, war das Ergebnis einer 1981 in Jerusalem abgehaltenen Konferenz.

---

<sup>23</sup> Benjamin Pinkus, Ingeborg Fleischhauer, *Die Deutschen in der Sowjetunion. Geschichte einer nationalen Minderheit im 20. Jahrhundert*, bearb. u. hrsg. v. Karl-Heinz Ruffmann. Baden-Baden: Nomos 1987, 599 S. (Osteuropa und der internationale Kommunismus. 17.).

<sup>24</sup> Benjamin Pinkus, Ingeborg Fleischhauer, *The Soviet Germans. Past and present*, edited with an introduction by Edith Rogovin Frankel. London: C. Hurst & Co. 1986, 185 S.

## 2. Darstellungen zu Einzelaspekten und Quellensammlungen ohne regionale Einschränkung

Tiefschürfender und quellennäher als ihre Synthesen ist das 1983 von Ingeborg Fleischhauer erschienene Buch über *Das Dritte Reich und die Deutschen in der Sowjetunion*.<sup>25</sup> Anhand von Quellen in deutschen und amerikanischen Archiven schildert es die Politik des nationalsozialistischen Deutschland gegenüber den Rußlanddeutschen, wobei die Kontinuität mit Zielen des *Alldeutschen Verbandes* betont wird, weiterhin die Lage der Deutschen in der Ukraine unter deutscher Verwaltung sowie Flucht und Evakuierung der Deutschen vor der Roten Armee.

Der erste westliche Historiker, der unter Heranziehung russischer Archivalien und zugleich mit modernen Fragestellungen eine Monographie zu einem Einzelproblem vorlegte, war 1979 der Brite Roger P. Bartlett mit seinem Werk über die Ansiedlung von Ausländern in Rußland 1762–1804.<sup>26</sup> Bartlett untersuchte die Siedlungspolitik Katharinas und ihrer Nachfolger unter dem Aspekt des „human capital“ und relativierte gleichzeitig ihre Bedeutung für die Erschließung des Landes: Die ausländischen Kolonisten stellten nur einen Teil der Neusiedler in den zu erschließenden Gebieten, sie verursachten viel höhere Kosten und brauchten länger, um sich anzupassen. Bartlett kam daher zu dem Schluß, die Ansiedlungspolitik sei im untersuchten Zeitraum, gemessen an ihren Zielen, nicht sonderlich erfolgreich gewesen. Er schwächte allerdings dieses Urteil ab, indem er einräumte, auf längere Sicht ergäbe sich ein anderes Bild, da die Nachkommen der Einwanderer merklich zur Entwicklung der betroffenen Gebiete beigetragen hätten.

Das Gegenstück zur Einwanderung im 18. Jahrhundert, nämlich die Ausreiseproblematik unserer Tage, steht im Mittelpunkt eines 1992 von Barbara Dietz und Peter Hilkes veröffentlichten Taschenbuches.<sup>27</sup> Ausgehend von einer Zusammenfassung der rußlanddeutschen Geschichte, machen die Autoren in acht Kapiteln einen Teil der Ergebnisse ihrer langjährigen Befragungsstudien am Osteuropa-Institut München einer breiten Öffentlichkeit zugänglich. Die Lebensbedingungen der Deutschen in der

<sup>25</sup> Ingeborg Fleischhauer, *Das Dritte Reich und die Deutschen in der Sowjetunion*. München: Oldenbourg 1983, 258 S. (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. 46.).

<sup>26</sup> Roger P. Bartlett, *Human Capital: The Settlement of Foreigners in Russia 1762–1804*. Cambridge 1979, XVI, 358 S.

<sup>27</sup> Barbara Dietz, Peter Hilkes, *Rußlanddeutsche: Unbekannte im Osten. Geschichte, Situation, Zukunftsperspektiven*. München: Olzog 1992, 140 S. (Geschichte und Staat. 292.). Vgl. auch die Rezension des Buches, unten, S. 238–241.

Sowjetunion bzw. deren Nachfolgestaaten und ihre Zukunftsperspektiven werden aufgeschlüsselt nach den Bereichen Schule und Erziehung, Muttersprache, Arbeitswelt, Engagement in Politik und Gesellschaft, Religion und Kultur. Die Autonomiediskussion wird in Beziehung zu den Motiven und Hintergründen der Ausreise gestellt, wobei die Autoren zu dem Schluß kommen, daß sich nur wenige Ausreisewillige durch die Wiederbelebung einer deutschen Autonomen Republik von ihrem Entschluß abbringen lassen würden.

Eine Geschichte des deutschen Pressewesens (einschließlich der deutschbaltischen Presse) im Zarenreich und in der Sowjetunion legte 1992 Tat'jana Ilarionova vor.<sup>28</sup> Als Quellenbasis dienten ihr ausgewählte Zeitungen, für einzelne Abschnitte, vor allem für die sowjetische Periode, auch Archivalien. Man erfährt einiges an neuen Informationen über die Entwicklung des deutschen Zeitungswesens, seine Rolle für die Rußlanddeutschen, die Politik der Regierung gegenüber der Presse, besonders für die Zeit nach 1917. Die Autorin bewegt sich allerdings meist auf einer pauschalisierenden Ebene. Die Informationen zu den einzelnen Zeitungen bleiben recht spärlich und gehen selten über die Angabe des Erscheinungszeitraumes hinaus.

Dieselbe Verfasserin gab 1993 in russischer Sprache einen Band mit Quellentexten zur Lage der Deutschen in der Sowjetunion seit der Deportation heraus.<sup>29</sup> Es handelt sich dabei um unveröffentlichte Briefe, die zwischen Frühjahr 1989 und Dezember 1992 bei der Zeitung *Neues Leben* und der Gesellschaft *Wiedergeburt* eingegangen waren und von der Deportation, dem Leben in der Verbannung, den Autonomiebestrebungen und der Frage der Aussiedlung nach Deutschland ein bewegendes Zeugnis ablegen. Beigefügt sind ausgewählte politische Dokumente der Jahre 1989–1992.

Ein ähnliches, jedoch vom Umfang her bescheideneres Werk in deutscher Sprache hatte 1989 Sven Steenberg zusammengestellt.<sup>30</sup> 20 Augenzeugenberichte vermitteln ein Bild rußlanddeutschen Erlebens in unserem Jahrhundert. Der vorangestellte historische Abriss ist jedoch oberflächlich und fehlerhaft.

<sup>28</sup> Tat'jana Ilarionova, *Pečat' rossijskich nemcev. Opyt istoričeskogo analiza* (Die Presse der Rußlanddeutschen. Versuch einer historischen Analyse). Moskva 1992, 138 S.

<sup>29</sup> *Sud'ba rossijskich nemcev. Kollektivnaja ispoved' v pis'mach* (Das Schicksal der Rußlanddeutschen. Kollektives Bekenntnis in Briefen), hrsg. u. eingel. v. Tat'jana Ilarionova. Moskva: Neues Leben 1993, 345 S.

<sup>30</sup> Sven Steenberg, *Die Rußlanddeutschen. Schicksal und Erleben*. München: Langen Müller 1989, 208 S.

Die bisher umfangreichste Quellensammlung gaben 1993 Vladimir Auman und Valentina Čebotareva heraus.<sup>31</sup> Sie gliedert sich in vier Abschnitte: 1. Gesetze und Verordnungen aus der Zarenzeit über die Rechte und Pflichten der deutschen Kolonisten (1763–1917), 2. Quellen zur Sozialgeschichte (nur wenige Seiten), 3. Quellen zur Wolgarepublik und 4. (mehr als die Hälfte des Buches) Quellen zur Lage der Deutschen von der Deportation bis Dezember 1992. Besonders hervorzuheben ist dabei der Abdruck von Parteiakten aus der jüngsten Zeit.

Bevor wir uns der Literatur zu den einzelnen Siedlungsgebieten der Rußlanddeutschen zuwenden, sollen noch einige Titel erwähnt werden, die sich mit konfessionellen Gruppen befassen. Die Konfession spielt ja bis heute bei den Rußlanddeutschen eine große Rolle. Besonders die Mennoniten haben eine eigene Identität entwickelt, die sie von den übrigen Rußlanddeutschen abhebt. Das mennonitische Sonderbewußtsein äußert sich auch in einer vergleichsweise viel stärkeren Publikationstätigkeit. Zwei Titel seien hier genannt:

1991 gab der in Göttingen ansässige *Verein zur Erforschung und Pflege des Kulturerbes des rußlanddeutschen Mennonitentums* ein Reprint des 1911 erschienenen Kompendiums von Peter M. Friesen über die *Alt-evangelische Mennonitische Brüderschaft in Rußland* heraus.<sup>32</sup> Das Werk des Predigers Friesen, an dem er 25 Jahre lang gearbeitet hatte, genügt zwar heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen nicht, hat aber seinen Wert als Materialsammlung nicht verloren, da es viele Quellen, die heute nicht mehr existieren oder noch nicht erschlossen sind, im Wortlaut abdruckt. Es ist eine Geschichte der Mennoniten in Rußland, im besonderen der Mennoniten-Brüdergemeinde, einer Abspaltung aus dem Jahre 1860, eingebettet in eine allgemeine Geschichte des Mennonitentums, einschließlich Nordamerikas. Friesen interessierten vor allem Glaubensfragen, das Problem der Wehrpflicht, aber auch das Schulwesen, Wohltätigkeit, Publikationswesen, Siedlungsgeschichte, Landerwerb, Handel und Industrie. Typisch für die damalige Zeit, nimmt das Bemühen des Verfassers, den Patriotismus und die Staatstreue der Kolonisten zu beweisen, einen wichtigen Stellenwert ein.

<sup>31</sup> *Istorija rossijskich nemcev v dokumentach (1763–1992 gg.)* (Geschichte der Rußlanddeutschen in Dokumenten <1763–1992>), hrsg. v. Vladimir Andreevič Auman u. Valentina Georgievna Čebotareva. Moskva: Meždunarodnyj institut gumanitarnych programm 1993, 448 S. Vgl. auch die Rezension des Buches, unten, S. 228 ff.

<sup>32</sup> Peter M. Friesen, *Die Alt-Evangelische mennonitische Brüderschaft in Rußland (1789–1910)* im Rahmen der mennonitischen Gesamtgeschichte. Reprint der Ausgabe Halbstadt, Taurien: Verlagsges. Raduga 1911, hrsg. v. Verein zur Erforschung und Pflege des Kulturerbes des rußlanddeutschen Mennonitentums e.V. Duderstadt: Mecke 1991, 930 u. 154 S.

Eine Publikation völlig anderer Art ist die dem aus Rußland nach Kanada ausgewanderten mennonitischen Lehrer und Verfasser etlicher Bücher, Gerhard Lorenz, gewidmete Festschrift.<sup>33</sup> Der Sammelband enthält verschiedene, mit Anmerkungsapparat versehene Artikel zur Geschichte der Mennoniten in Rußland 1788–1988: Lawrence Klippenstein schreibt über die Einwanderung nach Rußland, John Friesen über die religiöse Entwicklung 1789–1850, Adolf Ens über das Schulwesen, James Urry über die wirtschaftliche Entwicklung, Harry Loewen über die Auswanderung nach Einführung der Wehrpflicht, Abe J. Dueck über die religiöse Entwicklung 1850–1914, Harvey L. Dyck über das Landlosenproblem und die mennonitischen Musterwirte in jüdischen Kolonien, Wesley Berg über Musik der Mennoniten, Al Reimer über die Publikationstätigkeit 1870–1930, George K. Epp über Mennoniten in russischen Städten, John B. Toews über die frühe sowjetische Zeit, Victor G. Doerksen über die Identitätswahrung und das Überleben unter der Sowjetherrschaft, Walter Sawatsky über die Zeit nach 1941, Peter J. Klassen gibt zum Abschluß einen historiographischen Überblick.

Mit der Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland und der Sowjetunion befaßte sich in mehreren Publikationen Wilhelm Kahle. Sein mehr als 600 Seiten starkes, auf deutschen, schwedischen und amerikanischen Archivalien beruhendes Werk über die evangelischen Gemeinden in der Sowjetunion 1917–1938 stammt noch aus dem Jahre 1974.<sup>34</sup> 1985 folgte die Fortsetzung für die Zeit nach 1939/40,<sup>35</sup> die auf publiziertem Material basiert. Neben den deutschen werden auch die estnischen, lettischen und litauischen Lutheraner berücksichtigt. Ergänzt wird die Darstellung durch einen Dokumentenband.<sup>36</sup>

### 3. Darstellungen zu den Schwarzmeerdeutschen

Betrachtet man die Literatur zu den einzelnen Regionen, so läßt sich feststellen, daß bisher die Geschichte der Schwarzmeerdeutschen am besten

<sup>33</sup> Mennonites in Russia, 1788–1988. Essays in honour of Gerhard Lorenz. Winnipeg, Manitoba: Canadian Mennonite Bible College Publications 1989, 386 S.

<sup>34</sup> Wilhelm Kahle, Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinden in der Sowjetunion 1917–1938. Leiden: E.J. Brill 1974, XI, 625 S. (Studien zur Geschichte Osteuropas. 16.).

<sup>35</sup> Wilhelm Kahle, Die lutherischen Kirchen und Gemeinden in der Sowjetunion — seit 1939/40. Gütersloh: Mohn 1985, 279 S. (Die lutherische Kirche. Geschichte und Gestalten. 8.).

<sup>36</sup> Dokumente und Berichte zum Leben der lutherischen Kirchen und Gemeinden in der Sowjetunion — seit 1939/1940, hrsg. v. Wilhelm Kahle. Gütersloh: Mohn 1988, 300 S. (Die lutherische Kirche. Geschichte und Gestalten. 9.).

durch Monographien aufgearbeitet wurde. Bereits 1959 ging Elena Družinina im ersten ihrer drei auf breiter Quellengrundlage fußenden Standardwerke über die Südukraine (die beiden Fortsetzungsbände folgten 1970 und 1981) unter anderem auch auf die deutschen Kolonisten ein.<sup>37</sup> Die Fragestellung war vorwiegend eine sozialökonomisch-siedlungsgeschichtliche. Mit Siedlungsgeschichte befaßte sich auch Vladimir Kabuzan in seinem 1976 erschienenen Werk über Neurußland 1719–1858.<sup>38</sup>

1984 untersuchte Meir Buchweiler in einer Monographie<sup>39</sup> die Lage der Deutschen in der Ukraine zu Beginn des Zweiten Weltkrieges, ihr Verhalten in den ersten Kriegswochen und die Hintergründe ihrer Deportation. Seine zentrale Frage, ob die Ukrainedeutschen bei Kriegsbeginn als „Fünfte Kolonne“ fungierten und ihre Deportation als Antwort auf etwaige Kollaboration zu sehen ist, beantwortet Buchweiler negativ. Die Volksdeutschen arbeiteten erst nach dem Einmarsch der Wehrmacht, dann jedoch intensiv, mit der Besatzungsmacht zusammen, die Deportation war Präventivmaßnahme, nicht Strafe. Buchweiler analysierte eine beeindruckende Fülle von Quellen, konnte allerdings keine sowjetischen Archive benutzen.

In russischen Archiven forschten hingegen Detlef Brandes und Dietmar Neutatz, die 1993 zwei umfassende Arbeiten über die Zarenzeit vorlegten. Der Ansatz war jeweils unterschiedlich: Detlef Brandes<sup>40</sup> beschränkte sich nicht auf die Deutschen, sondern unternahm auf breiter Quellenbasis eine vergleichende Untersuchung der Entwicklung bei den einzelnen ethnischen (Deutsche, Bulgaren, Gagauzen, Griechen, Serben u.a.) und konfessionellen Kolonistengruppen von den ersten Ansiedlungen Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Das Schwergewicht liegt dabei auf der Einwanderung und Ansiedlung, der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung sowie der mit der Gründung von Tochterkolonien verbun-

<sup>37</sup> Elena Iosafovna Družinina, Severnoe Pričernomor'e v 1775–1800 gg. (Das nördliche Schwarzmeergebiet in den Jahren 1775–1800). Moskva 1959, 277 S.; dies., Južnaja Ukraina 1800–1825 gg. (Die Südukraine in den Jahren 1800–1825). Moskva 1970, 387 S.; dies., Južnaja Ukraina v period krizisa feodalizma 1825–1860 gg. (Die Südukraine in der Periode der Krise des Feudalismus 1825–1860). Moskva 1981, 216 S.

<sup>38</sup> Vladimir M. Kabuzan, Zaselienie Novorossii (Ekaterinoslavskoj i Chersonskoj gubernii) v XVIII – pervoj polovine XIX veka (1719–1858 gg.) (Die Besiedlung Neurußlands <des Ekaterinoslaver und Chersoner Gouvernements> im 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts <1719–1858>). Moskva 1976, 306 S.

<sup>39</sup> Meir Buchweiler, Volksdeutsche in der Ukraine am Vorabend und Beginn des Zweiten Weltkrieges — ein Fall doppelter Loyalität? Gerlingen: Bleicher 1984, 499 S. (Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte. Universität Tel Aviv. 7.).

<sup>40</sup> Detlef Brandes, Von den Zaren adoptiert: Die deutschen Kolonisten und die Balkansiedler in Neurußland und Bessarabien 1751–1914. München: Oldenbourg 1993, 550 S. (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte. 2.). Vgl. auch die Rezension des Buches, unten, S. 255–258.

denen Expansion des Grundbesitzes. Besonders bei den sozioökonomischen Fragestellungen erweist sich der vergleichende Ansatz als fruchtbar. Trotz ähnlicher Ausgangslage verlief die Entwicklung bei den einzelnen Siedlergruppen im 19. Jahrhundert recht unterschiedlich. Als Hauptfaktoren für den wirtschaftlichen Erfolg der deutschen gegenüber den anderen Kolonisten identifiziert Brandes das von der Ansiedlungsbehörde verordnete Anerbenrecht, den Einfluß der Konfession, der auch unter den Deutschen selbst zu einer deutlichen Differenzierung führte, sowie — damit verbunden — eine bessere Schulbildung und ausgeprägtere Solidarität. Über meine eigene Darstellung der „deutschen Frage“ im Schwarzmeergebiet und in Wolhynien gibt die Rezension aus der Feder von Andreas Kappeler in diesem Heft Auskunft.<sup>41</sup>

Speziell den Mennoniten des Schwarzmeergebietes gewidmet ist das 1989 erschienene Buch des in Neuseeland lehrenden Briten James Urry.<sup>42</sup> Der Verfasser legte mit diesem aus seiner Oxforder anthropologischen Dissertation von 1978 entstandenen Werk ein zwar nicht auf Archivalien, aber auf einer Fülle zeitgenössischen Materials beruhendes Bild mennonitischen Lebens in Rußland im ersten Jahrhundert nach der Einwanderung vor. Urry zeigt anschaulich, wie eine vom Wesen her konservative religiöse Gemeinschaft auf die Herausforderungen und Modernisierungsansätze der russischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts reagierte und an der Transformation aktiv teilnahm.

Zeitlich und thematisch wird Urrys Buch ergänzt durch das von Harvey L. Dyck 1991 in englischer Übersetzung veröffentlichte Tagebuch des mennonitischen Lehrers, Predigers und Landwirts Jakob D. Epp.<sup>43</sup> Der Wert des Tagebuches liegt neben demographischen, sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Informationen vor allem in seiner Bedeutung als Quelle für die Mentalitätengeschichte: Es gibt einen Einblick in die Lebensgewohnheiten und das Denken der Mennoniten, ihre Haltung gegenüber den Veränderungen ihrer Umwelt im Gefolge der staatlichen Reformen und des wirtschaftlichen Fortschritts, in das eigentümliche Spannungsverhältnis zwischen Modernisierung und traditionell bäuerlich-religiöser Lebensart.

<sup>41</sup> Dietmar Neutatz, Die „deutsche Frage“ im Schwarzmeergebiet und in Wolhynien. Politik, Wirtschaft, Mentalitäten und Alltag im Spannungsfeld von Nationalismus und Modernisierung. Stuttgart: Steiner 1993, 478 S. (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa. 37.). Vgl. dazu unten, S. 251–255.

<sup>42</sup> James Urry, None but saints. The transformation of Mennonite life in Russia, 1789–1889. Winnipeg, Manitoba: Hyperion Press 1989, 322 S.

<sup>43</sup> A Mennonite in Russia. The diaries of Jacob D. Epp 1851–1880, translated and edited, with an introduction and analysis, by Harvey L. Dyck. Toronto (u.a.): University of Toronto Press 1991, 456 S.

Für die sowjetische Zeit ist mit den Erinnerungen des Predigers Peter Derksen 1989 ebenfalls ein interessanter Erlebnisbericht erschienen.<sup>44</sup>

#### 4. Darstellungen zu den Wolgadeutschen

Für die Wolgadeutschen stehen vergleichbare Monographien wie die für das Schwarzmeergebiet angeführten noch aus. Alle bisherigen Arbeiten beschränken sich entweder nur auf Teilaspekte und kleine Zeiträume oder konnten noch kein russisches Archivmaterial auswerten. 1985 erschien die Dissertation von Alfred Eisfeld,<sup>45</sup> die sich anhand deutscher Akten mit der Politik des Deutschen Reiches gegenüber den Rußlanddeutschen am Ende des Ersten Weltkrieges und mit den Anfängen der wolgadeutschen Autonomie auseinandersetzt. Aufgrund der damaligen Unzugänglichkeit wichtiger Quellen erweiterte Eisfeld seine Fragestellung und bezog die Politik der deutschen Behörden in der 1918 besetzten Ukraine, die durch Akten des Auswärtigen Amtes gut zu rekonstruieren ist, in seine Untersuchung mit ein.

Einen anderen Ansatz wählte Jean-François Bourret, der die Kulturgeschichte und das Bildungswesen der Wolgadeutschen in den Mittelpunkt seines Buches stellte.<sup>46</sup> Die Monographie deckt den gesamten Zeitraum von der Ansiedlung bis zur Deportation ab und stützt sich auf gedruckte Quellen und eine Vielzahl von Zeitungen und Zeitschriften. Gegenstand der Untersuchung sind im wesentlichen das kirchliche Leben, das Schulwesen und die Presse der Wolgadeutschen.

Auf die Zarenzeit konzentrierte sich James W. Long. Seine Monographie<sup>47</sup> über die Jahre 1860 bis 1917 ist die erste, die sich mit den Wolgadeutschen im Kontext der russischen Geschichte befaßt und die Anpassung der Kolonisten an die sich in dieser Periode rasch wandelnde Umwelt untersucht. Long rüttelt am bisher dominierenden Bild der Wolgadeutschen, indem er ihnen eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit attestiert.

<sup>44</sup> Peter (Isaak) Derksen, *Es wurde wieder ruhig. Die Lebensgeschichte eines mennonitischen Predigers aus der Sowjetunion*, hrsg. v. Lawrence Klippenstein. Winnipeg, Manitoba: Mennonite Heritage Centre 1989, 183 S.

<sup>45</sup> Alfred Eisfeld, *Deutsche Kolonien an der Wolga 1917–1919 und das Deutsche Reich*. Wiesbaden: Harrassowitz 1985, 177 S. (Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts München. 53.).

<sup>46</sup> Jean-François Bourret, *Les Allemands de la Volga. Histoire culturelle d'une minorité, 1763–1941*. Lyon: Presses universitaires 1986, 529 S.

<sup>47</sup> James W. Long, *From privileged to dispossessed. The Volga Germans 1860–1917*. Lincoln/London: University of Nebraska Press 1988, 254 S.

Den in bezug auf die Kolonisten oft verwendeten Terminus „Musterwirte“ läßt er im Wolgagebiet allerdings nur für die Mennoniten gelten. Sein Werk, das die politische, soziale und wirtschaftliche Entwicklung gleichermaßen berücksichtigt, stellt eine gute Basis für weitere Forschungen in den Archiven dar, derer es jedoch noch bedarf, denn Longs Buch beruht auf publiziertem Material, Periodika und Interviews.

Vielversprechend ist der 1992 erschienene erste Band einer Geschichte der Wolgarepublik des Saratover Historikers Arkadij A. Hermann,<sup>48</sup> der schon mit interessanten Beiträgen in der Zeitung *Neues Leben* auf sich aufmerksam gemacht hatte. Der vorliegende erste Band umfaßt die Jahre 1918–1924, also von den Anfängen der Autonomie bis zur Gründung der Wolgarepublik. Auf der breiten Basis von Quellen aus zahlreichen örtlichen und zentralen Archiven (Gebietsarchiv Saratov, Filiale des Gebietsarchivs in Engels, Parteiarchiv Saratov, Staats- und Parteiarchive in Moskau) sowie anhand der Presse analysiert Hermann die Entstehung der Arbeitskommune der Wolgadeutschen 1918–1919, die Auswirkungen von Bürgerkrieg und Kriegskommunismus, die tragischen Ereignisse des Jahres 1921 mit der Hungersnot sowie den Verlauf und die Gründe für die Umwandlung des Autonomen Gebietes in eine Republik.

## 5. Darstellungen zu anderen Siedlungsgebieten

Für die übrigen Siedlungsgebiete sowie für die nicht-bäuerlichen Rußlanddeutschen ist noch viel zu tun. Erik Amburger, der sich schon seit den 30er Jahren in zahlreichen Publikationen mit familiengeschichtlichen und anderen Aspekten vorwiegend des städtischen Rußlanddeutchtums befaßte, legte 1980 ein umfangreiches Werk über Ingermanland<sup>49</sup> vor, das hier erwähnt werden soll, da es die — nicht allzu zahlreichen — dort siedelnden Deutschen in einem Kapitel berücksichtigt. 1982 gab Klaus Zernack einen Band mit gesammelten Aufsätzen Amburgers heraus.<sup>50</sup> Die

<sup>48</sup> A[rkadij] A[dol'fovič] German, Nemeckaja avtonomija na Volge 1918–1941. Čast' 1: Avtonomnaja oblast' 1918–1924 (Deutsche Autonomie an der Wolga 1918–1941. Teil 1: Das Autonome Gebiet 1918–1924). Saratov: Izdatel'stvo Saratovskogo universiteta 1992, 192 S.

<sup>49</sup> Erik Amburger, Ingermanland. Eine junge Provinz Rußlands im Wirkungsbereich der Residenz und Weltstadt St. Petersburg-Leningrad. Köln/Wien: Böhlau 1980, 2 Teilbde., XVI, 1047 S.

<sup>50</sup> Erik Amburger, Fremde und Einheimische in Wirtschaft und Kulturleben des neuzeitlichen Rußland. Ausgewählte Aufsätze, hrsg. v. Klaus Zernack. Wiesbaden: Steiner 1982, 326 S. (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa. 17.).

Aufsätze vermitteln ein Bild des breiten Spektrums der nicht-bäuerlichen deutschen Präsenz in Rußland: deutsche Firmen, Handelshäuser, Unternehmer, Künstler, Wissenschaftler, Lehrer und andere Personengruppen sowie Einzelpersönlichkeiten und Familien. Seine familiengeschichtlichen Studien führte Amburger weiter mit einem Buch über die Familie Amburger in St. Petersburg 1770–1920.<sup>51</sup>

Die St. Petersburger Deutschen werden auch in dem von Natalija Juchněva verfaßten Buch über die Bevölkerungsentwicklung St. Petersburgs in den letzten Jahrzehnten des Zarenreiches berücksichtigt.<sup>52</sup> Juchněva interessierte sich vor allem für die Frage, inwieweit St. Petersburg einen Schmelztiegel darstellte, in dem die einzelnen Nationalitäten aufgingen. Sie konzentrierte sich dabei allerdings auf die Migrationsbewegungen und die Sozialstruktur der ethnischen Gruppen und klammerte kulturelle Aspekte der Assimilierung weitgehend aus.

Einer relativ kleinen Gruppe, nämlich den Kolonien bei Belovež (östlich von Kiev), ist die Monographie von Philipp Schütz gewidmet.<sup>53</sup> Der Autor, selbst in einem der dortigen Dörfer geboren, spannt den Bogen von der Auswanderung aus Hessen 1766 über die Ansiedlung, die Gründung von Tochterkolonien, der Lage im und nach dem Ersten Weltkrieg bis zur Evakuierung im Zweiten Weltkrieg und dem Neubeginn in Deutschland. Das Buch ist in mehr als vierzigjähriger Beschäftigung mit dem Thema entstanden, sorgfältig zusammengestellt, aber im wesentlichen eine heimatbuchartige Kompilation aus älteren Werken.

Ebenfalls nicht in erster Linie für den wissenschaftlichen Leser gedacht ist das im selben Verlag erschienene Buch Manfred Klaubes über die deutschen Dörfer in der Kulunda-Steppe (Altaigebiet), die seit 1991 wieder den deutschen nationalen Rayon Halbstadt bilden.<sup>54</sup> Die Schilderung der historischen Entwicklung ist kursorisch, doch für den gegenwärtigen

---

<sup>51</sup> Erik Amburger, *Deutsche in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Rußlands: Die Familie Amburger in St. Petersburg 1770–1920*. Wiesbaden: Harrassowitz 1986, 320 S.

<sup>52</sup> N.V. Juchněva, *Ėtničeskij sostav i ėtnosocial'naja struktura naselenija Peterburga, vtoraja polovina XIX – načalo XX veka. Statističeskij analiz* (Ethnischer Bestand und ethnosoziale Struktur der Bevölkerung Petersburgs, zweite Hälfte 19. – Anfang 20. Jahrhundert. Statistische Analyse). Leningrad 1984, 220 S.

<sup>53</sup> Philipp Schütz, *Der Ruf der Zarin. Ein Beitrag zur Auswanderung hessischer Familien nach Rußland*. Marburg: Elwert 1989, 268 S. (Sozialwissenschaftliche Studien zur Zwischenbilanz der Umsiedlung, Flucht, Deportation, Vertreibung und Aussiedlung, 2.).

<sup>54</sup> Manfred Klaube, *Die deutschen Dörfer in der westsibirischen Kulunda-Steppe. Entwicklung — Strukturen — Probleme*. Marburg: Elwert 1991, 261 S., 8 Karten, 94 Fotos (Schriftenreihe der Kommission für Ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V. 57.).

Zustand der Dörfer, die Lebensbedingungen, wirtschaftlichen, demographischen, kulturellen, schulischen und kirchlichen Verhältnisse konnte sich der Verfasser aufgrund eigener Anschauung, in Gesprächen und anhand der Presse einen guten Einblick verschaffen.

Obwohl nicht als Buch publiziert, sei doch an dieser Stelle auch noch auf die Dissertation von Viktor Krieger über die Deutschen in Turkestan vor 1917 verwiesen, die an der Kasachischen Akademie der Wissenschaften in Alma-Ata entstand und in Form einer Zusammenfassung am Osteuropa-Institut München veröffentlicht wurde.<sup>55</sup> Krieger untersuchte die Ursachen und den Verlauf der Übersiedlung deutscher Kolonisten nach Turkestan vor dem Ersten Weltkrieg, ihre wirtschaftliche und soziale Entwicklung um die Jahrhundertwende sowie politische und konfessionell-kulturelle Aspekte. Er verwertete unter anderem Quellen aus den Zentralarchiven Kasachstans und Usbekistans.

## 6. Schweizer im Zarenreich

Abschließend seien einige Bücher erwähnt, die sich mit den Schweizern im Zarenreich befassen. Diese Gruppe, wenn auch nicht immer eindeutig von den Rußlanddeutschen abzugrenzen und im Vergleich zu letzteren nur eine sehr geringe Zahl, hat sich trotzdem in den letzten Jahren als eigenständiges Themenfeld abgezeichnet.

Unter der Leitung von Carsten Goehrke wurde an der Universität Zürich Anfang der 80er Jahre ein Gemeinschaftsprojekt über die Auswanderung und das Leben von Schweizern im Zarenreich durchgeführt. Die Ergebnisse erschienen 1985 in Buchform.<sup>56</sup> Hauptfragestellungen des Projekts waren: die Auswanderung aus der Schweiz, Stellung, Lebensbedingungen, regionale, berufliche und soziale Struktur der Schweizer in Rußland sowie die Identität der Rußlandschweizer. Als Quellen standen Goehrke und seinen Mitarbeitern das Archiv der *Vereinigung der Rußlandschweizer* mit seiner 5 215 Rückwanderer verzeichnenden Mitgliederkartei, Privatarchive und Ergebnisse von Interviews und Befragungen zur Verfügung.

<sup>55</sup> Viktor Krieger, *Deutsche Präsenz in Kasachstan zur Zarenzeit*. München: Osteuropa-Institut 1993, 30 S. (Forschungsprojekt „Deutsche in der Sowjetunion und Ausiedler aus der UdSSR in der Bundesrepublik Deutschland“. Arbeitsbericht Nr. 8).

<sup>56</sup> Roman Bühler, Heidi Gander-Wolf (u.a.), *Schweizer im Zarenreich. Zur Geschichte der Auswanderung nach Rußland*. Zürich: Hans Rohr 1985, VIII, 519 S. (Beiträge zur Geschichte der Rußlandschweizer. 1.).

Eine der Mitarbeiterinnen hatte schon 1974 eine volkskundliche Dissertation über die Kolonie Chabag (Schabo) in Bessarabien verfaßt und hierzu die in Belgorod-Dnestrovskij (Akkerman) aufbewahrten Kirchenbücher einsehen können.<sup>57</sup> Die anderen Mitarbeiter des Projekts sammelten parallel dazu Material für Dissertationen und Lizentiatsarbeiten zu Einzelthemen. In der Folge entstanden Untersuchungen zu einzelnen Gruppen von Schweizern im Zarenreich, vorwiegend zu Berufsgruppen. Urs Rauber behandelte die Schweizer Industrie,<sup>58</sup> Gisela Tschudin die Käser,<sup>59</sup> Rudolf Mumenthaler die Ärzte,<sup>60</sup> Roman Bühler die Bündner.<sup>61</sup> Die genannten Autoren und einige weitere haben auch die Beiträge für einen 1989 von Werner Zimmermann herausgegebenen Ausstellungskatalog verfaßt.<sup>62</sup>

Zieht man ein Resümee dieses Überblicks über die einschlägige Buchproduktion der letzten Jahre, so läßt sich feststellen, daß die Geschichtsforschung bezüglich der Rußlanddeutschen noch etliche weiße Flecken aufzuarbeiten hat. Der größte Nachholbedarf besteht naturgemäß für die Zeit nach 1917, deren Archive erst jetzt zugänglich sind, doch selbst für die Zarenzeit sind die Quellen noch keineswegs ausgeschöpft. An bearbeitungswürdigen Themen für künftige Dissertationen und andere Forschungsvorhaben besteht kein Mangel.

---

<sup>57</sup> Heidi Gander-Wolf, Chabag, Schweizer Kolonie am Schwarzen Meer. Ihre Gründung und die ersten Jahrzehnte ihres Bestehens. Lausanne: Multi-Off. 1974, 259 S. m. Fotos.

<sup>58</sup> Urs Rauber, Schweizer Industrie in Rußland: ein Beitrag zur Geschichte der industriellen Emigration, des Kapitalexportes und des Handels der Schweiz mit dem Zarenreich (1760–1917). Zürich: Hans Rohr 1985, 460 S. (Beiträge zur Geschichte der Rußlandschweizer. 2.).

<sup>59</sup> Gisela Tschudin, Schweizer Käser im Zarenreich. Zur Mentalität und Wirtschaft ausgewanderter Bauernsöhne und Bauerntöchter. Zürich: Hans Rohr 1990, 320 S. (Beiträge zur Geschichte der Rußlandschweizer. 3.).

<sup>60</sup> Rudolf Mumenthaler, „Keiner lebt in Armuth“. Schweizer Ärzte im Zarenreich. Zürich: Hans Rohr 1991, 266 S. (Beiträge zur Geschichte der Rußlandschweizer. 4.).

<sup>61</sup> Roman Bühler, Bündner im Russischen Reich. 18. Jahrhundert bis Erster Weltkrieg. Ein Beitrag zur Wanderungsgeschichte Graubündens. Disentis/Mustér: Desertina 1991, 680 S.

<sup>62</sup> Schweiz — Rußland. Rossija — Švejcarija. Beziehungen und Begegnungen, hrsg. v. Werner G. Zimmermann. Zürich 1989, 178 S.



## Material zur frühen Geschichte der Wolgadeutschen in der Literatur der DDR

von Michael Schippan

Bis 1990 war in der DDR keine zusammenfassende Arbeit über die Ansiedlung von Ausländern an der Wolga nach den Einwanderungsmanifesten der Kaiserin Katharina II. 1762/63 sowie über die weiteren Auswanderungswellen erschienen. Einerseits gab es insgesamt nur wenige Historiker, die sich mit der Geschichte des Zarenreiches beschäftigten,<sup>1</sup> andererseits hatte das „Auslassen“ der Thematik auch politische Hintergründe. Die maßgeblichen Vertreter der Wissenschaftspolitik in der DDR zeigten sich darüber verärgert, daß auswanderungswillige Rußlanddeutsche ihre Hoffnungen vorwiegend auf die Bundesrepublik Deutschland richteten. Bitten von Rußlanddeutschen an Kulturpolitiker der DDR um Unterstützung im Bereich der Kultur wurden zum Teil nicht einmal einer Antwort gewürdigt.<sup>2</sup> Schließlich gehörten die Zwangsumsiedlungen ganzer Völker in der Stalin-Zeit, von denen nach dem Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 28. August 1941 auch rund eine Million Deutsche betroffen waren, zu den „Tabuthemen“ der Geschichtsschreibung und -propaganda im östlichen deutschen Staat.

Dennoch finden sich in mehr oder weniger zugänglichen Publikationen Hinweise auf Quellen sowie Forschungen über Einzelaspekte der Ansiedlung von Deutschen in Rußland. Wie es auch in anderen Bereichen der Osteuropaforschung in der DDR der Fall war, zeigte sich eine Arbeitstei-

---

<sup>1</sup> Vgl. Eduard Winter, Heinz Lemke, Forschungen zur russischen Geschichte und der deutsch-russischen Beziehungen bis 1917 in der DDR, in: Historische Forschungen in der DDR. Analysen und Berichte. Zum XI. Internationalen Historikerkongreß in Stockholm 1960. Sonderband der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 8 (1960), S. 508-519; Wilhelm Zeil, Forschungen zur Geschichte der Völker der UdSSR und der deutsch-russischen Beziehungen bis 1917, in: Historische Forschungen in der DDR 1960-1970. Analysen und Berichte. Zum XIII. Internationalen Historikerkongreß in Moskau 1970. Sonderband der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 18 (1970), S. 660-675; ders., Forschungen zur Geschichte der Völker der UdSSR und der deutsch-russischen Beziehungen bis 1917, in: Historische Forschungen in der DDR 1970-1980. Analysen und Berichte. Zum XV. Internationalen Historikerkongreß in Bukarest 1980. Sonderband der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 28 (1980), S. 381-392; Michael Schippan, Forschungen zur Geschichte der Völker der UdSSR und der deutsch-russischen Beziehungen bis 1917, in: Historische Forschungen in der DDR 1980-1990. Analysen und Berichte. Zum XVII. Internationalen Historikerkongreß in Madrid 1990 (Manuskript, zum Druck eingereicht).

<sup>2</sup> Vgl. Rußlanddeutsche — Woher? Wohin?, hrsg. v. Johann Warkentin. Berlin 1992, S. 227 ff.

lung mit den Vertretern der Geschichtsschreibung der Länder Ost- und Ostmitteleuropas, mit denen man sich durch die gemeinsame ideologische Grundlage verbunden fühlte. Aus dem Russischen wurden Aufsätze über die Anfänge der deutschen Siedlung an der Wolga übersetzt, die teilweise auf Material aus russischen Archiven beruhten. Ihre Aufnahme in diese Übersicht erscheint als berechtigt, handelt es sich hier doch um Material, das in der historischen Literatur der DDR veröffentlicht wurde, wenn es auch nicht von Historikern aus dem eigenen Land stammte.

V. Mavrodin,<sup>3</sup> I. Rozner<sup>4</sup> und A.G. Tatarincev<sup>5</sup> befaßten sich mit der Haltung der deutschen Siedler an der Wolga während des Aufstandes unter der Führung von E.I. Pugačëv 1773–1775. Mavrodin und Rozner werteten Akten des Central'nyj Gosudarstvennyj Archiv Drevnich Aktov (CGADA) in Moskau aus, während Tatarincev auf der Grundlage der örtlichen Überlieferung in Saratov bisher unbekannte Nachrichten über Widerstandsaktionen der deutschen Bevölkerung gegen Übergriffe der russischen Administration in den Jahren 1778/79, also nach der Niederschlagung des Pugačëv-Aufstandes, mitteilte. Die Autoren waren bestrebt, die soziale Differenzierung in den deutschen Wolgakolonien und einen beachtlichen Anteil der ärmeren Bevölkerung an den Erhebungen nachzuweisen.

Bei ihrer Auswertung der preußischen Gesandtschaftsberichte über den Pugačëv-Aufstand, die sich im Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz befinden (dessen jahrzehntelang in Merseburg deponierte Bestände vor kurzem zurück nach Berlin-Dahlem gebracht wurden), vermochten Peter Hoffmann und Horst Schützler allerdings keine Nachrichten über die Haltung der deutschen Siedler während der Erhebungen mitzuteilen.<sup>6</sup>

Einen Einblick in seine Forschungen über die Bevölkerungsentwicklung ethnischer Minderheiten auf russischem Gebiet gewährte V.M. Ka-

<sup>3</sup> Valentin Mavrodin, Die Teilnahme deutscher Ansiedler des Volgagebiets am Pugačëv-aufstand, in: Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas 7 (1963), S. 189-199.

<sup>4</sup> I. Rozner, Deutsche Teilnehmer am Bauernkrieg unter der Führung Pugačëvs, in: Ost und West in der Geschichte des Denkens und der kulturellen Beziehungen. Festschrift für Eduard Winter zum 70. Geburtstag. Berlin 1966, S. 417-426.

<sup>5</sup> A.G. Tatarincev, Zum Wiederhall des Pugačëv-Aufstandes im Saratover Gebiet. Aus der Geschichte der deutschen Kolonisation in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Slawistik 12 (1967), H. 2, S. 197-206.

<sup>6</sup> Peter Hoffmann, Horst Schützler, Der Pugačëv-Aufstand in zeitgenössischen deutschen Berichten, in: Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas 6 (1962), S. 337-365.

buzan in seiner Studie über Zahl und Siedlungsgebiete der Deutschen.<sup>7</sup> Schließlich ist noch auf die Übersetzung eines Aufsatzes von L. Malinovskij zu verweisen, der sich bei seinem Vergleich der Wirtschaftsentwicklung in Südrußland sowie im Wolgagebiet auf Akten des Central'nyj Gosudarstvennyj Istoričeskij Archiv (CGIA, jetzt: RGIA = Rossijskij Gosudarstvennyj Istoričeskij Archiv) in St. Petersburg stützte.<sup>8</sup>

Die meisten der deutschen Auswanderer, die 1764 bis 1767 für die Übersiedlung in die neugegründeten Kolonien an der Wolga geworben wurden, stammten aus Hessen und angrenzenden Gebieten sowie aus dem Rheinland, besonders der Pfalz. Die Territorialstaaten, die später auf dem Gebiet der DDR lagen, gehörten nicht zu den Hauptauswanderungsgebieten. In Preußen und in Kursachsen<sup>9</sup> verhinderten strenge Verbote der Regierungen eine massenhafte Auswanderung der Untertanen aus ihren Ländern. Der Leipziger Rußlandhistoriker Siegfried Hillert, der systematisch die Nachrichten über das Zarenreich in der Presse der Messestadt im 18. Jahrhundert auswertete, berichtete, wie Gottlieb Schumann († 1771), der Redakteur der „Leipziger Zeitungen“, das erste Einwanderungsmanifest der russischen Kaiserin Katharina II. am 21. Februar 1763 in seinem Blatt abdruckte. „Wegen Verleitung hiesiger Unterthanen zum Wegziehen außer Landes“ wurde Schumann mehrfach von der Dresdener Regierung vermahnt.<sup>10</sup>

In seiner 1969 in Wörlitz verteidigten Dissertation, die 1991 in gekürzter Form in Dessau erschien,<sup>11</sup> behandelte Georg Opitz (1921–1986) drei

<sup>7</sup> V.M. Kabuzan, Zahl und Siedlungsgebiete der Deutschen im Russischen Reich (1796–1917), in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 32 (1984), H. 10, S. 866–874.

<sup>8</sup> Lev Malinovskij, Sozialökonomische Aspekte der deutschen Bauernkolonisation im Süden des Russischen Reiches (18. und 19. Jahrhundert), in: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas 30 (1986), S. 187–200.

<sup>9</sup> Ein Verbotsmandat des sächsischen Prinzen Xaver vom 21. August 1764 „Wider die Verleitung (...) zum Wegziehen außer Landes“ wurde in der Zeit, als die russischen Werbungen ihren Höhepunkt erreichten, am 25. April 1766, noch einmal bekräftigt. Vgl. Die Staatsreform in Kursachsen 1762–1763. Quellen zum Kursächsischen Retablisement nach dem Siebenjährigen Kriege, hrsg. u. eingeleitet v. Horst Schlichte. Berlin 1958, S. 345.

<sup>10</sup> Siegfried Hillert, Gottlieb Schumann — Redakteur der „Leipziger Zeitungen“ während der Studienjahre Radiščevs in Leipzig, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig, Gesellsch. u. sprachwiss. Reihe 26 (1977), H. 4, S. 369–377, bes. S. 374 f. Für seine materialreiche Dissertation mußte Hillert einen umständlichen Titel wählen, um den Anforderungen des Lehrbereichs „Landeskunde“ zu genügen: Historische Aspekte des Landesbildes UdSSR und ihre Bedeutung für Russischlehrer in der DDR, dargestellt am Beispiel der Leipziger Rußlandbeziehungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Phil. Diss., Leipzig 1986 (Masch.).

<sup>11</sup> Georg Opitz, Die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen Anhalt und Rußland in der Zeit von 1760 bis 1871. Phil. Diss., Halle/Saale 1969 (Masch.);

Aspekte der Rußlandbeziehungen der anhaltischen Fürstentümer: die Kolonistenbewegung in und um Anhalt-Dessau nach dem Einwanderungsmanifest der Kaiserin Katharina II. vom Jahre 1763 (Rolle der Sammelplätze Roßlau und Coswig), die pädagogischen Kontakte zwischen Anhalt-Dessau und Rußland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung des Wirkens von Christian Heinrich Wolke sowie die von Anhalt-Köthen ausgehende Gründung der Kolonie „Askanija Nova“ in Südrußland und ihre Geschichte von 1828 bis 1856. Die aus dem Hauptstaatsarchiv Oranienbaum bei Dessau gewonnenen Angaben über die soziale, altersmäßige und geschlechtliche Zusammensetzung der Auswanderer an die Wolga bestätigen die in anderen Darstellungen über die Wolgadeutschen dargelegte Erkenntnis, daß sich unter den Kolonisten zu einem beträchtlichen Teil Vertreter des städtischen und ländlichen Handwerks befanden, die wirtschaftlich geschädigt worden waren und ihr Glück in der Fremde suchten. Aus den anhaltischen Fürstentümern wanderten kaum Ackerbauern aus, die Traditionen der Bewirtschaftung des Bodens in den Wolgakolonien hätten vermitteln können. Auch alleinstehende Frauen und Mütter mit Kindern schlossen sich den Trecks an. In Roßlau wurden Bürgermädchen mit Kolonisten getraut, die aus dem süddeutschen Raum gekommen waren.

Als der junge August Ludwig Schlözer im Sommer 1765 in Lübeck eintraf, um in Deutschland Bücher für die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften zu kaufen, die Anlage von Anstalten für psychisch kranke Menschen zu studieren und vier junge Russen zum Studium nach Göttingen zu begleiten, konnte er Tausende von Rußlandausiedlern beobachten, die in und um Lübeck auf ihre Einschiffung warteten. In Briefen und Berichten an seine Auftraggeber von der Petersburger Akademie, besonders an den Staatsrat Johann Taubert, die 1961 von Eduard Winter herausgegeben worden sind,<sup>12</sup> wird deutlich, welche Belastungen die Unterbringung dieser Menschenmassen für den Lübecker Rat mit sich brachte, wie man über den russischen Gesandten, den Grafen A.S. Musin-Puškin, und den Kommissar der Zarin, Christoph Heinrich Schmidt, dachte. Schlözer bedauerte es, sich nicht rechtzeitig über die Anlage der Kolonien um Saratov informiert zu haben, denn er wurde von den Lübeckern „bei Gastereien“ als kenntnisreicher Mann befragt, die wissen wollten, was an den Verheißungen der russischen Kolonistenwerber wirklich glaubhaft sei.

---

jetzt gekürzte Fassung in: Zwischen Wörlitz und Mosigkau. Schriftenreihe zur Geschichte der Stadt Dessau und Umgebung. Dessau 1991, H. 33.

<sup>12</sup> August Ludwig v. Schlözer und Rußland, eingel. u. unter Mitarbeit v. Ludwig Richter u. Liane Zeil, hrsg. v. Eduard Winter. Berlin 1961, S. 88, 90, 94 u. 111.

An der Planung für Kolonistenansiedlungen in Rußland und dem Entwurf für ein Kolonistenstatut war der Pastor Johann Georg Eisen beteiligt. Erich Donnert geht in seiner Biographie des Geistlichen<sup>13</sup> auf die Pläne Peters III. zur Bildung deutscher Militärsiedlungen in Livland ein. Die baltischen Barone waren bestrebt, die Kolonisationsaktivitäten nach dem russischen Landessüden abzulenken. Donnert behandelte allerdings diesen Bereich der Wirksamkeit Eisens nicht so ausführlich wie Roger P. Bartlett.

Auf breiter Quellengrundlage lieferte Gerhard Steiner eine Schilderung der Reise Johann Reinhold Forsters mit seinem zehnjährigen Sohn Georg Forster zu den Wolgakolonien 1765.<sup>14</sup> Aus dem St. Petersburger Staatsarchiv wird ein Brief des Grafen G.G. Orlov an die Kaiserin vom Mai 1765 abgedruckt, in dem von der Absicht berichtet wird, den Pastor Johann Reinhold Forster zur Widerlegung von „lügnerischen, von mißgünstigen Personen stammenden Verlautbarungen“ über die Wolgakolonien zu bewegen. Forster habe sich nach seiner Ankunft in St. Petersburg einverstanden erklärt, dem Gerücht entgegenzutreten, die nach Rußland ausgewanderten Kolonisten seien „großem Unglück“ ausgesetzt. Der gelehrte Pastor wurde allerdings nach seiner Rückkehr von der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften brüskiert, so daß er sich mit seinem Sohn, der eine Zeitlang die St. Petri-Schule in der russischen Hauptstadt besucht hatte, nach England wandte.

Der hessen-darmstädtische Rat Johann Heinrich Merck konnte nach seiner Rußlandreise im Gefolge der Landgräfin Karoline vom Mai bis Dezember 1773 als Kenner der Verhältnisse im Zarenreich gelten. In eine populäre Ausgabe seiner kleineren Schriften<sup>15</sup> wurde auch eine Rezension zu den „Briefen über Rußland“ von J.H.C. Meyer aufgenommen, in der sich kritische Bemerkungen zu den Ergebnissen der Ansiedlungspolitik Katharinas II. an der Wolga finden: „Bei den Kolonien hätte man das Verfahren der Tutelkanzlei ein wenig beleuchten sollen, durch deren nachlässige und verkehrte Anstalten so viele weise Absichten der Regierung vereitelt wurden. Die Kolonien in Astrachan sind beinahe alle unrecht

<sup>13</sup> Erich Donnert, Johann Georg Eisen (1717–1779). Ein Vorkämpfer der Bauernbefreiung in Rußland. Leipzig 1978.

<sup>14</sup> Gerhard Steiner, Johann Reinhold Forsters und Georg Forsters Beziehungen zu Rußland, in: Studien zur Geschichte der russischen Literatur des 18. Jahrhunderts, hrsg. v. Helmut Graßhoff u. Ulf Lehmann. Bd. II, Berlin 1968, S. 245–311, Anmerkungen S. 430–450.

<sup>15</sup> Johann Heinrich Merck, Rezension zu: „Briefe über Rußland“ von J.H.C. Meyer, Lieutenant des kurhannoverschen Regiments Sachsen-Gotha. Erster Teil. Göttingen, bei Rosenbusch. 1778. Zweiter Teil 1779“, in: Ders., Galle genug hab ich im Blute. Fabeln — Satire — Essays, hrsg. v. Hedwig Voegt. Berlin 1973, S. 517–521.

angesetzt; und sodann sind die meisten Kolonisten verdorbne Handwerker und Leute, die nirgends haben gedeihen wollen.“ (zit. nach S. 520 f.)

Die aus einer 1979 an der Humboldt-Universität zu Berlin verteidigten theologischen Dissertation zum Thema „Ursprünge und Anfänge des russischen Freikirchentums“ hervorgegangene Publikation des Pfarrers Hans-Christian Diedrich<sup>16</sup> verdeutlicht, daß es in der DDR den um eine Oekumene der christlichen Kirchen bemühten Autoren möglich war, Wissen über die russisch-orthodoxe Kirche und die anderen Religionsgemeinschaften in der ehemaligen Sowjetunion relativ ungehindert verbreiten zu können.<sup>17</sup> Die Arbeit gibt einen auf die Sekundärliteratur gestützten Überblick über die Anfänge der deutschen Kolonien in Rußland, über russische nonkonformistische Religionsgemeinschaften, das Vordringen des Baptismus und des Stundismus bis zur Konferenz von St. Petersburg von 1884.

Weitere Hinweise auf Forschungen in der DDR enthält der jüngst erschienene Überblick von Michael Schippan und Sonja Striegnitz.<sup>18</sup> Als im Oktober 1992 in Freiburg die Internationale Konferenz „Geschichte und Kultur der Wolgadeutschen von den Großen Reformen bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges (1860–1914)“ stattfand,<sup>19</sup> trat Sonja Striegnitz mit einem Beitrag über die Haltung der Wolgadeutschen während des Ersten Weltkrieges auf. Das Material hierzu, das zum Teil in der zuletzt erwähnten Monographie verarbeitet worden ist, wurde 1990, im letzten Jahr der Existenz der DDR, zusammengetragen. Während die Gründungsphase der deutschen Wolgakolonien, wie gezeigt wurde, immerhin die Aufmerksamkeit einiger Forscher auf sich zog, ist der auf der Konferenz in Freiburg behandelte Zeitraum von Historikern der DDR kaum untersucht worden.

<sup>16</sup> Hans-Christian Diedrich, *Siedler, Sektierer und Stundisten. Die Entstehung des russischen Freikirchentums*. Berlin 1985.

<sup>17</sup> Vgl. Hans-Dieter Döppmann, *Die Russische Orthodoxe Kirche in Geschichte und Gegenwart*. Berlin 1977, 2. Aufl. 1981; ders., *Die orthodoxen Kirchen*. Berlin 1991.

<sup>18</sup> Michael Schippan, Sonja Striegnitz, *Wolgadeutsche. Geschichte und Gegenwart*. Berlin 1992. Vgl. auch die Rezension des Buches, unten, S. 249 ff.

<sup>19</sup> Vgl. die Mitteilung von Dittmar Dahlmann über die Konferenz „Geschichte und Kultur der Wolgadeutschen von den Großen Reformen bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges (1860–1914)“ in Freiburg vom 15.–17. Oktober 1992, in diesem Heft, S. 215–218.

# Deutsche in Moskau und St. Petersburg in der Historiographie der DDR

von Michael Schippan

Die Deutschen in Moskau und St. Petersburg als ethnische Gemeinschaft oder als Bevölkerungsgruppe in der Gesellschaft des Zarenreiches sind in der Historiographie der DDR nicht monographisch untersucht worden. Doch es gibt Forschungsarbeiten und Quelleneditionen, in denen auf einzelne Vertreter dieser Gruppe eingegangen wird. Gemäß den Traditionen der Schule von Eduard Winter (1896–1982), der in Zusammenarbeit mit dem sowjetischen Literaturwissenschaftler P.N. Berkov das Konzept der „deutsch-slawischen Wechselseitigkeit“ entwickelte,<sup>1</sup> standen vor allem jene Deutsche im Vordergrund, die Träger der Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen waren. Zeitlicher Schwerpunkt der Untersuchungen waren das 18. und beginnende 19. Jahrhundert. Hingegen beschäftigte man sich in der DDR kaum mit den Formen des Zusammenlebens, den deutschen Kirchgemeinden und Schulen. Der Anteil von Deutschen am wirtschaftlichen Leben in Moskau und St. Petersburg wurde im wesentlichen nur für die Zeit von den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bis 1914 untersucht.

Auf die Anfänge der „Nemeckaja Sloboda“, der Moskauer deutschen Siedlung, im 16. Jahrhundert ging lediglich Erich Donnert ein. Er befaßte sich insbesondere mit dem Kaufmann Hans Schlitte aus Goslar, der im Auftrage Zar Ivans IV. Gelehrte, Ärzte, Apotheker, Baumeister und Handwerker für den russischen Dienst anwerben sollte.<sup>2</sup> Klaus Günther

---

<sup>1</sup> Der slowakische Dichter und Wissenschaftler Jan Kollár hatte bereits 1836 in seiner programmatischen Schrift „O literární vzájemnosti mezi kmeny a nářečími slávkými“ den Gedanken von der kulturellen Wechselseitigkeit der slawischen Völker betont. E. Winter und P.N. Berkov wollten zeigen, daß es sich um ein wechselseitiges Geben und Nehmen zwischen Deutschen und Slaven handelte, und Theorien von einem „West-Ost-Kulturgefälle“ entgegentreten. Vgl. Eduard Winter, Deutsch-slawische Wechselseitigkeit, besonders in der Geschichte der Wissenschaft. Deutsch-russische Wissenschaftsbeziehungen im 18. Jahrhundert. Berlin 1981 (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, Gesellschaftswissenschaften. 4.).

<sup>2</sup> Vgl. Erich Donnert, Rußland an der Schwelle der Neuzeit. Der Moskauer Staat im 16. Jahrhundert. Berlin 1972, S. 316-320 (über Hans Schlitte); ders., Das Moskauer Rußland. Kultur und Geistesleben im 15. und 16. Jahrhundert. Leipzig 1976, S. 184 ff. (deutsche Siedlung in Moskau); ders., Iwan Grosny „der Schreckliche“. Leipzig 1978, S. 187-206 (Rußland und Deutschland); ders., Altrussisches Kulturlexikon. Leipzig 1985, S. 32 („Deutsche Vorstadt“) u. 335 („Schlitte, Hans“).

legte Studien über die ersten Theateraufführungen am Hofe des Zaren Aleksej Michajlovič in Preobraženskoe vor, die von dem Pastor Johann Gottfried Gregorii aus Merseburg organisiert worden waren und in denen Jugendliche aus der deutschen Siedlung als Laienschauspieler auftraten.<sup>3</sup> Die Intoleranz von Geistlichen verschiedener Konfessionen in dieser Siedlung führte dazu, daß der nonkonformistische „Schwärmer“ Quirinus Kuhlmann 1689 der russischen Macht überantwortet und verbrannt wurde, wie Walter Dietze zeigte.<sup>4</sup>

Nach dem Zweiten Weltkrieg wählte Eduard Winter, der in Prag und Wien gelehrt hatte, zunächst Halle und dann Berlin als Orte seines Wirkens. In Halle fand er, wie schon zuvor D. Čyževs'kyj, im Archiv der Franckeschen Stiftungen Material über die Rußlandbeziehungen der Pietisten. Es wurde im ersten Band seiner „Hallenser Trilogie“ verarbeitet.<sup>5</sup> Den von der katholischen Kirche gemäßregelten Priester Winter interessierten besonders der Kampf zwischen dem Papsttum und Vertretern der russischen Orthodoxie, die Missionsversuche westlicher Kirchenvertreter sowie die Bestrebungen zur Herstellung einer Kirchenunion, in die auch die in Moskau und später in St. Petersburg lebenden Deutschen einbezogen waren. Er ging den frühen Erscheinungsformen neuer Geistesströmungen nach, wie dem „Frühhumanismus“, der „Frühaufklärung“ und dem „Frühliberalismus“, die sich gegen die Kräfte des Beharrens durchzusetzen begannen. In der Studie über die Frühaufklärung wird auf Deutsche, wie Heinrich Wilhelm Ludolf (geboren in Erfurt), Ernst Glück (aus Wettin) und Johann Werner Paus (aus Salzingen), eingegangen, die die russische Sprache erlernten und in Moskau und St. Petersburg die Reformen Peters I. zu unterstützen suchten.<sup>6</sup> Als ein Vermächtnis Eduard Winters ist der 1983 posthum erschienene Sammelband über die „Wegbereiter der deutsch-slawischen Wechselseitigkeit“ zu nennen. Einige der hier vereinten biographischen Skizzen sind deutschen Gelehrten gewidmet, die

<sup>3</sup> Klaus Günther, Neue deutsche Quellen zum ersten russischen Theater, in: Zeitschrift für Slawistik 8 (1963), S. 664-675; ders., Das Weimarer Bruchstück des ersten russischen Dramas „Artaxerxovo dejstvo“ (1672), in: Studien zur Geschichte der russischen Literatur des 18. Jahrhunderts, hrsg. v. Helmut Graßhoff u. Ulf Lehmann. Bd. 3, Berlin 1968, S. 120-137 u. 138-178; ders., Das Moskauer Judithdrama von Johann Gottfried Gregorii, in: Ebenda, Bd. 4, Berlin 1970, S. 41-208.

<sup>4</sup> Walter Dietze, Quirinus Kuhlmanns letztes Wirken in Rußland, in: Sinn und Form 14 (1962), H. 1, S. 10-71; ders., Quirinus Kuhlmann. Ketzer und Poet. Versuch einer monographischen Darstellung von Leben und Werk. Berlin 1963.

<sup>5</sup> Eduard Winter, Halle als Ausgangspunkt der deutschen Rußlandkunde im 18. Jahrhundert. Berlin 1953.

<sup>6</sup> Eduard Winter, Rußland und das Papsttum. 2 Bde., Berlin 1960, 1961; ders., Frühaufklärung. Der Kampf gegen den Konfessionalismus in Mittel- und Osteuropa und die deutsch-slawische Begegnung. Berlin 1966.

sich in der alten und der neuen Hauptstadt des Zarenreiches um die deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen verdient machten.<sup>7</sup> Winter publizierte Studien über die Anfänge der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, in deren Mittelpunkt der erste Akademiepräsident, Laurentius Blumentrost der Jüngere, sowie Johann Werner Paus als Übersetzer standen.<sup>8</sup> Gemeinsam mit Wissenschaftshistorikern aus Leningrad gaben Eduard Winter und sein Schüler Peter Hoffmann drei Bände heraus, die die Beziehungen zwischen der Berliner und der Petersburger Akademie der Wissenschaften im 18. Jahrhundert anhand des Briefwechsels zwischen Leonhard Euler und den Petersburger Akademiedirektoren und -sekretären dokumentieren.<sup>9</sup> Diese Quellenausgabe wird ergänzt durch die Edition des Briefwechsels zwischen Leonhard Euler und dem aus Königsberg stammenden Mathematiker und Petersburger Akademiesekretär Christian Goldbach,<sup>10</sup> der zeitweise während der Regierungszeit der Zarin Elisabeth die Dechiffrierabteilung des russischen Kollegiums der auswärtigen Angelegenheiten leitete und in dieser Funktion außenpolitische Vorhaben des Preußenkönigs Friedrich II. durchkreuzen half. Im Archiv der Berliner Akademie der Wissenschaften befinden sich noch zahlreiche unedierte Briefe Johann Albrecht Eulers, des Sohnes Leonhard Eulers, der von St. Petersburg aus mit dem langjährigen Berliner Akademiesekretär Johann Heinrich Samuel Formey korrespondierte. Eine Arbeitsgruppe unter Leitung von Martin Fontius prüft gegenwärtig Metho-

<sup>7</sup> Wegbereiter der deutsch-slawischen Wechselseitigkeit. Mit Unterstützung zahlreicher Freunde der deutsch-slawischen Wechselseitigkeit hrsg. v. Eduard Winter (†) u. Günther Jarosch. Berlin 1983 (Darin u.a.: Peter Hoffmann, Gerhard Friedrich Müller 1705–1783, S. 71–78; Eduard Winter, Leonhard Euler 1707–1783, S. 79–88; Annelies Graßhoff, Hartwig Ludwig Christian Bacmeister 1730–1806, S. 123–132; Günter Mühlpfordt, August Ludwig Schlözer 1735–1809, S. 133–156).

<sup>8</sup> Eduard Winter, Blumentrost d.J. und die Anfänge der Petersburger Akademie der Wissenschaften (Nach Aufzeichnungen von K.F. Svenske), in: Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas 8 (1964), S. 247–269; ders., Ein Bericht von Johann Werner Paus aus dem Jahre 1732, in: Zeitschrift für Slawistik 3 (1958), S. 744–770; ders., „Die Beschreibung der Reisen aus Sachsen nach Moskau 1701/02“ von J.W. Paus, in: Ebenda 4 (1959), S. 264–271. Einen Beitrag zur Paus-Forschung leistete auch Christian Meiske, Die Kapitel XVI und XVII des Sobornoe Uloženie von 1649 und die deutsche Übersetzung dieser Abschnitte durch Johann Werner Pause, in: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas 28 (1984), S. 45–57.

<sup>9</sup> Die Berliner und die Petersburger Akademie der Wissenschaften im Briefwechsel Leonhard Eulers. Teil 1: Der Briefwechsel L. Eulers mit G.F. Müller 1735–1767. Berlin 1959; Teil 2: Der Briefwechsel Eulers mit Nartov, Razumovskij, Schumacher, Teplov und der Petersburger Akademie 1730–1763. Berlin 1962, Teil 3: Wissenschaftliche und wissenschaftsorganisatorische Korrespondenzen 1726–1774. Berlin 1976.

<sup>10</sup> Leonhard Euler und Christian Goldbach. Briefwechsel 1729–1764, hrsg. u. eingel. v. A.P. Juškevič u. E. Winter. Berlin 1965.

den, die bei der Edition von Teilen dieses umfangreichen Briefwechsels angewandt werden können.

In einem anlässlich des 250. Geburtstages Leonhard Eulers vorgelegten Protokollband wurden die Aufgaben bei der Erforschung der „Begegnung der deutschen mit der russischen Aufklärung“ (Eduard Winter) und der „deutsch-russischen kulturellen Beziehungen“ (P.N. Berkov) abgesteckt.<sup>11</sup> Für die Zeit Zar Peters I. untersuchten die Winter-Schüler Joachim Tetzner und Conrad Grau (dessen Habilitationsschrift ungedruckt blieb) diese Beziehungen.<sup>12</sup> Eine Reihe von Studien über die Zeitschriften als Medium der Aufklärung an der St. Petersburger Akademie sowie in deutschen Territorien wurde vorgelegt.<sup>13</sup> Günter Mühlpfordt versuchte in materialreichen Überblicken, die Wechselbeziehungen zwischen St. Petersburg und den Zentren der von ihm so bezeichneten „mitteldeutschen Aufklärung“, Halle und Leipzig, zu erfassen. Er verdeutlichte, wer von den in St. Petersburg im 18. Jahrhundert lebenden Deutschen eine Universitätsausbildung in diesen Wissenschaftszentren erhielt.<sup>14</sup>

Peter Hoffmann wandte sich dem Historiker und Geographen Gerhard Friedrich Müller zu, der nahezu 58 Jahre seines Lebens in St. Petersburg und Moskau verbrachte.<sup>15</sup> Eine deutschsprachige wissenschaftliche Biographie Müllers fehlt bis heute, was vor allem darauf zurückzuführen ist,

<sup>11</sup> Die deutsch-russische Begegnung und Leonhard Euler. Beiträge zu den Beziehungen zwischen der deutschen und der russischen Wissenschaft und Kultur im 18. Jahrhundert, hrsg. v. Eduard Winter. Berlin 1958.

<sup>12</sup> Joachim Tetzner, Heinrich Wilhelm Ludolf und Rußland. Berlin 1955; Conrad Grau, Petrinische kulturpolitische Bestrebungen und ihr Einfluß auf die Gestaltung der deutsch-russischen wissenschaftlichen Beziehungen im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Habilitationsschrift, Berlin 1966 (Masch.).

<sup>13</sup> Joachim Tetzner, Die Leipziger Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen über die Anfänge der Petersburger Akademie, in: Zeitschrift für Slawistik 1 (1956), S. 93-120; Conrad Grau, Peter Hoffmann, Zur Verbreitung der Petersburger Akademiepublikationen in Deutschland im 18. Jahrhundert, in: Studien (wie Anm. 3), Bd. 2, Berlin 1968, S. 122-134 u. 398ff.; Ulf Lehmann, Der Verlag Breitkopf in Leipzig und die Petersburger Akademie in den 60er und 70er Jahren des 18. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Slawistik 8 (1963), S. 25-33; Folkwart Wendland, Zeitschriften der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland und Rußland und ihre Bedeutung für die deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen, in: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas 28 (1984), S. 279-289.

<sup>14</sup> Günter Mühlpfordt, Petersburg und Leipzig — zwei engverbundene Zentren der Aufklärung, in: Russisch-deutsche Beziehungen von der Kiever Rus' bis zur Oktoberrevolution. Studien und Aufsätze, hrsg. v. Heinz Lemke u. Bruno Widera. Berlin 1976, S. 115-136; ders., Petersburg und Halle. Begegnungen im Zeichen der Aufklärung, in: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas 25/2 (1982), S. 155-171.

<sup>15</sup> Peter Hoffmann, Gerhard Friedrich Müller — Die Bedeutung seiner geographischen Arbeiten für das Rußlandbild des 18. Jahrhunderts. Diss., Berlin 1959 (Masch.).

daß die Quellen über sein Wirken im Zarenreich sehr verstreut sind. Hoffmann beschäftigte sich auch mit Anton Friedrich Büsching, dem Freund Müllers, der nach Jahren seiner Tätigkeit als Prediger und Lehrer in St. Petersburg im Jahre 1765 wieder nach Deutschland zurückkehrte, Direktor am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin wurde und in seiner Erdbeschreibung, in dem von ihm herausgegebenen „Magazin für die neue Historie und Geographie“ sowie in seinen „Wöchentlichen Nachrichten“ Quellen und Material über Rußland publizierte.<sup>16</sup> Auch andere Autoren wandten sich Büsching zu.<sup>17</sup> Der Briefwechsel zwischen Müller und Büsching wurde von Peter Hoffmann inzwischen zum Druck vorbereitet. Die Korrespondenz bietet einen lebendigen Einblick in das Leben der St. Petersburger Deutschen.

Gerhard Steiner berichtete, wie der Forschungsreisende Johann Reinhold Forster nach seiner Rückkehr von der Expedition zu den neugegründeten deutschen Kolonien an der Wolga 1765 in St. Petersburg Mißhelligkeiten erlebte, weil er Mißstände in der Verwaltung angeprangert hatte, und daraufhin erbost nach London abreiste. Der junge Georg Forster wurde an der St. Petrischule in der russischen Hauptstadt unterrichtet.<sup>18</sup> In der Biographie des Pastors Johann Georg Eisen geht Erich Donnert auf die Projekte ein, die der Kritiker der Leibeigenschaft in Livland der russischen Regierung zukommen ließ. Eisen gelang es nicht, sich in St. Petersburg eine Existenz aufzubauen.<sup>19</sup>

In mehreren Arbeiten behandelte Erich Donnert die Anfänge der 1765 in St. Petersburg gegründeten Freien Ökonomischen Gesellschaft, ihre Preisschriften und das Wirken ihrer deutschen Mitglieder.<sup>20</sup> Diese Studien,

<sup>16</sup> Peter Hoffmann, „Anton Friedrich Büschings Wöchentliche Nachrichten“ als Bibliographie der Rußlandliteratur der siebziger und achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts, in: Ost und West in der Geschichte des Denkens und der kulturellen Beziehungen, hrsg. v. Wolfgang Steinitz u.a. Festschrift für Eduard Winter zum 70. Geburtstag, Berlin 1966, S. 313-320; ders., O perepiske G.F. Millera i A.F. Bjušinga (Briefwechsel von G.F. Müller und A.F. Büsching), in: Archèografičeskij Ežegodnik za 1977 god. Moskva 1978, S. 290-295.

<sup>17</sup> Günter Mühlpfordt, Ein deutscher Rußlandkenner des 18. Jahrhunderts. A.F. Büsching als Herausgeber einer Schrift über die Wiedervereinigung der Ukraine mit Rußland (Halle 1775), in: Beiträge zur Geschichte der Beziehungen zwischen dem deutschen Volk und den Völkern der Sowjetunion. Berlin 1954, S. 40-62; M. Pantenius, Anton Friedrich Büsching (1724-1793) und Rußland. Ein Beitrag zur deutschen Rußlandkunde im 18. Jahrhundert. Phil. Diss., Halle-Wittenberg 1984 (Masch.).

<sup>18</sup> Gerhard Steiner, Johann Reinhold Forsters und Georg Forsters Beziehungen zu Rußland, in: Studien (wie Anm. 3), Bd. 2, Berlin 1968, S. 245-311 u. 430-450.

<sup>19</sup> Erich Donnert, Johann Georg Eisen (1717-1779). Ein Vorkämpfer der Bauernbefreiung in Rußland. Leipzig 1978.

<sup>20</sup> Erich Donnert, Zum Wirken der Petersburger Freien Ökonomischen Gesellschaft, in: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas 17/1 (1973), S. 161-183; ders., Die Petersburger Freie Ökonomische Gesellschaft und die Preisschriften

die vor allem den Diskussionen über die Agrarfrage in der Gesellschaft in den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts galten, wurden in seiner Monographie über die Gesellschaftstheorien und Staatslehren in der Ära des aufgeklärten Absolutismus Katharinas II. verwertet.<sup>21</sup>

An der am 12. Januar 1755 gegründeten Moskauer Universität<sup>22</sup> lehrten auch deutsche Professoren. Der Leipziger Aufklärer Johann Christoph Gottsched entsprach einer brieflich geäußerten Bitte Gerhard Friedrich Müllers, die Universitätsgründung zu unterstützen, und vermittelte zwei seiner Schüler, Christian Gottlieb Köllner und Johann Gottfried Reichel, nach Moskau. Diese Zusammenhänge stellte der Slavist Ulf Lehmann (1933–1992) in seiner Monographie „Der Gottschedkreis und Rußland“ heraus.<sup>23</sup> In der DDR wirkten Fachhistoriker und Literaturwissenschaftler eng zusammen. Ulf Lehmann, ein Schüler des Literatur- und Sprachforschers Hans Holm Bielfeldt wie auch Eduard Winters, arbeitete in der Leitung der 1973 gegründeten Fachkommission „Geschichte der slawischen Völker“ der Historikergesellschaft der DDR mit, die die Vertreter verschiedener Disziplinen zusammenführte. Auf ihren Tagungen wurde über die Aufklärung in Rußland (Halle 1975), die slavische Wiedergeburt (Cottbus 1983) oder die Französische Revolution von 1789 und die slawischen Völker (Köthen 1989) von Fachhistorikern und literatur- bzw. sprachwissenschaftlich orientierten Slavisten gemeinsam diskutiert. Auch Helmut Graßhoff (1923–1983), in dessen Überblickswerken deutsche Aufklärer in Moskau und St. Petersburg erwähnt werden,<sup>24</sup> und Annelies Graßhoff (1937–1989) gehörten zu der Forschungsgruppe Eduard Win-

---

von 1766, in: Russisch-deutsche Beziehungen (wie Anm. 14), S. 137-162; ders., Die Antrittsrede Leonhard Eulers vor der Freien Ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg im Dezember 1766, in: Zeitschrift für Slawistik 24 (1979), S. 254-257.

<sup>21</sup> Erich Donnert, Politische Ideologie der russischen Gesellschaft zu Beginn der Regierungszeit Katharinas II. Gesellschaftstheorien und Staatslehren in der Ära des aufgeklärten Absolutismus. Berlin 1976.

<sup>22</sup> Günter Mühlpfordt, Zur Rolle der Universitäten Halle und Moskau in den deutsch-russischen Beziehungen seit der Aufklärung, in: Jahrbuch für Geschichte der deutsch-slawischen Beziehungen und Geschichte Ost- und Mitteleuropas 1 (1956), S. 103-123; Erich Donnert, Zur Verbreitung bürgerlicher Wissenschafts- und Gesellschaftslehren an der Universität Moskau in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas 23/2 (1979), S. 25-34; ders., Philipp Heinrich Dilthey (1723–1781) und sein Bildungsplan für Rußland vom Jahre 1764, in: Österreichische Osthefte 31 (1989), S. 203-237.

<sup>23</sup> Ulf Lehmann, Der Gottschedkreis und Rußland. Berlin 1966; ders., Der Gottschedkreis und die Moskauer und Petersburger Aufklärung, in: Studien (wie Anm. 3), Bd. 1, Berlin 1963, S. 86-95.

<sup>24</sup> Helmut Graßhoff, A.D. Kantemir und Rußland. Berlin 1966; ders., Russische Literatur in Deutschland im Zeitalter der Aufklärung. Die Propagierung russischer Literatur im 18. Jahrhundert durch deutsche Schriftsteller und Publizisten. Berlin 1973.

ters. 44 Jahre lebte Hartwig Ludwig Christian Bacmeister im Zarenreich, dem Annelies Lauch (später mit Helmut Graßhoff verheiratet) eine Monographie widmete.<sup>25</sup> Er wurde von August Schlözer gefördert und war mit Müller und Büsching befreundet. Nachdem Müller 1765 in Moskau Direktor des Findelhauses geworden war, informierte Bacmeister den Freund brieflich über die Vorkommnisse in St. Petersburg, wo er von 1766 bis 1778 als Inspektor am Akademischen Gymnasium tätig war. Annelies Lauch analysierte das von Bacmeister herausgegebene Literaturreferatorgan „Russische Bibliothek“.

Hier konnte nur ein Teil der Literatur über die Rolle der Deutschen in Moskau und St. Petersburg in den Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen im 18. Jahrhundert angeführt werden. Weitere Nachweise finden sich in den Überblicksdarstellungen von Erich Donnert und Peter Hoffmann.<sup>26</sup> Einen knapp gefaßten Überblick über die Entwicklung der Historiographie in Rußland, an der deutsche Gelehrte beteiligt waren, legte Donnert vor.<sup>27</sup> Das Wirken der deutschen Historiker in St. Petersburg am Beginn des 19. Jahrhunderts untersuchte Stefan Wolle.<sup>28</sup> Seine Edition des Briefwechsels zwischen Gustav Ewers, Universitätsprofessor in Dorpat, und dem in St. Petersburg tätigen Historiker Philipp Krug<sup>29</sup> stellt für künftige Forschungen Quellenmaterial bereit. Eduard Winter und Ernst Eichler besorgten eine Ausgabe der Korrespondenz des Sprachforschers Johann Severin Vater mit dem Philologen und Historiker Friedrich Adelong in St. Petersburg.<sup>30</sup> Literaturhistoriker der DDR erforschten die Rezeption

<sup>25</sup> Annelies Lauch (verh. Graßhoff), *Wissenschaft und kulturelle Beziehungen in der russischen Aufklärung. Zum Wirken H.L.Ch. Bacmeisters*. Berlin 1969; dies., *Eine altrussische Kulturgeschichte in Johann Volrad Bacmeisters „Essai sur la Bibliothèque et le Cabinet de curiosités et d'histoire naturelle de l'Académie des sciences de Saint-Petersbourg“ (1776)*, in: *Zeitschrift für Slawistik* 33 (1988), S. 854-864.

<sup>26</sup> Erich Donnert, *Rußland im Zeitalter der Aufklärung*. Leipzig 1983, Wien (u.a.) 1984; Peter Hoffmann, *Rußland im Zeitalter des Absolutismus*. Berlin/Vaduz 1988.

<sup>27</sup> Erich Donnert, *Neue Wege im russischen Geschichtsdenken des 18. Jahrhunderts*. Berlin 1985 (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-hist. Klasse. Bd. 126, H. 3.).

<sup>28</sup> Stefan Wolle, *Der Beitrag deutscher Historiker zur Erforschung der altrussischen Geschichte zu Beginn des 19. Jahrhunderts (1801-1815)*. Phil. Diss., Berlin 1983 (Masch.); ders., *Schlözer und die jüngere Generation der deutschen Rußlandhistoriker zu Beginn des 19. Jahrhunderts — Gustav Ewers, Philipp Krug und August Lehrberg*, in: *Zeitschrift für Slawistik* 30 (1985), S. 576-589.

<sup>29</sup> Stefan Wolle, *Die wissenschaftliche Korrespondenz zwischen Gustav Ewers (1781-1830) und Philipp Krug (1764-1844)*, in: *Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas* 28 (1984), S. 307-331; 29 (1985), S. 283-316; 32 (1988), S. 269-299; 33 (1989), S. 255-310.

<sup>30</sup> Johann Severin Vater — ein Wegbereiter der deutsch-slawischen Wechselseitigkeit (Zu Vaters slawistischen Studien im Lichte seiner Briefe an Friedrich Adelong in

der russischen Literatur in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, bei der Deutsche in St. Petersburg und Moskau als Mittler wirksam wurden.<sup>31</sup>

Es sei hier nur kurz auf Arbeiten über die deutsch-russischen Finanzbeziehungen in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts verwiesen, in denen die in Rußland ansässigen deutschen Bankiers erwähnt werden. Derartige Untersuchungen leitete Joachim Mai ein, der die deutschen Banken in St. Petersburg nennt, die dort nach 1850 eine Niederlassung gründeten.<sup>32</sup> In den Studien Heinz Lemkes über das Verhältnis von Politik und Ökonomie an der Jahrhundertwende wird deutlich, wie im Bereich der Banken zu jener Zeit ein Internationalisierungsprozeß eingesetzt hatte.<sup>33</sup> Stehen die deutschen Bankiers in St. Petersburg und Moskau auch nicht im Mittelpunkt seiner Darstellung, so findet sich doch so mancher aus den Quellen geschöpfte Hinweis auf Vertreter dieser Gruppe.

In der Historiographie der DDR beherrschte das Thema der deutsch-russischen Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen in der Zeit der Aufklärung die Literatur über Deutsche in der alten und neuen Hauptstadt des Russischen Reiches. Derartige Untersuchungen wurden auch durch die politische Hauptlinie begünstigt, die über Jahrzehnte hinweg die Außenpolitik der DDR bestimmte: das Bündnis mit der Sowjetunion. Von den Historikern und Literaturwissenschaftlern wurden die mit positiven Emotionen verbundenen Traditionen des kulturellen Austausches, der „Wechselseitigkeit“, vorrangig erforscht. Mit diesen Themen fanden einige Historiker eine der nach 1989/90 sogenannten „Nischen“ relativ ideologiefreier Forschung.<sup>34</sup> Andere suchten eine geschichtliche Legitimation für die Bündnisbeziehungen zwischen DDR und UdSSR.

---

Petersburg), hrsg. u. eingel. v. E. Winter (†) u. E. Eichler, bearb. v. E. Eichler, I. Ohnheiser, E. Olaru u. G. Schröter. Berlin 1984.

<sup>31</sup> Eberhard Reissner, *Deutschland und die russische Literatur 1800–1848*. Berlin 1970; Ulrich Kuhnke, Die „St. Petersburgische Zeitschrift“ im Kontext der deutschen Rezeption russischer Literatur in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts, in: *Zeitschrift für Slawistik* 33 (1988), S. 35–41.

<sup>32</sup> Joachim Mai, *Das deutsche Kapital in Rußland 1850–1914*. Berlin 1970, S. 64 f. u. 69.

<sup>33</sup> Heinz Lemke, Verbindungen der Petersburger Internationalen Handelsbank zu deutschen Banken Ende des 19. Jahrhunderts, in: *Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas* 28 (1984), S. 161–185; ders., *Finanztransaktionen und Außenpolitik. Deutsche Banken und Rußland im Jahrzehnt vor dem ersten Weltkrieg*. Berlin 1985 (dort weitere Lit.).

<sup>34</sup> Stefan Wolle, dessen Arbeiten in Anm. 28 u. 29 aufgeführt werden, wurde nach dem Oktober 1989 besonders aktiv bei der Aufarbeitung der Vergangenheit der DDR.

## MITTEILUNGEN

### Zweite Internationale Konferenz Deutsche Sprache in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion — September 1993, St. Petersburg

Vom 5. bis 10. September 1993 fand in St. Petersburg die Zweite Internationale Konferenz *Deutsche Sprache in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion* statt. Es handelte sich dabei um die erste Konferenz zur Sprache der Rußlanddeutschen auf russischem Boden, die einen Großteil der einschlägig auf diesem Gebiet arbeitenden Linguisten und Vertreter benachbarter Wissenschaften aus Rußland, Deutschland und anderen Ländern zusammenführen konnte. Die Tagung wurde von der Freien Universität Berlin und der Universität St. Petersburg veranstaltet und von der Fritz Thyssen-Stiftung unterstützt. Es nahmen mehr als 60 Wissenschaftler aus der Bundesrepublik, Rußland, der Ukraine, Kasachstan, Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Schweden und Kanada teil.

In etwa 50 Vorträgen und zwei Workshops wurde ein breiter wissenschaftlicher Austausch über neuere Forschungsergebnisse und zukünftige Forschungsfragen zur aktuellen Situation und zur Entwicklung der Sprache der deutschen Minderheit in der GUS geführt. Daneben wurden auch Probleme des Sprachunterrichts (Deutsch als Muttersprache sowie Deutsch als Fremdsprache) behandelt und vergleichende Bezüge zu anderen deutschen Minderheitsgruppen (Ungarndeutsche, rußlanddeutsche Mennoniten in Brasilien, Wolgadeutsche in Argentinien) gesucht.

Die Konferenz war von Fragestellung und Teilnehmerschaft her interdisziplinär angelegt; es nahmen Linguisten, Historiker, Pädagogen und Literaturwissenschaftler (sowie ein Vertreter des russischen Bildungsministeriums) teil.

Die Tagung war bereits die Nachfolgekonzferenz einer Ersten Internationalen Konferenz *Deutsch in der Sowjetunion*, die im Juni 1990 in Kooperation mit der Universität Leningrad in Berlin veranstaltet worden war. Diese Konferenz beschäftigte sich seinerzeit erstmals ausführlich mit der Entwicklung und dem gegenwärtigen Zustand der Sprache der Deutschen in der Sowjetunion und anderen Ländern Osteuropas, setzte eine west-östliche Zusammenarbeit auf dem genannten Gebiet in Gang und initiierte bzw. koordinierte eine Reihe von Forschungsaktivitäten.

Die Sprache der deutschen Minderheit in der ehemaligen UdSSR wurde vor allem unter 1. soziolinguistischen, 2. dialektologischen und 3. kontaktlinguistischen Gesichtspunkten betrachtet. Einige Ergebnisse und Forschungsaspekte seien hier skizziert:

### 1. Soziolinguistische Bedingungen der Sprachbewahrung oder des Sprachwechsels

Die Deutschen in der ehemaligen Sowjetunion verfügen — mit regionalen, altersmäßigen, sozialen und religiösen Unterschieden — über drei Sprachvarietäten: örtliche dialektale Varietäten des Deutschen, eine standardnahe deutsche Varietät („Hochdeutsch“) und Russisch. Die standardnahe deutsche Varietät ist in der Regel die am schwächsten ausgebildete Sprachvarietät und nur noch bei Sprechern vorhanden, die vor 1938/41 deutsche Schulen besucht haben (bzw. in der jüngsten Vergangenheit Deutsch als Fremdsprache gelernt haben). Die Dialekte und vor allem das Russische stellen die gesprochenen Alltagsvarietäten dar. Bei Älteren ist eine dialektale Varietät des Deutschen häufig als Sprache des informellen „Binnenbereichs“ verbreitet, das Russische stellt die Sprache des „Außenkontakts“ dar; bei Jüngeren dominiert das Russische meist in allen Sprachverwendungsbereichen. Regional ist das Deutsche am stärksten in den „alten Tochterkolonien“ (in Sibirien, dem Ural-Vorland und Mittelasien — ein Viertel der deutschen Bevölkerung) bewahrt, die eine Siedlungskontinuität seit der Jahrhundertwende besitzen. Einzelvorträge behandelten dementsprechend auch vor allem diesen Raum, unter soziolinguistischen Aspekten z.B. Nord-Tadschikistan (Smirnickaja/Barotov, Petersburg) oder die Altaj-Region, Westsibirien (Moskaljuk, Barnaul). In den — bezogen auf die Deutschen — heterogen zusammengesetzten Mischsiedlungen (insbesondere in Kasachstan — mit ca. 50% der Deutschen in der GUS), in denen in der Nachkriegszeit eine große Zahl von Deportierten angesiedelt wurde, sind die Faktoren der Sprachbewahrung weitaus schwächer. Dies gilt auch für die in Städten lebenden Deutschen (etwa die Hälfte der deutschen Minderheit) sowie generell für alle „Gebildeten“, die ihre Schul- oder Berufsausbildung in russischsprachiger Umgebung erhalten haben. Religiöse Faktoren spielen insofern eine Rolle, als besonders die Gruppe der Mennoniten stärker am Deutschen (bzw. seiner niederdeutschen Varietät) festhält. Gruppen, die aufgrund ihres festen religiösen oder kulturellen Zusammenhalts resistenter gegenüber (russischen) Außeneinflüssen sind, erweisen sich heute als die Träger deutscher Sprache und Kultur.

Nach jüngsten empirischen Studien unter den Deutschen in Sibirien (Rosenberg, Berlin-Frankfurt/O.) gilt dies sowohl für relativ homogene örtliche Sprachgemeinschaften als auch — in heterogenen Siedlungen — z.B. für die Mennoniten, die in der Intra-Gruppen-Kommunikation deutsch sprechen, in der Inter-Gruppen-Kommunikation mit anderen Deutschen aber russisch sprechen. In solchen Gemeinschaften verwendet selbst die Jugend noch eine deutsche Sprachvarietät. Generell ist die Verwendung des Deutschen weitgehend auf die Sprachdomänen des familiärfreundschaftlichen Bereichs beschränkt, während der Öffentlichkeitsbereich dem Russischen vorbehalten bleibt.

Das Studium der Bedingungen für Sprachbewahrung oder Sprachwechsel ist in hohem Maße aufschlußreich für das Verhalten von Sprachminderheiten: Gerade die scharf ausgeprägte Diglossiesituation, der das Deutsche als „Sprache der Faschisten“ ausgesetzt war, macht Prozesse wie unter „Laborbedingungen“ sichtbar, die sich andernorts in sehr viel längeren Zeiträumen vollziehen. Zugleich ermöglicht die Beobachtung der hierfür entscheidenden Faktoren Antworten auf die Frage, ob und unter welchen Bedingungen die deutsche Minderheit ihre ethnische Identität noch *in der ehemaligen Sowjetunion* gewahrt sehen könnte, ohne sich in wachsender Zahl zur Aussiedlung veranlaßt zu sehen.

Die Vergleiche, die zwischen den Sprachinseln der Rußlanddeutschen und anderen deutschen Sprachinseln im Ausland gezogen wurden, ließen die rußlanddeutschen Spezifika wie die prinzipiellen Voraussetzungen der Sprachbewahrung bzw. des Sprachwechsels zur dominanten Sprache schärfer hervortreten (etwa im Vergleich zu den rußlanddeutschen Mennoniten in Brasilien: Thun, Mainz-Kiel; zu den Wolgadeutschen in Argentinien: Schmidt, Mainz). Interessanterweise beschäftigten sich nicht weniger als neun Vorträge mit den Mennoniten. Epp (Winnipeg, Kanada) wie auch Klassen (Koblenz) behandelten das historische Verhältnis von Dialekt und Hochdeutsch, das bei den Mennoniten als „Bibelsprache“ am besten erhalten ist. De Graaf/Nieuweboer (Groningen) wiesen in einer exakten Sprachanalyse auf friesische und niederländische Elemente der mennonitischen Varietät hin. Wall/Kanakin (Wolfsburg-Novosibirsk) berichteten über neuere Forschungen in mennonitischen Gemeinschaften Sibiriens. Goltz (Kiel) referierte über die Dialekt-Lexikographie des „Preußischen Wörterbuchs“ zum mennonitischen Plautdietsch. Stölting-Richert (Oldenburg) behandelte den „Nahsprachenerwerb“ des Hochdeutschen durch mennonitische Aussiedler in Deutschland. Als eine interessante Forschungsfrage wurde über die Definition des mennonitischen Plautdietsch als Varietät oder als „Tochtersprache“ des Deutschen debattiert. Hierbei spielte die sprachliche und historische Eigenständig-

keit, sein „Abstand“ von der deutschen Standardsprache (und den rußlanddeutschen Dialekten) ebenso eine Rolle wie seine auf den historischen niederländischen und friesischen Kontext verweisenden Sprachelemente. Andererseits wurde die historische und ethnische Zugehörigkeit der Mennoniten zur rußlanddeutschen Gemeinschaft betont, die letztlich den Ausschlag zu geben hätte. Auch das Niederdeutsche im binnendeutschen Sprachgebiet hätte alle sprachlichen Voraussetzungen zu einer eigenen „Sprache“, die Zugehörigkeit zum Deutschen und die ethnische Identifikation mit der deutschen Sprachgemeinschaft stünden jedoch außer Zweifel.

Eine wichtige Unterstützung in der Bewahrung der deutschen Sprache ist der Deutschunterricht in den Schulen der Rußlanddeutschen. Konzeptionelle wie materielle Unzulänglichkeiten des Unterrichts ließen jedoch selbst dann nur begrenzte Erfolge zu, wenn die Primärsozialisation der Kinder noch auf deutsch erfolgt sei, was eine wichtige Voraussetzung der Stabilität deutscher Sprache und Kultur sei.

Die Tagung führte einen Großteil der Kollegen zusammen, die sich in der Vergangenheit mit dem deutschen Sprachunterricht in der GUS befaßt haben. In einer Reihe von Vorträgen und einem eigens zu diesem Problem eingerichteten Workshop berichteten die Teilnehmer über die praktischen Probleme eines Unterrichts im Grenzbereich zwischen „Deutsch als Muttersprache“ und „Deutsch als Fremdsprache“ (z.B. Sarečneva/Plastun, Omsk), referierten über die aktuelle Situation des rußlanddeutschen Bildungswesens und die Bildungspolitik der russischen Regierung (Meier, Moskau). Anhand der Erfahrungen im Deutschunterricht bei den Ungarndeutschen (Rein, München; Nelde, Brüssel) wurden tragfähige Konzepte einer Erziehung zur Mehrsprachigkeit erörtert sowie ein eindringliches Plädoyer für eine Orientierung des Deutschunterrichts an den rußlanddeutschen Dialekten formuliert: Grundlage eines erfolgreichen Unterrichts rußlanddeutscher Lerner in der hochdeutschen Standardsprache müsse deren tatsächlich gegebene Sprachkompetenz sein. Diese besteht heute kaum noch in hochdeutschen Standardsprachkenntnissen, sondern in einer örtlich vorhandenen Dialektkompetenz sowie im Russischen. Die Analyse der komplexen deutsch-russischen Interferenzstrukturen liefert auch für den Sprachunterricht wichtige Grundlagen, zumal dann, wenn er nicht lediglich einen adressaten-unspezifischen „Deutsch als Fremdsprache“-Unterricht darstellen, sondern das vorhandene sprachliche Kapital von Rußlanddeutschen didaktisch nutzen will. Hier bestehen sowohl im Deutschunterricht für deutsche Schüler in der GUS als auch für rußlanddeutsche Aussiedler in der Bundesrepublik noch erhebliche Defizite.

## 2. Gegenwärtiger Zustand und sprachliche Entwicklung der deutschen Dialekte

Die von den Deutschen in der GUS gesprochenen dialektalen Varietäten haben eine interessante Sonderentwicklung genommen: In den rußland-deutschen Sprachinseln, die seit 1764 gebildet wurden, haben sich — weit entfernt vom geschlossenen deutschen Sprachgebiet und isoliert von der russischen Umgebung — aus einer Vielzahl anfänglich vertretener Varietäten neue Mischdialekte herausgebildet, die Ähnlichkeiten mit (vor allem westmitteldeutschen) Regionalvarietäten des „Mutterlandes“ zeigen, aber mit keinem binnendeutschen Dialekt übereinstimmen. Innerhalb der ersten 100 Jahre nach der Ansiedlung in Rußland hat ein Sprachausgleich stattgefunden, der in den einzelnen Kolonien zu relativ einheitlichen neuen Varietäten sowie zu Ansätzen überörtlicher regionaler Verkehrsvarietäten führte. Eine sprachliche „Russifizierung“ beschränkte sich weitgehend auf die höheren Sozialschichten; ein über diese Kreise hinausgehender russischer Einfluß machte sich erst nach den Reformen Alexanders II. (seit 1861) und der folgenden Aufhebung der Kolonistenprivilegien in der örtlichen Verwaltung und im Schulwesen geltend. Die Verfolgungen und Deportationen der Stalin-Zeit bedeuteten für die sprachliche Entwicklung der Rußlanddeutschen die entscheidende Zäsur: Die Prozesse des Sprachausgleichs und der Bildung regionaler Verkehrsvarietäten wurden abgebrochen, die russische Kontaktsprache wurde zur dominierenden Varietät auch im alltäglichen Verkehr der aus verschiedenen Dialektsprechergruppen zusammengesetzten heterogenen Siedlungen der Nachkriegszeit. In den Kolonien mit höherer Siedlungskontinuität konnte sich der dialektale Ausgleich weiterentwickeln; er findet heute insbesondere in den Orten statt, die während der 1970er Jahre infolge der sowjetischen Siedlungspolitik als „Zentraldörfer“ aus mehreren kleineren Ortschaften (mit verschiedenen Dialekten) gebildet wurden.

Die Beschreibung dieser Sprachentwicklung wurde von V. Žirmunskij 1930 als „großangelegtes sprachwissenschaftliches Experiment“ bezeichnet: Unter dialektologischen Gesichtspunkten geht es vor allem darum nachzuzeichnen, wie sich sprachliche Mischungs- und Ausgleichsvorgänge vollzogen haben bzw. heute noch vollziehen, aufgrund welcher Momente sich dialektale Varietäten im Mischungsprozeß als dominant oder als rezessiv erweisen. Die Deskription dieser vergleichsweise rasch ablaufenden Vorgänge läßt zugleich Rückschlüsse auf die sprachlichen Ausgleichsprozesse zu, die über mehrere Jahrhunderte im geschlossenen deutschen Sprachraum stattgefunden haben: Wenn auch unter völlig verschiedenen gesellschaftlichen Bedingungen (der Herausbildung großräumiger

wirtschaftlicher, politischer, verkehrsmäßiger und kultureller Strukturen), handelte es sich jedoch auch im Mutterland um die gleichen Vorgänge des Varietätenkontakts und Varietätenausgleichs sowie der Entwicklung eines gemeinsamen Kommunikationsmediums aus unterschiedlichen Regionalvarietäten.

Bis heute gibt es keine Gesamtbeschreibung der Sprachentwicklung der Rußlanddeutschen; vorhanden ist allerdings eine Reihe von Einzelbeschreibungen rußlanddeutscher Dialekte.

Auf der Tagung behandelten dialektologische Einzelstudien vor allem die Sprachinseln in der Altaj-Region (u.a. Gamalej, Grineva, Serich, Barnaul; Johansen, Tomsk), im Krasnojarsker Gebiet (Djatlova, Krasnojarsk), in Transkarpatien (Melika, Gvozdjak, Užgorod), aus historischer Perspektive auch im Petersburger Raum (Ermolaeva, Najdič, St. Petersburg) und in Wolhynien (Schmunk, Tomsk).

Die Mehrzahl der Studien steht in der Tradition der rußlanddeutschen Dialektologie (die mit den Namen Dinges, Žirmunskij, Dulson und Jedig verbunden ist). Die Tagung führte Teilnehmer aus der GUS, die in dieser Tradition arbeiten, mit Kollegen aus westlichen Ländern zusammen, die im Rahmen moderner Ansätze der Dialektologie und Sprachinselforschung eigene empirische Forschungsarbeiten geleistet haben. Diese Art des wissenschaftlichen Kontakts hat sich bereits bei der ersten Tagung zur angegebenen Thematik außerordentlich bewährt, zu einer gegenseitigen Befruchtung geführt und mittlerweile eine Reihe (gemeinsamer) aktueller Forschungsaktivitäten zuwege gebracht.

### **3. Formen und Prozesse des Sprachkontakts zum Russischen (und zu anderen Kontaktsprachen)**

Das Deutsche ist aufgrund der oben dargelegten Sprachkontaktbedingungen vielfältigen Einflüssen des Russischen ausgesetzt. Folge dieser Einflüsse sind zahlreiche russische Interferenzen in der Redeweise der Deutschen, ein ausgeprägtes Codewechsel-Verhalten und eine sukzessive Veränderung des Verhältnisses der gesprochenen Varietäten zueinander (in ihren Funktionen wie im Sprachwertbewußtsein der Sprecher).

Russische Interferenzen in der Redeweise der Deutschen sind bisher vor allem auf lexikalischem Gebiet untersucht worden; einige neuere Arbeiten widmen sich verstärkt auch dem russischen Spracheinfluß auf morphologischem, syntaktischem und pragmatisch-kommunikativem Gebiet.

Studien zum russischen Einfluß in der Sprache rußlanddeutscher Sprecher wurden auf der Konferenz u.a. zur Interferenz im Kasusbereich (Bae-

va, St. Petersburg) sowie in Lexik, Morphologie und Syntax (Anders, Hamburg) referiert. Es zeigte sich, daß russische Interferenz heute weit über den Bereich der Lexik hinausgeht; sprachliche Strukturen des Russischen machen sich auf fast allen sprachlichen Ebenen geltend und wirken auf komplexe Weise zusammen. Interessante Aufschlüsse ergeben sich in der Interpretation gehäufter Interferenzen (und ihrer Übergänge zum Code-Switching), wenn ihre diskursiven und kommunikativen Funktionen einbezogen werden. Zugleich hängt die Intensität russischer Interferenz von verschiedenen soziolinguistischen Steuerungsfaktoren ab (darunter dem Alter, der Bildung, der beruflichen und lebensgeschichtlichen Mobilität, der Homogenität oder Heterogenität der Sprachgemeinschaft, der Fähigkeit des Sprechers zum „Monitoring“ des Interaktionsgeschehens u.a.).

Der zunehmende sprachliche Einfluß des Russischen wird von Rußlanddeutschen als Problem angesehen: Der fortschreitende „Sprachverlust“ wird als Verlust der ethnischen Identität empfunden. Das Verhältnis von Sprache und ethnischer Identität ist dabei jedoch widersprüchlich: Während die Bewahrung der deutschen Sprache gegenwärtig eines der wichtigsten Aussiedlungsmotive darstellt, ist die Angabe für Deutsch als Muttersprache beim letzten Zensus (1989) zum ersten Mal unter 50% gesunken. Die Selbstzuordnung zur deutschen Sprachgemeinschaft drückt überdies eher ein Bekenntnis der ethnischen Zugehörigkeit aus als eine tatsächliche Sprachkompetenz. Sprache fungiert traditionell im russischen bzw. sowjetischen Vielvölkerstaat als wichtiges Kennzeichen ethnischer Identität. (Über die deutsche Sprache im Gesamtkontext der russischen Nationalitäten- und Sprachenpolitik referierte Krjučkova, Moskau.)

Fragen des Zusammenhangs von Sprache und ethnischer Identität wurden prinzipiell u.a. von Eichinger (Passau) und Weydt (Berlin-Frankfurt/O.) aufgeworfen. Eichinger stellte die sprachlichen, ethnischen und kulturellen Identitätsmerkmale, die in Sprachinseln eine spezifische Rolle spielen, dar. Weydt argumentierte für eine Auffassung von Identität, die diese als komplex, d.h. mehrschichtig und inklusiv versteht: Identität wird — im Sinne neuerer Diskussionen in der Sprachkontaktforschung — nicht als monolithische Größe gesehen, sondern muß als dynamische und komplexe Kategorie betrachtet werden, die sich relational aus dem Kontrast zu anderen ethnischen Gruppen bildet, einem Wechselprozeß von Selbst- und Fremdidentifikation unterliegt und folglich variabel ist. Sprache fungiert in diesem Prozeß — handlungstheoretisch gesehen — als „act of identity“, als „Emblem“ der ethnischen Identität von Minderheitsgruppen, indem Gruppengrenzen sprachlich markiert werden. Entscheidend im Falle von Sprachminderheiten ist jedoch, daß ethnische Identität sich

nicht als exklusiv, sondern als inklusiv darstellt: Rußlanddeutsche sind nicht „deutsch“ oder „russisch“, sondern „deutsch“ *und* „russisch“. Die Symbolfunktionen der beteiligten Sprachvarietäten können sich bei Veränderung der äußeren Konstellation durchaus verschieben: Das Russische erhält z.B. nach der Übersiedlung in die Bundesrepublik häufig die Funktion der Sprache des „Nahbereichs“, auch dann, wenn es vorher lediglich als äußere „Kontaktsprache“ fungierte. Die Analyse der Zweisprachigkeit solcher Gruppen, der Verwendungsbereiche der von ihnen gesprochenen Sprachvarietäten und der Symbolfunktion dieser Varietäten im Sprachwertbewußtsein der Sprecher gibt Aufschluß über die „Sprachidentität“ von ethnischen Minderheiten. Hierin liegen u.a. die engen Bezüge zwischen kontaktlinguistischen, ethnographischen und historischen Fragestellungen begründet, die für die Sprachinselforschung essentiell sind.

Als von großem Gewinn erwies sich denn auch die auf der Tagung praktizierte gegenseitige wissenschaftliche „Zuarbeit“ zwischen Sprachwissenschaftlern, Historikern und Literaturwissenschaftlern (sowie Pädagogen): Brandes (Düsseldorf) referierte hochinteressante Ergebnisse über die Entwicklung des deutschen Schulwesens an der Wolga vor und nach der Revolution von 1917. Malinovskij (Barnaul) sprach über die Entwicklung der deutschen Kolonien in Rußland nach der „Bauernreform“. Bourret (Lyon) behandelte die „biblische Sprache“ im politischen Diskurs der Wolgadeutschen in den 1920er Jahren. Neutatz (Düsseldorf) zog interessante Vergleiche zwischen der Geschichte der Rußlanddeutschen und der der Donauschwaben. Engel-Braunschmidt (Hamburg) sprach über den Wandel in der Stilistik der rußlanddeutschen Literatur und behandelte Fragen der kulturellen Identität der deutschen Minderheit in der GUS aus dieser interessanten Perspektive.

Mattheier (Heidelberg) stellte ein „Manual“ zur Erforschung von Sprachinseln vor, das eine Art Forschungsanleitung zur Erfassung der sprachlichen Struktur, der soziolinguistischen Struktur (inklusive der Sprachgebrauchsstrukturen und der Spracheinstellungen gegenüber den existierenden Varietäten) und der Geschichte der Sprachinsel an die Hand gibt.

Ein eigener Workshop befaßte sich mit den zukünftigen Aufgaben der rußlanddeutschen Sprachinselforschung. Forschungsdesiderate wurden u.a. in folgenden Problemen gesehen:

- Wie wird der Varietätenkontakt zwischen den rußlanddeutschen Dialekten bewältigt? Welche dialektalen Mischungs- und Ausgleichsvorgänge sind unter der Vielzahl der auch heute noch in einem Dorf nebeneinander existierenden Varietäten zu beobachten, wie erklärt sich die Dominanz bestimmter Dialekte, die Assimilation anderer?

Was läßt sich daraus generell für den Prozeß der Herausbildung eines gemeinsamen Kommunikationsmediums aus sehr unterschiedlichen Regionalvarietäten — z.B. im binnendeutschen Sprachgebiet — lernen?

- Welche „intralingualen“ Sprachwandelphänomene sind — isoliert vom Mutterland und zunächst unabhängig von russischen Einflüssen und Dialektmischungen — in den rußlanddeutschen Varietäten beobachtbar? Inwieweit kommen hierin typologische sprachliche Entwicklungen zum Ausdruck, die auf dem Wege der Konvergenz polygenetisch entstehen und nicht äußerem „interlingualen“ Spracheinfluß der dominanten russischen Sprache geschuldet sind?
- Wie wirkt sich der zunehmend stärkere russische Spracheinfluß aus? Wo zeigen sich aktuelle Interferenzen, die heute weit über Wortentlehnungen hinausgehen und mittlerweile auch die semantische Struktur und den kommunikativ-pragmatischen Bereich der Sprache erfaßt haben? Welchen Mechanismen unterliegt das „Code Switching“, der permanente Wechsel zwischen Deutsch und Russisch in der Rede rußlanddeutscher Sprecher? Welchen Einfluß gewinnen „Drittssprachen“ (Ukrainisch, Kasachisch etc.)?
- Welche Faktoren der Sprachbewahrung oder des Sprachwechsels sind für die Vitalität der rußlanddeutschen Sprachgemeinschaften entscheidend? Welche Rolle spielen dabei konfessionell und kulturell eigenständige Gruppen wie etwa die Mennoniten? Wie gestaltet sich der Zusammenhang von Sprache und ethnischer Identität bei zunehmendem Sprachwechsel zur dominanten Sprache? Was läßt sich daraus für die Vitalität von Sprachminderheiten prinzipiell lernen, insbesondere unter den Bedingungen eines Vielvölkerstaates?

Die Konferenz verband auf angenehme Weise ein intensives wissenschaftliches Programm mit vielfältigen Gelegenheiten, die herrliche Stadt St. Petersburg kennenzulernen. Ein wissenschaftlicher Höhepunkt der Tagung war der öffentliche Vortrag von Eugenio Coseriu (Tübingen), einem der großen Sprachwissenschaftler der Gegenwart, zum Thema „Die menschliche Sprachfähigkeit“. Das Rahmenprogramm sah die Besichtigung der Eremitage, Besuche in Pavlovsk und Puškin (Carskoe Selo), eine abendliche Fahrt auf der Neva und einen Empfang im ehrwürdigen Traditionssaal der Universität vor. Die Tagung wurde organisatorisch durch das Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland sowie durch den Rektor der Universität St. Petersburg unterstützt und fand ein beträchtliches Echo in der russischen Öffentlichkeit.

Mit ihren vielen Diskussionen und Gesprächen, in denen sich die Teilnehmer näherkamen und gemeinsame Projekte entwarfen, stellte die Kon-

ferenz eine echte west-östliche Begegnung dar. Die Teilnehmerschaft ließ sich die Stimmung auch nicht durch gelegentliche äußere Widrigkeiten verderben, die bei einer solchen Veranstaltung auf russischem Boden auftreten und mit denen der örtliche Organisationsstab aufopferungsvoll kämpfte. Der Beschluß, 1995 die Dritte Internationale Konferenz *Deutsche Sprache in der GUS* in Frankfurt/O. zu veranstalten, bildete den Abschluß dieser überaus erfolgreichen Tagung.

Eine Publikation der Tagungsbeiträge ist geplant; Informationen sind zu beziehen über:

Dr. Peter Rosenberg  
Europa-Universität Frankfurt (Oder)  
Kulturwissenschaftliche Fakultät  
Arbeitsstelle „Deutsch in Osteuropa/GUS“  
Logenstr. 8  
15230 Frankfurt (Oder)  
Tel.: (03 35) 2 39 30, Fax: (03 35) 2 38 44

Peter Rosenberg, Berlin

## **Die Deutschen in Rußland und die deutsch-russischen Kulturbeziehungen: 4. Seminar in St. Petersburg, 5.-7. April 1993**

Das Thema der deutsch-russischen interkulturellen Beziehungen findet heute in St. Petersburg allgemein Interesse und Interessenten. Die Akademie der Wissenschaften Rußlands aber hat noch einen ganz besonderen Grund, sich damit zu beschäftigen: Bei ihrer Gründung im Jahre 1725 zählte sie unter ihren 113 ordentlichen Mitgliedern 70 Deutsche. Also können jetzt die Petersburger Wissenschaftler auf über zweieinhalb Jahrhunderte regen geistigen Verkehrs mit Deutschland zurückblicken. Das legte ihnen den Gedanken nahe, die Geschichte der deutsch-russischen Kulturbeziehungen zum Gegenstand eines interdisziplinären Seminars zu machen. Die Verwirklichung eines solchen Vorhabens übernahm 1990 eine Gruppe von Geisteswissenschaftlern, unterstützt durch die Leitung des Lehrstuhls für Fremdsprachen und der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, denen sich später auch das Institut für Ethnographie anschloß.

So konnten im April 1990 elf Referenten im kleinen Sitzungsraum des Lehrstuhls für Fremdsprachen über die Rolle der Deutschen in der russischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte sowie über einige Probleme der Rußlanddeutschen sprechen. 1991 fand die nächste Zusammenkunft statt. Diesmal standen 29 Vorträge auf dem Programm, und die Bibliothek der Akademie stellte den Teilnehmern ihren für 200 Hörer bestimmten Konferenzsaal zur Verfügung, den das Seminar auch weiterhin für seine jährlichen Tagungen hat nutzen dürfen.

Vom 5. bis 7. April 1993 tagte nun diese Konferenz zum vierten Mal. Außer den drei oben erwähnten Hauptveranstaltern hatte sich diesmal das Institut für Geschichte der Naturwissenschaften und Technik der Akademie besonders aktiv an der Vorbereitung des Seminars beteiligt. Auch das Archiv, das Institut für russische Literatur und mehrere weitere Forschungseinrichtungen der Akademie sowie die Petersburger Universität, die Pädagogische Universität, die Hochschule für Kultur, das Museum für die Geschichte der Stadt St. Petersburg, das Forschungsinstitut für Arktis und Antarktis waren durch Beiträge ihrer Mitarbeiter im Programm vertreten. Als Gäste aus dem Ausland konnten die Teilnehmer drei Referenten begrüßen: Christine Roll aus Konstanz sprach zum Rußlandbild August Ludwig von Schlözers, Renate Wilson aus Baltimore referierte über das Wirken der deutschen Pietisten in Rußland im 18. Jahrhundert,

und Erika Voigt aus Berlin trat mit einem Bericht über den Smolensker Friedhof in St. Petersburg auf. Insgesamt umfaßte das Tagungsprogramm über 40 Referate und bestand aus zwei Teilen. Im ersten wurde die Geschichte der deutsch-russischen Kulturbeziehungen in chronologischer Reihenfolge betrachtet, im zweiten einige Aspekte dieser Beziehungen ausgegliedert und einzeln behandelt. Es ging diesmal um die Kontakte in Wissenschaft und Volksbildung sowie um die ethnisch-kulturellen Wechselwirkungen. Diesem letzten Thema schloß sich noch eine Reihe von Kurzreferaten an, die den „Deutschen Familiengeschichten in der russischen Geschichte“ gewidmet waren und von Hobbyforschern vorgetragen wurden.

Eine Diskussion im eigentlichen Sinne des Wortes war im Programm — bis auf die Beantwortung von Fragen und ergänzende Bemerkungen — nicht vorgesehen; bei der Interdisziplinarität der Problematik und einem doch recht heterogenen Teilnehmerkreis wäre sie kaum im Rahmen einer wissenschaftlich sachlichen Auseinandersetzung zu halten gewesen. Dafür suchten die Veranstalter durch Einteilung und Anordnung der Referate einen thematischen Rahmen für jede Sitzung und eine Verallgemeinerungs- und Bezugsebene für einzelne Beiträge zu schaffen, damit sie nicht nur einander ergänzten, sondern auch miteinander verglichen werden konnten. Auch eine gewisse Kontinuität der Seminararbeit wird zielbewußt angestrebt, indem bestimmte Themen und Problemstellungen von Konferenz zu Konferenz Fortsetzung und Vertiefung finden. Schwerpunkte des Seminars bleiben dabei die Zusammenhänge und Wechselwirkungen der beiden Nationalkulturen, das Produktive und Kreative der interkulturellen Beziehungen sowie ihr Anteil an der gesamteuropäischen Kulturentwicklung. Eine weitere Aufgabe stellt die Erschließung von neuem Quellenmaterial dar, zumal die Petersburger Archive, Bücher- und Kunstsammlungen noch manches Wertvolle zu diesem Problemkreis beizusteuern haben (Referat von N. Sredinskaja 1993: „Deutschland und die russisch-deutschen Beziehungen in den Dokumenten des Archivs des Instituts für russische Geschichte“, zahlreiche Beiträge der Mitarbeiter der Bibliothek der Akademie O. Blëskina, P. Choteev, I. Lebedeva, J. Savel'eva, A. Sysčikov, die Bücher- und Manuskriptbestände der Bibliothek betreffend, Forschungsergebnisse der Archivstudien von V. Osipov u.a.m.).

Zeitlich gesehen steht die Periode seit der Gründung von St. Petersburg im Mittelpunkt. Aber auch frühere Zeitabschnitte finden stichprobenartig Beachtung, so das deutsche Reformations- und Humanismuszeitalter, dessen Einflüsse auch nach Rußland gelangten (Vorträge von D. Dmitriev 1993 und B. Dybo 1992), und das 17. Jahrhundert (G. Fëdorova 1991:

„Das Rußlandbild im deutschen Roman des 17. Jahrhunderts“, S. Seměčko 1993: „Ein deutsches Sujet in der russischen Erzählung des 17. Jahrhunderts“ u.a.). Einen besonderen Platz nimmt jedoch in der Geschichte des russisch-deutschen Verhältnisses (und somit auch im Seminarprogramm) das 18. Jahrhundert ein: Erstens war ja bekanntlich Peter I. in seinen Reformbestrebungen westlich orientiert, zum anderen entsprechen sie dem aufklärerischen Fortschrittsglauben der damaligen Zeit in Westeuropa. Daher bot Rußland dem europäischen Westen sowohl einen neu zu entdeckenden Gegenstand für das politische und geschichtliche Denken (Vorträge von S. Iskul' 1991, Ch. Roll 1993 u.a.) als auch die einmalige Chance eines Neubeginns, die nicht zuletzt von manchen Deutschen wahrgenommen und realisiert wurde (Vorträge von K. Malinovskij 1991 über J. Stählin, G. Boguslavskij 1993 über A. Schlüter u.a.). Auch auf die Wissenschaftler übten Petersburg und die Akademie ihre Anziehungskraft aus, wobei deutsche Gelehrte in Rußland in russisch-westeuropäischen Wissenschaftsbeziehungen als Mittler auftraten — eine Tradition, die vom 18. bis ins 20. Jahrhundert währte und daher zu einem bevorzugten Seminarthema geworden ist: Beiträge über L. Blumentrost, P.S. Pallas, G. Müller, A. Büsching, K. Baer u.a. sowie über die deutschen Botaniker, Orientalisten, Physiker, Philologen usw. in Rußland. Die Würdigung der Verdienste der Deutschen um die russische Wissenschaft bildet den Haupttenor dieser meist auf unbekanntem Quellenmaterial fußenden Referate.

Etwas anders werden die Akzente bei der kulturhistorischen Analyse und Bewertung von deutsch-russischen Wechselbeziehungen des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts gesetzt — der Zeitperiode also, in der sich die russische Kultur ihrer nationalen Identität, zugleich aber ihrer Zugehörigkeit zum europäischen Kulturraum neu bewußt wurde und ihre brillante Blütezeit erlebte. Hauptanliegen der meisten Beiträge zu diesem Fragenkomplex ist es zu zeigen, wie die Einwirkungen und Ausstrahlungen von Deutschland aus in Rußland aufgenommen und zu neuen geistigen Werten verarbeitet werden. Einige Referattitel mögen das veranschaulichen: „Der russische Schiller“ (R. Danilevskij 1991), „F. Nietzsche in Rußland“ (M. Koreneva 1991), „Das Ideengut der deutschen Romantik in der russischen Kulturrezeption“ (L. Slavgorodskaja 1992), „F. Wedekind und das Theater von Meyerhold“ (A. Žerebin 1992), „Der deutsche Trivialroman und seine Rezeption in den russischen Leserkreisen des 19. Jahrhunderts“ (O. Belobrova 1993), „Der russische ‚Faust‘ von Vjačeslav Ivanov“ (O. Kusnecova 1993). Als Ergebnis eines kulturellen Durchdringungsprozesses wird in diesem Zusammenhang teilweise auch das sog. „Bild vom Anderen“ aufgefaßt, das doch in gewissem Sinne auch ein „Bild von sich“

sein muß (R. Danilevskij 1992: „Puškins Deutschlandbild“, L. Slavgorodskaja 1993: „Vom romantischen Wanderer zum nüchternen Praktiker: zur Evolution der Vorstellungen von Deutschland und Deutschen in der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts“).

Eine Sondersitzung des Seminars 1993 war dem Beitrag der Deutschen zur russischen Volksbildung gewidmet. Das Spektrum der Themen reichte von Entwürfen zu einer Schulreform im 18. Jahrhundert (Referat von G. Smagina) über die klassische Bildung Ende des 18. bis Anfang des 19. Jahrhunderts (Referat von E. Frolov) bis zu den berühmten Petersburger deutschen Schulen — Peter- und Annenschule —, deren wechselvolle Geschichte von ihren ehemaligen Absolventen vorgetragen wurde (N. Ul'janov und V. Dedjulin).

Zu den Themen, die in jeder der vier Seminartagungen Beachtung fanden, gehört das Problem der kulturell-ethnischen Wechselbeziehungen, wie sie sich im Zusammenleben von Deutschen und Russen ergeben. „Das multinationale Petersburg“ (Titel des Vortrags von N. Juchněva 1991) bietet dafür ein höchst interessantes und ergiebiges Beobachtungsfeld (Referate von M. Busch 1991, T. Šrader 1991, G. Nikitenko 1992 u.a.). Sprache, Kultur und Alltag der Rußlanddeutschen wurden von L. Najdič, S. Smirnitckaja, S. Bokarius aufgrund von Felduntersuchungen und Archivstudien behandelt. Die wissenschaftliche Sachlichkeit hinderte dabei die Referenten nicht daran, das Tragische des deutsch-russischen Verhältnisses vor allem in der jüngsten Vergangenheit zu erkennen und zum Ausdruck zu bringen.

Wenn wir Bilanz ziehen, so läßt sich feststellen, daß sich die Problematik der deutsch-russischen Kulturbeziehungen als ein in jeder Hinsicht vielversprechendes Forschungsfeld gerade für ein interdisziplinäres Seminar erwies. Die nächste Tagung ist für April 1994 geplant. Die Veranstalter lassen auch die Hoffnung nicht sinken, daß sich in Zukunft vielleicht Sponsoren finden könnten, deren finanzielle Unterstützung die Veröffentlichung wenigstens eines Teils der Seminarbeiträge ermöglichen würde.

Ludmila Slavgorodskaja, St. Petersburg

## **Geschichte und Kultur der Wolgadeutschen von den Großen Reformen bis zum Ausbruch des Ersten Welt- krieges (1860–1914), im Volksbildungsheim Waldhof, Freiburg, vom 15.–17. Oktober 1992**

Insgesamt 51 Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus der Bundesrepublik Deutschland, den USA, Israel, Kanada, Rußland, Estland und Südafrika kamen in der angenehmen Atmosphäre des Volksbildungsheimes Waldhof in Freiburg zusammen, um 21 Vorträge über die Geschichte und Kultur der deutschen Siedler (Kolonisten) an der Wolga zu hören und zu diskutieren. Wie stets kam es zu einigen kurzfristigen Absagen von Referenten und Referentinnen, dennoch war das Programm umfassend, und fast alle Aspekte des Lebens der Deutschen an der Wolga fanden Berücksichtigung. Die Konferenz wurde ermöglicht durch eine großzügige Förderung der Fritz Thyssen-Stiftung, Köln, der auch an dieser Stelle nochmals ausdrücklich dafür gedankt sei.

Nach der Begrüßung der Teilnehmer durch Prof. Gottfried Schramm hielt Prof. Andreas Kappeler, Köln, den Einleitungsvortrag der Konferenz über „Die deutsche Minderheit im Rahmen des russischen Vielvölkerstaates“. Auf der Grundlage seiner umfassenden Forschungen über die Nationalitäten des Russischen Reiches und die Volkszählung von 1897 zeigte er zunächst auf, daß von einer einheitlichen deutschen Minderheit in Rußland nicht gesprochen werden könne, da sowohl soziale als auch geographische Trennungsfaktoren einen solchen Schluß nicht zuließen. Ihnen allenfalls gemeinsam war, daß sie so etwas wie die „Musterknaben“ unter den nationalen Minderheiten darstellten. Ihre sehr starke Loyalität gegenüber Staat und Regierung blieb fast bis zum Zusammenbruch Rußlands in der Revolution von 1917 bestehen.

In der ersten Sektion „Wirtschaft und Bevölkerungsstruktur“ referierten Dr. habil. Lev Malinovskij, Barnaul, Prof. Richard Rowland, San Bernardino, Kalifornien, und Dr. Viktor Krieger, Pforzheim. Malinovskij, der sich seit fast 30 Jahren mit der Geschichte der deutschen Minderheit an der Wolga und in der Ukraine beschäftigt, zeigte recht anschaulich die Grundlagen der ökonomischen Entwicklung der Kolonien an der Wolga auf. Rowlands Vortrag beschäftigte sich mit der demographischen Entwicklung der deutschen Bevölkerung im Wolgaraum, und Krieger sprach über die Binnenwanderung der Wolgadeutschen in die sibirischen und zentralasiatischen Gebiete vor 1914. Übereinstimmend stellten alle drei Referenten fest, daß die Wirtschaftsform des Gemeindelandbesitzes und der rapide Anstieg der Bevölkerung seit den 1870er Jahren zu einem steti-

gen wirtschaftlichen Verfall führten, der nicht zu einer Änderung der Wirtschaftsweise, sondern zur Aus- oder Weiterwanderung des Bevölkerungsüberschusses führte. In der sich anschließenden lebhaften Diskussion wies vor allem Prof. Detlef Brandes, Düsseldorf, auf die soziale und ökonomische Bedingtheit der Einführung des Gemeindelandbesitzes bei den Deutschen an der Wolga hin, die Malinovskij eher auf bürokratische Entscheidungen vor Ort zurückgeführt hatte.

In der zweigeteilten Sektion „Politik und Recht“ sprachen Prof. Otto Luchterhandt, Hamburg, über die Rechtsstellung der Deutschen, Prof. Henry Huttenbach, New York, über die Regierungspolitik gegenüber den Wolgadeutschen, Dr. Dietmar Neutatz, Düsseldorf, über die Wolgadeutschen in der reichsdeutschen Publizistik und Politik, Dr. Sonja Striegnitz, Berlin, über die Zeit des Ersten Weltkrieges und Dr. Meir Buchsweiler, Israel, über die Autonomiedebatte vor 1914. Insbesondere Huttenbachs These der Kontinuität der Russifizierungspolitik von Katharina II. über das Ende des Zarenreiches hinaus bis zu Stalin und dessen Nachfolgern stieß in der Diskussion auf erheblichen Widerspruch. Es sei, so der Tenor der Einwände von Kappeler, Brandes, Dahlmann u.a., jeweils zu prüfen, ob im Kontext der jeweiligen Zeit und der damit verbundenen Politik von Kontinuität überhaupt gesprochen werden könne. Ein bloßes Ausziehen von Kontinuitätslinien begründe die These nicht hinreichend. Neutatz legte in seinem sehr materialreichen Vortrag die Haltung reichsdeutscher Verbände und Vereine sowie der Publizistik in bezug auf die Deutschen an der Wolga dar. Wenig erfolgreich war das Rücksiedlungsprogramm, da sich vor allem die Wolgadeutschen nur schwer wieder eingewöhnen konnten. Neutatz kam zu dem Schluß, daß erst seit den Ereignissen der ersten russischen Revolution 1905/06 einigermaßen fundierte Kenntnisse über deutsche Siedler in Rußland und damit auch an der Wolga in Deutschland Verbreitung fanden.

Der Freitagvormittag war dem Bereich Gesellschaft und Kultur gewidmet. Ute Richter-Eberl, Ellwangen, befaßte sich mit der Frage nach der Identität der Deutschen an der Wolga, Dr. Tat'jana Ilarionova behandelte die deutsche Presse und Dr. Sergej Terëchin die deutsche Architektur im Wolgaraum. Richter-Eberl legte dar, daß von einer einigenden Identität der Wolgadeutschen vor dem Kriegserlebnis von 1914 nicht gesprochen werden könne. Vor allem die Tatsache, daß sich die Deutschen zunächst über ihre Religion identifizierten, stand dem entgegen. Auch die Schulbildung blieb nur rudimentär und führte kaum zu einer nationalen Identitätsbildung. Ilarionova zeigte in ihrem Beitrag auf, daß es zwar Verbindungen zwischen der deutschen Presse im Baltikum, in den Hauptstädten, im Schwarzmeerraum und dem Wolgagebiet gab, doch blieben sie bruch-

stückhaft und trugen zu einem besseren Kennenlernen oder einer politischen Bewußtwerdung wenig bei. Terëchin demonstrierte anschaulich, auch anhand von Dias, die Siedler- oder Kolonistenarchitektur, eine durchaus eigenständige Mischung aus russischen und deutschen Einflüssen. Insbesondere in der Industriearchitektur deutscher Unternehmer an der Wolga kam auch deren Selbstverständnis zum Ausdruck.

In der Nachmittagssektion wurden Rolle und Einfluß der Kirchen behandelt. Dr. Ralph Tuchtenhagen, Freiburg, beschäftigte sich mit den protestantischen Erneuerungsbewegungen, die im behandelten Zeitraum einen nicht geringen Erfolg unter den deutschen Kolonisten hatten. Sie standen in einer direkten Kontinuität zum mitgebrachten Pietismus der Kolonisten bzw. bei den missionierten Russen in einer Kontinuität zu deren dissidenten Sekten. Dr. Gerd Stricker, Zürich, beschrieb anhand des Petersburger evangelischen Sonntagsblattes und des „Klemens“, einer religiösen katholischen Wochenschrift an der Wolga, das Verhältnis der Deutschen vor 1914 zum Deutschen Reich, das er als ausgesprochen positiv wertete. Prof. George Epp, Winnipeg, Manitoba, legte umfassend die Einwanderung mennonitischer Siedler an die Wolga seit den 1850er Jahren dar. Der ökonomische Erfolg dieser religiösen Gruppe war im wesentlichen auf ihre überlegene Agrartechnik, aber auch auf ihre spezifisch rationalistische Gesinnung zurückzuführen. Im letzten Vortrag in dieser Sektion referierte Prof. Wilhelm Kahle über eines der wichtigsten Themen in diesem Bereich, das Beziehungsgeflecht zwischen Kirche und Schule. Seit Beginn der Ansiedlung war schulische Bildung durch die Kirche geprägt. Dies blieb auch so, nachdem Ende des 19. und vor allem zu Beginn des 20. Jahrhunderts die russische Regierung die Kirchenschulen staatlicher Aufsicht unterstellte. Pastoren und Lehrer als die Repräsentanten dieser Institutionen trugen in hohem Maße zur Bewahrung einer deutschen Identität, die jedoch hauptsächlich religiös vermittelt war, bei.

Die letzte Sektion, am Samstagvormittag, war der Thematik von Sprache und Literatur gewidmet. In einem beeindruckenden Vortrag legten die beiden Berliner Dialektologen, Prof. Harald Weydt und Dr. Peter Rosenberg, die Ausbildung neuer Dialektstrukturen einerseits und das dynamische Wechselverhältnis von Dialekt und Hochdeutsch sowie von Deutsch und Russisch andererseits dar. Dr. Nina Berend vom Institut für deutsche Sprache in Mannheim behandelte sodann die in den 1920er und 1930er Jahren vor allem von Georg Dinges geleistete Arbeit zur Erstellung eines Sprachatlasses der Deutschen an der Wolga. Die zunächst auch vom sowjetischen Staat und der Regierung durchaus geförderte Arbeit geriet spätestens ab Mitte der 1930er Jahre immer stärker unter den Verdacht, einer bürgerlich-idealistischen Ideologie Vorschub zu leisten. Die bereits

weit fortgeschrittenen Forschungsarbeiten mußten abgebrochen und konnten nicht mehr ausgewertet werden. Das gesamte gesammelte Material wurde in das Archiv des NKVD überführt und ist bis heute für die Forschung nicht zugänglich.

Die beiden letzten Vorträge der Konferenz von Prof. Annelore Engel-Braunschmidt, Hamburg, und Dr. Janina Wozniak, Port Elizabeth, Südafrika, beschäftigten sich mit literaturgeschichtlichen Fragen. Engel-Braunschmidt zeigte auf, daß von einer nicht-religiösen Literatur der Deutschen an der Wolga nicht gesprochen werden könne. Nicht wenige Schriftsteller deutscher Herkunft schrieben Russisch und verstanden sich selbst auch als russische bzw. später sowjetische Autoren, nicht als deutsche. Als wichtigstes Beispiel wurde Boris Pil'njak genannt, der eben nicht unter seinem deutschen Namen „Wogau“, sondern dem angenommenen Namen „Pil'njak“ schrieb und publizierte. Janina Wozniak referierte über die in der Weimarer Zeit erschienenen Romane über die Wolgadeutschen, die teils von Rückkehrern, teils von reichsdeutschen Autoren veröffentlicht wurden. Beiden Gruppen war gemeinsam, daß sie die Vergangenheit zu einer präkapitalistisch-ländlichen oder kleinkapitalistisch-städtischen Idylle verklärten. Die wolgadeutsche Vergangenheit wurde zur „guten alten Zeit“ idealisiert. Ein Volksmythos entstand, bei dem Begriffe wie „Volk“, „Nation“, „Heimat“ und „Muttersprache“ im Zentrum standen. Von daher ließ sich diese Literatur leicht für die NS-Publizistik vereinnahmen.

Den Abschlußvortrag hielt Prof. Detlef Brandes, Düsseldorf, der einen Vergleich zwischen den Deutschen an der Wolga und im Schwarzmeerraum zog. Ausgehend von den Berichten der staatlichen Revisoren aus dem Jahre 1890, legte er die erheblichen Unterschiede in der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklung dieser beiden deutschen Kolonistengruppen dar. In jeder Hinsicht zeigten sich die Deutschen an der Wolga als die „ärmeren“ Vettern der Schwarzmeerdeutschen. Ihre kompakte Siedlungsweise und ihre geringe Integration in das russische Umfeld verwies sie in erster Linie auf sich selbst.

Insgesamt, so läßt sich abschließend feststellen, erbrachte die Konferenz eine Reihe wichtiger neuer Ergebnisse. Der Konferenzband wird als Band 4 in der von Detlef Brandes im Klartext-Verlag, Essen, erscheinenden Reihe „Veröffentlichungen des Instituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa“ im Frühjahr 1994 veröffentlicht. Einige der Aufsätze sollen in gekürzter Fassung in einem Sonderheft der Zeitschrift „Nationalities Papers“, New York, gleichfalls im Frühjahr 1994, publiziert werden.

Dittmar Dahlmann, Freiburg/Br.

## REZENSIONEN

**Werner Conze, Ostmitteleuropa. Von der Spätantike bis zum 18. Jahrhundert, hrsg. u. mit einem Nachwort v. Klaus Zernack. München: Beck 1992, 264 S., 2 Karten.**

Werner Conze (1910–1986), zuletzt ordentlicher Professor an der Universität Heidelberg, wurde bekannt als ein herausragender Vertreter der sozialwissenschaftlich orientierten historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. In seinem Nachwort rekonstruiert Klaus Zernack die Stationen der Ausbildung sowie des Wirkens Werner Conzes und ordnet sein Lebenswerk in die Entwicklung der deutschen Osteuropa-Historiographie ein. Den Zugang zur Sozialgeschichte fand Conze vor allem durch die Beschäftigung mit Themen der osteuropäischen Geschichte. Während seines Studiums in Königsberg und in Leipzig machte er die Bekanntschaft mit der „Volkstumsforschung“ und der Landeskunde. Der junge Historiker beschritt einen anderen Weg als viele Vertreter der „Ostforschung“ während der Zeit des „Dritten Reiches“: Er untersuchte das „Deutschtum“ nicht isoliert von seiner Umgebung, sondern analysierte auch die Agrar- und Bevölkerungsstrukturen in den umliegenden Gebieten, die von Slaven und Balten besiedelt waren. In weiterführenden Studien über die Geschichte der Osteuropa-Forschung in Deutschland wäre durch Vergleiche noch deutlicher herauszustellen, daß ein solches Herangehen zu jener Zeit durchaus untypisch war. Gerade die „Deutschtumsforschung“ wurde von den Nationalsozialisten politisch instrumentalisiert. Werner Conze paßte sich aber nicht dem Sprachgebrauch der überzeugten Exponenten des nationalsozialistischen Regimes an, die den slawischen und baltischen Völkern ihre eigenständige Geschichte absprachen und sie als Vertreter „minderwertiger Rassen“ abwerteten.

In seiner Dissertation untersuchte er 1934 die in der Nähe der Düna in Livland gelegenen Siedlungen Hirschenhof und Helfreichshof, die 1766 im Zuge der Ansiedlung deutscher Kolonisten durch Katharina II. entstanden und, getrennt von den anderen Kolonien, einen idealen Forschungsgegenstand im Sinne der von Walter Kuhn eingeführten „Sprachinsel“-Forschung darstellten. 1940 legte Werner Conze seine Habilitationsschrift über Agrarverfassung und Bevölkerung in Litauen und Weißrußland vom 16. bis zum 18. Jahrhundert vor, für deren Entstehen die Kenntnis der litauischen, der polnischen, der weißrussischen und der russischen Sprache eine wichtige Voraussetzung bildete. Bereits in seiner

Jugendzeit waren also die Voraussetzungen dafür gelegt, daß Conze den gesamten historischen Raum „Ostmitteleuropa“ überblicken konnte, wie er in der vorliegenden Monographie erfaßt wird. Die Beschäftigung mit den spezifischen Herangehensweisen mediävistischer Forschung ließ ihn besser verstehen, wie das Zeitalter der modernen Nationswerdung und der Industrialisierung vorbereitet wurde, auf das er sich in seinen Arbeiten nach dem Zweiten Weltkrieg konzentrierte.

Es war dem Autor aber nicht mehr vergönnt, die Monographie zu vollenden. Sie schließt mit der Darstellung der Großmachtwerdung Österreichs bis zum Jahre 1740, wobei die Schaffung der Militärgrenze im Süden und die Propaganda der Gegenreformation mit Hilfe eines Ensembles barocker Künste seine besondere Aufmerksamkeit erregten. Den Aufschwung Preußens und Rußlands als weiterer Großmächte des ostmitteleuropäischen Raumes kann der Leser mit Hilfe der inzwischen vorgelegten Literatur aber unschwer nachvollziehen.

Der Herausgeber verzichtete auf einen wissenschaftlichen Apparat, denn man wäre dem Anliegen Werner Conzes nur durch eine Aktualisierung der Literaturangaben gerecht geworden. Das hätte eine kritische Überarbeitung des Textes nach sich gezogen, der hier jedoch weitgehend unverändert wiedergegeben wird. Am Schluß sind bibliographische Hinweise zur Geschichte Ostmitteleuropas bis ins 18. Jahrhundert — der neueste Titel stammt aus dem Jahre 1991 — sowie ein von Herbert Wutz zusammengestelltes Personenregister zu finden.

Der Überblick über mehr als ein Jahrtausend ostmitteleuropäischer Geschichte ist in drei große Abschnitte gegliedert: I. Beginn und Entfaltung im Mittelalter; II. Gefährdung und Behauptung (14.–17. Jahrhundert); III. Moderner Fürstenstaat und Gipfel der Adelskultur. Habsburg — Romanov — Hohenzollern. Die Monographie läßt eine chronologische Fortführung der Untersuchung bis zu den Revolutionen von 1989 als dringendes Desiderat der Forschung empfinden. Eine der wichtigsten Erkenntnisse Werner Conzes, die den Terminus „Ostmitteleuropa“ betrifft und gleich in der Einleitung niedergelegt ist, läßt sich so zusammenfassen:

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde deutlich, daß der um 1849/50 aufgekommene Begriff „Mitteleuropa“ die Realität der nach dem Zerfall der Großreiche entstandenen Kette kleiner und mittlerer Nationalstaaten nicht mehr adäquat wiedergeben konnte. Die Bezeichnung „Zwischeneuropa“ verlor nach den radikalen Veränderungen auf der politischen Landkarte während des Zweiten Weltkrieges und nach der im Zuge des „kalten Krieges“ einsetzenden Teilung Europas in zwei waffenstarrende Lager seine Berechtigung. Über die genaue physisch-geographische Aus-

dehnung der als „Ostmitteleuropa“ bezeichneten Region wird kaum Einigkeit zu erzielen sein, da die Vertreter verschiedener nationaler Historiographien, durchaus zu Recht, verschiedene Grenzziehungen vorschlagen werden. Allenfalls die Ostsee und das Adriatische Meer sowie die Karpaten bilden natürliche Grenzen. Mit „Ostmitteleuropa“ wird ein geschichtlicher Raum bezeichnet. Geschichtliche Prozesse, wie die Christianisierung und die Herausbildung der „lateinischen Welt“ des Mittelalters, die großen Siedlungsbewegungen vom 9. bis zum 14. Jahrhundert, wirkten prägend auf die Herausbildung dieses Großraumes. Die allgemeine Verbreitung von Deutschen und Juden, das Entstehen „politischer Nationen“ (der polnischen und ungarischen Adelsnationen) im Gegensatz zu jenen Nationen, die keine eigene Staatlichkeit besaßen und eine unvollkommene Sozialstruktur aufwiesen, waren kennzeichnend für die Region „Ostmitteleuropa“.

Der Überblick Werner Conzes eignet sich als Nachschlagewerk wie als Lehrbuch für all jene, die den historischen Hintergründen für die nach 1989/90 eingetretenen Umwälzungen in Ostmitteleuropa nachgehen wollen.

Michael Schippan, Berlin

**Nationalismus in Osteuropa. Gefährliche Wege in die Demokratie,** hrsg. v. Margareta Mommsen. München: Verlag C.H. Beck 1992, 205 S. (Beck'sche Reihe. 477.).

Unbestreitbar lief eine Renaissance des Nationalismus der Auflösung der Nachkriegsordnung in Osteuropa parallel. Es liegt auf der Hand, daß die Idee des Nationalen in ihren verschiedenen Ausformungen in den osteuropäischen Ländern kräftig am Zusammenbruch des Ostblocks mitgewirkt hat. Den unterschiedlichen Richtungen geht der vorliegende Band nach. Sein Ziel ist es u.a., die Wechselwirkungen von Systemzerfall und Nationalismus aufzuzeigen, um von dieser Perspektive die „schwierigen und gefährlichen Prozesse der Demokratisierung“ (S. 9) auszuleuchten.

Seit Erscheinen des Buches ist die Entwicklung in Osteuropa fortgeschritten, meist nicht zum Besten der Demokratie. So interessiert vor allem, was die Aufsätze über die Fälle heftigster ethnischer Auseinandersetzungen in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion sowie im ehemaligen Jugoslawien über den (neuen?) Nationalismus aussagen. Margareta

Mommsen beschreibt in einem konzisen Überblick die Ereignisse der letzten Jahre in der Sowjetunion bis zur Bildung der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS). Es ist die Geschichte eines zuerst schleichenden, dann rasanten Verfalls der Zentralmacht in Moskau. Die zentrifugalen Kräfte verstärkten sich in dem Moment, als der Bund die Leine locker ließ. Im Baltikum und im Kaukasus, den „klassischen“ Sezessionisten der russischen und sowjetischen Geschichte, fand die Nationalbewegung ihre stärkste Kraft. Antisowjetischer Kampf geriet bald in das Gewand des Nationalismus, wobei sich gerade die anationalen Kommunisten von gestern als die Vorkämpfer der Nation von heute hervortaten. Freiheit wurde als die Freiheit der jeweiligen Nation verstanden. Die Demokratisierung jedoch blieb in den nun souveränen Staaten auf der Strecke. Die Autorin tröstet sich mit der Hoffnung, daß mit internationaler Hilfe demokratische Spielregeln und Minderheitenschutz Einzug halten werden.

Den wildgewordenen Nationalismus im ehemaligen Jugoslawien zu beschreiben, unternimmt Jens Reuter in seiner klarsichtigen Darstellung. Er zeigt, wie — ähnlich der Sowjetunion — der Wille zu einem gemeinsamen Staat immer mehr zerbröselte. Die politischen und ökonomischen Interessen der Teilrepubliken hatten sich soweit auseinanderdividiert, daß der Gesamtstaat von niemandem mehr erwünscht war. Die „Erneuerung“ in Jugoslawien verlief einzig und allein unter nationalen Vorzeichen. Wenngleich 1990 mehr oder weniger freie Wahlen in allen Republiken stattfanden, so bleibt es doch Zeitverschwendung, über die Demokratisierung in diesem Raum — mit Ausnahme Sloweniens — zu schreiben. Reuter macht insbesondere Serbien unter Milošević für die Verschärfung der nationalen Gegensätze verantwortlich.

Gegen die beiden genannten Fälle verblassen die weiteren sowohl in Hinsicht auf die Intensität des Nationalismus als auch auf seine politische Triebkraft. Dieter Bingen zeigt auf, daß keine einheitliche Antwort auf die Frage „Pole, wer bist du?“ zu hören war. Er macht einen Trend aus, der von der westlich orientierten civil society zu einer stärkeren Betonung der polnischen Identität — besonders durch konservativ-katholische Kreise — führt, gibt der letzten Richtung aber keine großen Chancen. Das Beispiel der parlamentarischen Vertretung der deutschen Minderheit zeige, daß sich der neue polnische Staat keineswegs auf dem Weg in eine nationalistische Engstirnigkeit befinde. Eva Schmidt-Hartmann stellt dem Leser die Trennung der Tschechoslowakei in zwei selbständige Staaten vor Augen. Sie bemerkt, wie unangemessen („entsetzt“) die tschechische Führung einschließlich Präsident Havel auf das nationale Ansinnen der Slowaken reagiert und dadurch den Spaltungsprozeß beschleunigt habe.

Nationalismus sei hier jedoch eher das Etikett für eine Vielzahl gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Probleme. Kathrin Sitzler versucht, in dem ethnisch fast homogenen Ungarn einen Nationalismus ausfindig zu machen, und entdeckt ihn in der Haltung ungarischer Politiker gegenüber den ungarischen Minderheiten in den Nachbarländern. Ein schwarzes Bild malt Anneli Ute Gabanyi vom Nationalismus in Rumänien, der von der Clique um Präsident Iliescu als Herrschaftstechnik gebraucht wird, um von Problemen abzulenken. Großrumänische Bestrebungen führten zu einer Verhärtung zwischen Rumänen und den Minderheiten, wobei besonders die Ungarn die politischen Früchte ihrer Rebellion gegen Ceauşescu nicht genießen konnten. In Bulgarien trauern viele nicht erreichten großbulgarischen Zielen in Makedonien nach. Stefan Troebst stellt anschaulich vor Augen, wie die etwa eine Million Türken in diesem Land unter der Geißel des bulgarischen Nationalismus zu leiden haben. Auch hier schließen sich Demokratie und Nationalismus aus. Die albanische Wende unterscheidet sich darin nicht von den zuvor genannten. Zuzana Finger beschreibt das Spiel mit dem Feuer, das sich aus dem begehlichen Blick auf das mehrheitlich mit Albanern besiedelte Kosovo-gebiet ergibt.

Eine Zusammenfassung unter typologischen Gesichtspunkten hätte dem Band gutgetan. Die Lehre, die der Leser mitnimmt, ist die, daß der emanzipative Nationalismus sehr rasch in integrativen umschlagen kann. Sobald die Souveränität erreicht wurde, erwies sich demokratischer Ehrgeiz wie fortgeblasen. Der skeptische, aber letztlich hinsichtlich der Demokratisierung optimistische Titel des Buches scheint nach der Lektüre mehr Hoffnung auszudrücken als eine realistische Einschätzung der Lage wiederzugeben.

Stefan Plaggenborg, Freiburg/Br.

**Andreas Kappeler, Rußland als Vielvölkerstaat. Entstehung — Geschichte — Zerfall. München: Beck 1992, 395 S., Tabellen u. Karten.**

Drei Ziele verfolgt Andreas Kappeler, ein ausgewiesener Kenner der Geschichte der nichtrussischen Nationalitäten des polyethnischen Russischen Reiches, mit seiner Darstellung: 1) die Nationalitätenprobleme und den Zerfall der UdSSR in einen größeren historischen Kontext einzuordnen, 2) eine Erweiterung des Bildes von der Geschichte Rußlands zu

geben, die bisher „als russische Nationalgeschichte mißverstanden“ (S. 10) wurde, und 3) einen Beitrag zu einer universalen Geschichte von Vielvölkerreichen zu leisten. In historischen Längs- und Querschnitten gelingt es dem Verfasser, allen drei angesprochenen Problemfeldern gerecht zu werden.

Chronologisch und systematisch angelegt, behandelt Kappeler die Ausdehnung des Moskauer Reiches von der Eroberung Kazan's, 1552, bis zu den imperialistischen Unternehmungen am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Fernen Osten. In einem letzten Kapitel beschreibt er unter der Überschrift „Nationalitätenfrage und Revolution“ die letzten Jahre des zarischen Rußland und schließlich in einem äußerst knappen, aber dennoch informativen „Ausblick“ die Sowjetzeit und den Zusammenbruch der Sowjetunion, der nicht zuletzt durch die Nationalitätenkonflikte beschleunigt wurde.

Nach der Eroberung von Kazan' und Astrachan' trat das moskowitzische Zartum aktiv in die Auseinandersetzungen um das Erbe der Goldenen Horde ein. Ausführlich schildert Kappeler die Regeln dessen, was als „Steppenpolitik“ bezeichnet wird. Im wesentlichen hielt sich das Russische Reich bis etwa zum Anfang des 19. Jahrhunderts an diese Regeln, an die Respektierung fremder Religionen und Kulturen, an die auf personalen Bindungen beruhenden Koalitionen, an die Erhebung von Tribut und an die Einsetzung der Herrscher (S. 28). Aber zugleich werden auch die „kulturellen Mißverständnisse“ dargelegt, die sich aus dem Zusammenstoß zwischen den Regeln der Steppe und dem patrimonialen Prinzip der sesshaften Russen ergaben.

Doch im wesentlichen setzten die russischen Herrscher, waren die fremden Völker erst einmal unterworfen, auf Zusammenarbeit statt auf Konfrontation. Der einheimische Adel wurde kooptiert und auf gewaltsame Mission weitgehend verzichtet. Im Falle der Unbotmäßigkeit allerdings wurde Stärke gezeigt. Stieß das unaufhaltsam vordringende Imperium jedoch auf einen überlegenen Gegner wie im Falle Chinas, so zog es sich, da es seine begrenzten Kräfte durchaus erkannte, zurück. Es war dies keine durchgängige Politik, die auch stets vom jeweiligen Herrscher und von den Interessen der Kirche geprägt war, doch war es das vorherrschende Modell.

Dies alles änderte sich erst, als zu Beginn des 19. Jahrhunderts die „mission civilisatrice“ eine immer wichtigere Rolle zu spielen begann, als sich das Überlegenheitsgefühl der europäischen Russen gegenüber den „Asiaten“ bzw. den als neue Kategorie definierten „inorodcy“ (die Fremdstämmigen) stetig entwickelte und schließlich ein aggressiver Nationalismus hinzutrat. Doch zumindest im Kaukasus, bei der Einverleibung Geor-

giens und Armeniens etwa, verfuhr das Russische Reich noch annähernd nach dem gleichen Muster. Nun löste jedoch die Ausgrenzung bestimmter Ethnien und eine härtere Gangart gegenüber „widerspenstigen“ Völkern — wie beispielsweise den Polen — das Prinzip der Toleranz mehr und mehr ab.

In der gebotenen Kürze, aber dennoch äußerst informativ, schildert der Verfasser anhand einiger Beispiele den Prozeß der Nationswerdung, des „nation-building“ der nichtrussischen Nationalitäten, aber zugleich auch das nationale Erwachen der das Reich dominierenden Russen im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Als theoretisches Modell legt er dabei das von Miroslav Hroch entwickelte Konzept zugrunde. Kappeler zeigt die unterschiedlich verlaufenden Prozesse und deren Bedingtheiten bei den Finnen und den — im heutigen Verständnis — baltischen Völkern, bei den Polen, den Ukrainern, den Weißrussen, bei Georgiern und Armeniern und einigen islamisch geprägten Völkern.

Zugleich behandelt er das gegenläufige Unterfangen des von seiten des Staates unternommenen Russifizierungs- und Unifizierungsprozesses. Und im Ergebnis kann Kappeler zeigen, daß es ein einheitliches Modell, ein von der Zentralregierung initiiertes System dieser Russifizierung nicht gegeben hat. Es kam zu Phasenverschiebungen und zu Brüchen und durchaus unterschiedlichen Ausprägungen. In zahlreichen Fällen zielte die Politik auch überhaupt nicht auf eine Integration, sondern auf eine Segregation und Diskriminierung bestimmter Ethnien (S. 235 f.). Das Resultat war jedenfalls, wie der Verfasser resümierend feststellt, durchaus ambivalent. Als wichtigstes Ziel wurden Ruhe und Ordnung bewahrt und zudem die administrative Vereinheitlichung und Zentralisierung vorangetrieben, gleichzeitig auch durch die kulturelle Russifizierung die Nationalbewegung gehemmt. Doch darüber hinaus ergaben sich auch kontraproduktive Resultate, indem nicht nur die Bildungseliten, sondern breite Kreise der Bevölkerung gegen die Zentrale mobilisiert wurden (S. 239).

Immer wieder werden die tiefreichenden Wurzeln heutiger ethnischer Konflikte auf dem Territorium der ehemaligen Sowjetunion deutlich. Knapp, aber doch präzise ist die Schilderung der wohl einmaligen Zusammenballung der verschiedenen Völkerschaften im kaukasischen Raum, in dem islamisch und christlich geprägte Ethnien so dicht beieinander lebten. Wer also die ethnischen Probleme in ihrer historischen Dimension verstehen und nachvollziehen will, dem bietet dieses Buch eine Fülle von Informationen und Anregungen, von Durch- und Einblicken.

Zahlreiche Karten und ein abschließender Anhang mit Tabellen,<sup>1</sup> aus denen sich u.a. die Sprach- und Religionszugehörigkeit der einzelnen Ethnien, deren Urbanisierungsgrad oder berufliche Gliederung entnehmen läßt, sowie eine Zeittafel, ein Glossar und eine Bibliographie beschließen den überaus gelungenen Band. Flüssig geschrieben und die Ergebnisse am Ende jedes Kapitels noch einmal resümierend, ist das Buch über weite Strecken hinweg auch ein Lesevergnügen.

Kappeler, so läßt sich abschließend zusammenfassen, hat ein herausragendes Werk geschrieben, das hoffentlich Anstoß gibt zu einer verstärkten und intensiveren Beschäftigung mit den ethnischen Gruppen auf dem Territorium der ehemaligen Sowjetunion. Zu lange wurden das Russische Reich und der zerfallene Sowjetstaat nur vom Zentrum her gesehen, nicht aber von der Peripherie. Welche neuen Einblicke und Einsichten diese Sichtweise eröffnen kann, dafür ist dieses Buch ein gelungenes Beispiel.

Dittmar Dahlmann, Freiburg/Br.

**Bibliographie der sowjetdeutschen Literatur von den Anfängen bis 1941. Ein Verzeichnis der in Buchform erschienenen sowjetdeutschen Publikationen, hrsg. v. Meir Buchweiler, Annelore Engel-Braunschmidt u. Clemens Heithus. Köln/Wien: Böhlau 1990, 110 S. (Studien zum Deutschtum im Osten. 23.).**

Obleich die Zahl der Veröffentlichungen in der Bundesrepublik — meist handelt es sich um historische Arbeiten — über Deutsche in der ehemaligen Sowjetunion gestiegen ist, bilden Bibliographien bislang die Ausnahme. Fachkundigen Lesern ist eine von Annelore Engel-Braunschmidt und Clemens Heithus 1987 veröffentlichte „Bibliographie der sowjetdeutschen Literatur 1960–1985“ bekannt, die als Band 20 in derselben Reihe erschienen ist. Meir Buchweiler, Historiker und Bibliograph aus Israel und dem Fachpublikum seit langem bekannt, konnte als dritter Autor gewonnen werden.

Die Möglichkeiten zur Erstellung einer Bibliographie haben sich durch die Öffnung der Sowjetunion seit Ende der 80er Jahre, jedoch besonders

<sup>1</sup> Sie basieren zumeist auf: Die Nationalitäten des Russischen Reiches in der Volkszählung von 1897, hrsg. v. Henning Bauer, Andreas Kappeler u. Brigitte Roth. 2 Bde., Stuttgart 1991.

nach ihrem Zerfall verbessert. Deutsche in Rußland und in der Sowjetunion sind beispielsweise in der Geschichtswissenschaft Rußlands ein „Modethema“ geworden: So arbeiten in Sibirien zunehmend auch jüngere Wissenschaftler über die Geschichte der Deutschen und ihre Funktion bei der Entwicklung Rußlands bzw. Sibiriens. Heute selbstverständlich erscheinende Veröffentlichungen oder Kontakte mit Kollegen im Ausland waren teilweise noch bis Mitte der 80er Jahre unvorstellbar. „Deutsche in der UdSSR“ — nach dem Zerfall der Sowjetunion findet der Begriff „Rußlanddeutsche“ statt des in der Fachliteratur, jedoch besonders bei den Deutschen selbst umstrittenen Begriffs „Sowjetdeutsche“ immer mehr Verwendung — war ein Thema, das jahrzehntelang tabu war. Jegliche bibliographische Recherche machte dies deutlich. Um so bemerkenswerter ist es, wenn, wie im vorliegenden Fall, es trotz schwieriger Rahmenbedingungen gelungen ist, eine solche Arbeit vorzulegen.

Am Anfang der Bibliographie steht ein Beitrag von Annelore Engel-Braunschmidt, in dem sie die sowjetdeutsche Literatur von den Anfängen bis 1941 darstellt, dem Jahr, das für die Entwicklung der Sprache und Kultur der Rußlanddeutschen von entscheidender Bedeutung war. Spätestens 1941 begann die Diskriminierung der deutschen Sprache und Kultur, deren Folgen bis heute spürbar sind. Im Vergleich zur heutigen Situation der rußlanddeutschen Literatur erscheint die Entwicklung in den 20er Jahren bis 1941 mehr als beachtlich. Für viele Deutsche dient diese Zeit heute als Vorbild bei der Wiedergewinnung bzw. Wiederbelebung von Sprache, Literatur und Kultur im allgemeinen.

Entstehung und Aufbau der Bibliographie sind Thema des Beitrags von Clemens Heithus. Wesentliche Grundlage für die Bibliographie war die sowjetische Nationalbibliographie „Knižnaja letopis“, nach der die bibliographisch nachweisbaren Titel erfaßt wurden. Fachleute, die selbst an der Erstellung von Bibliographien gearbeitet haben, wissen um die damit verbundenen Probleme. Die hier vorliegende Zusammenstellung ist daher keine Ausnahme.

Belletristik, Kinderbücher und (anti-)religiöse Literatur bilden neben den Schullesebüchern den Kern der Bibliographie. Kurzbiographien sowjetdeutscher Autoren sowie ein Anhang mit Inhaltsverzeichnissen der Sinnerschen Sammelbände und der sowjetdeutschen Erzählungen in Periodika 1917–1933 runden die Bibliographie ab. Eine große Erleichterung für den Benutzer sind die Angaben zur Fundstelle und, sofern dies möglich war, zum Standort des Titels einschließlich der Signatur.

Von dieser Bibliographie dürften nicht nur Fachleute, sondern ein breiter Kreis von Benutzern profitieren. Sie bildet für jede weitere Bibliographie die Grundlage. Deutsche in der früheren Sowjetunion werden von

Heithus dazu angeregt, einen eigenen Beitrag zu leisten und die hier vorliegende Bibliographie „möglichst schnell veralten zu lassen“. Es bleibt zu hoffen, daß dieser Wunsch erfüllt wird.

Peter Hilkes, München

**Istorija rossijskich nemcev v dokumentach (1763–1992 gg.) (Geschichte der Rußlanddeutschen in Dokumenten <1763–1992>), hrsg. v. V.A. Auman u. V.G. Čebotareva. Moskva: Meždunarodnyj institut gumanitarnych programm 1993, 448 S.**

Die Sammlung umfaßt etwa 210 Texte, die die Geschichte der Rußlanddeutschen dokumentieren. Sie wird eröffnet mit dem Berufungsmanifest der russischen Kaiserin Katharina II. vom 22. Juli 1763, die allen Ausländern gestattete, „in Unser Reich zu kommen, um sich in allen Gouvernements, wo es iedem gefällig, häuslich niederzulassen“.<sup>1</sup> Der Hauptstrom der Aussiedler, die zumeist aus verschiedenen deutschen Territorien kamen,<sup>2</sup> wurde allerdings an die untere Wolga, in den Raum Saratov, gelenkt. Die Kolonisten konnten sich nicht frei im Lande bewegen, sondern wurden in den neuen Ansiedlungen militärisch bewacht.

Im ersten Teil der Dokumentenedition „Staatliche Akten des Russischen Imperiums über die Rechte und Pflichten der deutschen Kolonisten“ folgen auf das Berufungsmanifest von 1763 gleich umfangreiche Auszüge aus dem „Kolonistenstatut“ von 1857 (Ustav o kolonijach inostrancev v Imperii) sowie Gesetze aus dem Ersten Weltkrieg, die den Rußlanddeutschen eine landwirtschaftliche Betätigung in grenznahen Gebieten untersagten und ihre Freiheiten einschränkten. Zu den letzteren zählt eine vom Zaren bestätigte Anordnung des Ministerrates vom 12. Juli 1916, die den Deutschunterricht im gesamten Reiche verbot (S. 47).

<sup>1</sup> Zit. nach der Fassung in der „Staats- und Gelehrten-Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten“ vom 13. September 1763, in: Der russische Kolonist oder Christian Gottlob Züge's Leben in Rußland, erläutert und mit einem Nachwort versehen v. Gert Robel. Bremen 1992, S. 284.

<sup>2</sup> Die Mehrzahl der Kolonisten der nach 1764 einsetzenden ersten Aussiedlungswelle stammte allerdings nicht aus Preußen, wie in der Einleitung behauptet wird (vgl. S. 7), sondern aus Hessen, dem Rheinland, der Pfalz und anderen süd- und mitteldeutschen Territorien. Vgl. Michael Schippan, Sonja Striegnitz, Wolgadeutsche. Geschichte und Gegenwart. Berlin 1992.

Im zweiten Teil „Striche zu einem sozialen Porträt der deutschen Kolonien“ wird erstmals Archivmaterial aus der Filiale des Staatsarchivs des Gebiets Saratov in Engels (seit 1931 Bezeichnung für das auf der anderen Seite der Wolga, Saratov gegenüberliegende Pokrovsk) dargeboten. Es handelt sich dabei um einen Grundbuchauszug, um Korrespondenzen mit örtlichen Schulbehörden sowie um Beschlüsse von Gerichten und Dorfversammlungen aus der zweiten Hälfte des 19. und vom Beginn des 20. Jahrhunderts. Den Abschluß des zweiten Teiles bilden Dokumente über die Mennonitensiedlungen in Turkestan aus den Jahren 1881/82.

Die meisten der in diesem Band wiedergegebenen Dokumente entstammen der Zeit nach der Revolution von 1917. Der dritte Teil der Edition ist überschrieben: „Die kurzen Freuden der politischen Selbstbestimmung“. Eingeleitet mit der von Lenin und Stalin unterzeichneten „Deklaration der Rechte der Völker Rußlands“ vom 2./15. November 1917 und einem Auszug aus der „Deklaration der Rechte des werktätigen und ausgebeuteten Volkes“ vom 12./25. Januar 1918, bietet dieser Teil historisches Material über die „Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Deutschen des Wolgagebietes“, deren am 31. Januar 1926 beschlossene Verfassung wiedergegeben wird (S. 82-136). Die düsterste Periode in der Geschichte der Rußlanddeutschen begann mit ihrer massenhaften Deportation nach ungerechtfertigten Anschuldigungen 1941. Der Befehl L. Berijas über die Aussiedlung der Wolgadeutschen vom 28. August 1941 wird, wie andere Dokumente dieses Teiles, nach der Fassung der Zeitschrift „Neues Leben“ wiedergegeben (S. 160 f.).

Im vierten Teil, „Vertreibung aus dem väterlichen Hause... Auf dem Wege zur massenhaften Emigration“, sind die zaghafte und zunächst inkonsequente Versuche einer Rehabilitierung der Rußlanddeutschen, die in den zurückliegenden Jahrzehnten erfolgten, dokumentiert. 1989 wurden in Kasachstan etwa 956 200, in der Ukraine etwa 37 900 Deutsche registriert (vgl. S. 445). Schätzungen gehen von mehr als 2 Millionen Angehörigen dieser Nationalität aus, die auf dem Territorium der ehemaligen Sowjetunion leben. Da die Schaffung autonomer Gebiete der Rußlanddeutschen zu spät eingeleitet wurde und auf den Widerstand der einheimischen Bevölkerung stößt, da die in den südlichen Republiken der GUS lebenden Deutschen, wie auch die Russen, von fundamentalistischen Bewegungen sogar in ihrer physischen Existenz bedroht werden, wird der Strom der Aussiedler, die in den kommenden Jahren die Bundesrepublik erreichen wollen, nicht abreißen. An diesem Umstand können auch Verhandlungen zwischen Regierungsvertretern Deutschlands und den Führern der Bewegung „Wiedergeburt“, über die in diesem Band informiert wird, nichts Wesentliches mehr ändern.

Angesichts der großen Schwierigkeiten, denen sich in Rußland die Editoren historischer Dokumente gegenübersehen, stellt diese, auf zum Teil schwer zugängliche Quellen gestützte Ausgabe eine bedeutende Leistung dar. V.A. Auman, dem Leiter der Forschungsgemeinschaft zum Studium der Geschichte der Rußlanddeutschen beim Moskauer Büro des „Vereins für das Deutschtum im Ausland e.V.“, und Frau V.G. Čebotareva gebührt der Dank aller an der Geschichte der Rußlanddeutschen Interessierten.

Michael Schippan, Berlin

**Alfred Eisfeld, Die Rußlanddeutschen, mit Beiträgen v. Detlef Brandes u. Wilhelm Kahle. München: Langen Müller 1992, 221 S., Fotos u. Karten (Studienbuchreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat. 2.).**

Das Thema „Rußlanddeutsche“ ist „in“. Vor ein paar Jahren noch, da die Auswanderung Rußlanddeutscher aus der Sowjetunion zwar ansteigend, aber noch immer unbedeutend war — z.B. 1985: 460, 1986: 753 Personen —, beschäftigten sich nur wenige wirklich Engagierte mit rußlanddeutschen Themen (Geschichte, Wirtschaftsentwicklung, Landwirtschaft, soziale Entwicklung, Sprache und Literatur sowie Kirchengeschichte). Seitdem die jährliche Einwanderungsrate jedoch auf über 100 000 geschnellt ist (1987: 14 000, 1988: 47 500, 1989: 98 000, 1990 und 1991: um 150 000, 1992: 195 000, 1993: 207 000 Personen), besteht Aufklärungs- und Informationsbedarf. Plötzlich schossen „Experten“ wie Pilze aus dem Boden, die seitdem versuchen, in dieser Marktlücke eine schnelle Mark zu verdienen. Die Qualität vieler Publikationen zur rußlanddeutschen Problematik, die in den letzten Jahren erschienen sind, ist dementsprechend oft dürftig.

Zur Kategorie historischer Trendsetter gehört Alfred Eisfeld auf keinen Fall. Er ist selbst Rußlanddeutscher, der in den 70er Jahren als wohl knapp 30jähriger aus der UdSSR (ASSR Baschkirien) in die Bundesrepublik gekommen ist und hier, wahrscheinlich als erster Rußlanddeutscher auf bundesdeutschem Boden, promoviert hat (Deutsche Kolonien an der Wolga 1917–1919 und das Deutsche Reich. Wiesbaden 1985 <Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts München. Geschichte. 53.>). Er kennt das, worüber er schreibt, aus eigenem Erleben, kennt die bundesdeutsche Wirklichkeit, auf welche die Rußlanddeutschen in ihrer „historischen Heimat“ treffen. Er hat sich in seiner wissenschaftlichen Laufbahn mit der

Geschichte der Heimat seiner Altvorderen und des deutschen Wolgagebietes, beschäftigt. Er ist von Berufs wegen und aus Schicksalsverbundenheit in die jüngsten Entwicklungen im heutigen Rußland und in den sog. GUS-Staaten involviert. Wer sollte berufener sein als er, einen solchen Band zu betreuen, welcher der oft ausufernden und zuweilen von wenig Sachkenntnis zeugenden Diskussion einen sicheren Grund geben soll.

Der Untertitel weist Detlef Brandes, Professor für osteuropäische Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf, sowie Wilhelm Kahle, Professor em. für Kirchengeschichte an der Philipps-Universität Marburg, als weitere Autoren aus. Detlef Brandes skizziert die Geschichte der Deutschen in russischen Städten und in den Bauernkolonien von den Anfängen im 16. Jahrhundert bis zum Einsetzen der „Deutschen Frage“ in Rußland und der sich zwar prinzipiell gegen alle nationalen Minderheiten, speziell aber gegen die Deutschen in Rußland richtenden gesetzlichen Maßnahmen seit den 1870er Jahren (S. 12-44). Auf den nach Abzug von Bild- und Anmerkungsseiten verbleibenden 20 Textseiten können die Geschichte des städtischen Deutschtums und des ersten Jahrhunderts rußlanddeutscher Kolonistengeschichte wirklich nur skizziert werden — sowohl die Siedlungsgeschichte als auch die zunehmenden wirtschaftlichen und sozialen Probleme in den Kolonien. Das heißt also: Wer sich intensiver mit dem Zeitraum 1763–1871 beschäftigen will, muß anhand des ausführlichen und hilfreichen Anmerkungsapparates weiterarbeiten.

Ähnlich wie Detlef Brandes ging es dem Altmeister der Geschichte des osteuropäischen Protestantismus — Wilhelm Kahle. Genau 20 Druckseiten standen ihm zur Verfügung, um das Kirchentum vor allem der rußlanddeutschen Kolonisten darzustellen. Das sind zwar (1763–1990) „nur“ knapp 230 Jahre, aber es sind ja immerhin Lutheraner (zwei Drittel aller Kolonisten), Katholiken (knapp ein Viertel) und Mennoniten (knapp 10%) sowie seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts auch einige „Neoprotestanten“, z.B. Baptisten, Adventisten, mit ihren je eigenen Kirchentümern zu berücksichtigen. Versuchte Brandes, das Raumproblem durch oft aufs äußerste komprimierte Darstellung des breiten Stoffes zu lösen, geht Kahle einen anderen Weg. Er wählt eine eher essayistische Form. Das liest sich gut und gibt vortreffliche Einblicke. Die Probleme der Kirchwerdung, der geistlichen Versorgung der Kolonistendörfer und der Ausbildung der Geistlichen sind plastisch herausgearbeitet. Die eigenartige Spiritualität der Gemeinden, die vor allem im Süden, später auch an der Wolga, von Ausläufern der europäischen Erweckungsbewegung gekennzeichnet ist und im Gemeinschaftswesen („Brüdergemeinschaften“) ihre organisatorische Form fand, griff durch lutherische Erweckungspre-

diger wie Eduard Wüst auch auf die Mennonitengemeinden über und führte hier schließlich 1861 eine tiefe Spaltung herbei („Alte“ oder „Kirchliche Mennoniten“ — „Mennoniten-Brüdergemeinde“). Auch die katholischen Dörfer wurden von diesem Geist berührt. Diese und andere „Grundzüge“ rußlanddeutscher Kirchengeschichte werden meisterhaft dargeboten. Der Kenner der Materie hat wieder einmal seine helle Freude daran, wie Wilhelm Kahle den ausgesprochen spröden Stoff bündigt. Daß bei der Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes so interessante Erscheinungen wie etwa die Herrnhuter Filiale Sarepta bei Caricyn oder die 100 Jahre des Siedelns der Hutterer auf dem Boden des Russischen Reiches (bis zu ihrer kompletten Auswanderung in den 1870er Jahren) keine Erwähnung fanden, ist bedauerlich, aber verständlich.

Wer diesen Essay ohne Vorkenntnisse liest, der wünscht sich zuweilen, Wilhelm Kahle hätte das chronologische Gerüst etwas stärker herausgearbeitet, was festeren Grund geboten hätte, den Stoff zeitlich klar einzuordnen. Auch hier hilft das hervorragende Literaturverzeichnis weiter: Die von Wilhelm Kahle aufgeführten sieben Titel (davon allein vier Monographien; ein bis zwei weitere hätten sich noch getrost nennen lassen) bieten alles, was man zum Weiterstudium benötigt.

Der Löwenanteil des Buches ist (S. 46-173) also der Geschichte der deutschen Kolonien im Russischen Reich *nach 1871* gewidmet: den historischen Abläufen, der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, bis zum gewissen Grade auch der Geistes- und Kulturgeschichte, der Problematik rußlanddeutschen Siedelns in slavischer, politisch aufgeheizter Umwelt. Die Darstellung wurde wohl 1988/89 abgeschlossen, ist aber in einigen Bereichen noch bis 1990/91 fortgeführt. Auf jeden Fall greift Eisfeld die großen Fragestellungen, vor denen Deutsche in Rußland heute und künftig stehen, auf und vermag seiner Darstellung auch dort, wo sie nicht mehr den neuesten Stand der Entwicklung bieten kann, eine über das Heute hinausgehende Aktualität zu verleihen.

Nach der Oktoberrevolution 1917 stellte sich rußlanddeutsches Schicksal als Teilaspekt der gesamtrussischen Katastrophe dar: Bürgerkrieg, Anfänge der Kollektivierung, Neue Ökonomische Politik (NEP). Die Zwangskollektivierung ab 1928 ließ dann wieder stärker eine spezifisch antideutsche Stoßrichtung erkennen. Zu Stalins „Säuberungen“ gehörte ein, so kann man sagen, spezifisch antideutsches Programm, das mit „Entkulakisierung“ nichts mehr zu tun hatte, obwohl es lange unter diesem Etikett lief. Es waren schon systematische Deportationen, die insbesondere die wolhyniendeutschen Kolonien trafen. Die Aufhebung der deutschen Rayons Ende der 1930er Jahre drängt dem Leser unwillkürlich die

Frage auf, was wohl mit der Wolgarepublik geschehen wäre, wenn es den Überfall des Deutschen Reiches auf die Sowjetunion nicht gegeben hätte.

Aber solche Spekulationen führen nicht weiter: Am 21. Juni 1941 begann der Krieg — dies war das Datum, das rußlanddeutsche Geschichte entscheidend gestaltet hat. Dieses Datum beendete brutal und erbarmungslos die traditionelle Lebensweise der Deutschen in Rußland und machte sie zu Freiwild der sowjetischen Propaganda, zum Sündenbock Stalinscher Politik. Und nur zu gern nahmen Funktionäre aller Partei- und Verwaltungsdienststufen, aber eben auch große Teile des russischen Volkes (seltener die nichtrussischen Sowjet-Völker) die Anstöße von oben auf, um sich an den wehrlosen Deutschen in der Sowjetunion zu rächen für das, was Hitler-Deutschland dem „Sowjetvolk“ antat. Und es ist ja wohl auch nicht zu verkennen, daß sich im Verhalten der russischen Bevölkerung gegenüber den Deutschen in der Sowjetunion nach dem 21. Juni 1941 ein Minderwertigkeitskomplex abreagierte, der sich in Jahrhunderten aufgebaut hatte. Dies alles zusammengenommen mochte zu dem geführt haben, was man in den folgenden Jahrzehnten an genozid-ähnlichen Maßnahmen und unmenschlichen Demütigungen der deutschen Volksgruppe beklagen muß. So verlief bereits die Deportation ab Ende August 1941 unter den vielfach geschilderten schrecklichen Umständen und mit den bekannten Folgen für die Deutschen — Arbeitsarmee, das Regime der „Kommandantur“ — Hunderttausende von Toten, Entwurzelung allenthalben, Demütigung, Vergewaltigung eines Volkes. Das Kriegsende besserte die Situation der Rußlanddeutschen nur unwesentlich; 250 000 jener 300 000-350 000 Ukrainedeutschen, die mit der Wehrmacht die Sowjetunion fluchtartig verlassen hatten, füllten, nachdem sie vor allem im Warthegau von der Roten Armee überrollt und dann „repatriiert“ worden waren, die Lager und Sonderansiedlungen weiter auf.

Eisfeld dokumentiert in diesem Buch eindrücklich das 50jährige, faktisch ergebnislose Ringen der Rußlanddeutschen um Rehabilitierung, um Rückkehr in ihre „heimatlichen Weiten“ an der Wolga, in der Ukraine und im Kaukasus. Im Grunde handelt es sich ja um ein Aufzählen von Mißerfolgen, von enttäuschten Hoffnungen — und andererseits von leeren sowjetischen Versprechungen, um nicht zu sagen: Lügen. Wirkungslose Richtlinien zur Verbesserung des muttersprachlichen Unterrichts in Gebieten, wo Deutsche leben, sollten darüber hinwegtäuschen, daß seit 1945 eines der durchaus größeren Sowjetvölker — das dreizehnte oder vierzehnte unter Hunderten — mehr oder weniger systematisch mundtot gemacht wurde, d.h. gezwungen wurde, seine deutsche Muttersprache zu vergessen.

Einen letzten Schwerpunkt des Buches bildet die Darstellung der Versuche zur Wiederherstellung der Rechte der Rußlanddeutschen, insbesondere jener zur Wiederherstellung der Wolgarepublik seit der Ära Gorbachëv — die Tragödie vom Aufblühen einer großen Hoffnung und von ihrer baldigen Abtötung durch sowjetische resp. russische Parteifunktionäre und aufgewiegelteten russischen Mob, der anscheinend um so mehr des deutschen Prügelknaben bedarf, je weiter der sowjetische bzw. der russische Karren im Chaos versinkt. Entsprechend gestaltete sich das Schicksal der deutschen Gesellschaft „Wiedergeburt“, die in erster Linie an dieser russischen Wirklichkeit gescheitert ist und kaum noch auf Verwirklichung ihres Traumes von einem geschlossenen Siedlungsgebiet in Rußland hoffen kann.

Ein knapper Überblick über die Situation der in die Bundesrepublik Deutschland und in die DDR emigrierten Rußlanddeutschen, vor allem über die Bemühungen resp. Nichtbemühungen um ihre Eingliederung rundet den Band ab.

Soweit die Schwerpunkte rußlanddeutscher Geschichte, wie wir sie auch aus anderen Darstellungen kennen. Wie Eisfeld jedoch den Raum zwischen diesen Wegmarken auffüllt und anreichert mit zahllosen Einzelzügen, Daten, Details und Interninformationen bzw. Materialien, die bis vor kurzem für Westeuropäer vermutlich überhaupt nicht zugänglich waren — das kann man nur dankbar begrüßen. Die gesamte Darstellung bietet praktisch auf Schritt und Tritt Aha-Erlebnisse. Man sollte auch im Blick behalten, daß manche Informationen, die heute ohne größere Probleme zu erheben sind, zur Zeit, als Eisfeld seine Studien betrieb, noch sehr schwer zu beschaffen waren.

Es ist keineswegs nur der Zeitraum, in welchem Eisfelds Doktorarbeit angesiedelt ist — 1917–1919 —, der eine so erstaunliche Fülle unerwarteter und kaum für möglich gehaltener Einblicke und spezieller Informationen bietet. Aber hier (S. 78–97) erreicht die Darstellung natürlich eine besondere Dichte und Tiefe innerhalb des Buches. Andererseits ist gegenüber der politischen, der Wirtschafts- und der Sozialgeschichte ein gewisses Defizit an Geistesgeschichte und Geschichte des Schrifttums der Deutschen in Rußland und in der Sowjetunion festzustellen.

Die pralle Fülle des gebotenen Stoffes zwang auch Eisfeld zu einer gedrängten Darstellung, die konzentriertes Lesen erfordert und als Zielgruppe eher den Lehrer, Studenten, den Akademiker oder aber den mit den wichtigsten Zügen rußlanddeutscher Geschichte bereits vertrauten Laien denn einen erbauliche Literatur Bevorzugenden anspricht.

An weniger bedeutenden Äußerlichkeiten stört sich das Auge des Lesers gelegentlich — daß bestimmte Ortsnamen, die man in der rußlanddeut-

schen Schreibweise kennt, sinn- und kontextwidrig in der Transkription *aus dem Russischen* geboten werden (Moločnaja, Chortica usw.). Zudem kommt es gelegentlich zu ausgesprochen hybriden Formen — widerspricht schon die Schreibweise „Kirgizien“ oder „Kazachstan“ deutscher Orthographie und Phonetik, so sind Bildungen wie „kirgizisch“ oder „kazachisch“ total abzulehnen.

Insgesamt aber kann man festhalten: wichtige Dokumente — teilweise im Faksimile geboten —, z.T. historisch-geographische Karten, hilfreiche Statistiken, ein gut gelungener Bildteil, ausführliche Bibliographie (neben einem breit gefächerten Anmerkungsapparat) ergänzen eine *beispielhaft* gelungene Monographie, die neugierig macht auf weitere Bände der Schriftenreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat.

Gerd Stricker, Zollikon-Zürich

**Jørgen Kühl, De tyske mindretal i Sovjetunionen (Die deutschen Minderheiten in der Sowjetunion).** Aarhus: Aarhus Universitetsforlag 1990, 159 + xxxi S., 17 Tabellen, 8 Karten u. deutsche Zusammenfassung.

Das vorliegende Buch entstand bereits vor mehr als vier Jahren, als von der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten noch keine Rede war. Dies muß bei der Lektüre stets im Auge behalten werden. Es soll an dieser Stelle noch einmal besprochen werden, weil es als Ziel einen allumfassenden Überblick über Leben, Geschichte und Situation wie auch Zukunft der Deutschen in der (ehemaligen) Sowjetunion anstrebt und die Frage einer autonomen Republik der Deutschen ausführlich diskutiert. Kühl ist dabei besonders bemüht, die Spannung zwischen Integration und Segregation der Rußland- und Sowjetdeutschen im Auge zu behalten, da sich für ihn die Existenzfrage für die Sowjetdeutschen beständig zwischen diesen beiden Polen bewegt.

Kühl beginnt seine Arbeit nach einer Einleitung mit der Periodisierung der Geschichte der Rußland- und Sowjetdeutschen in vier große Abschnitte, die den großen Tendenzen in der russischen und sowjetischen Politik dieser Bevölkerungsgruppe gegenüber entsprechen sollen. Die ersten drei Zeitabschnitte sind schnell behandelt. Die zeitlich längste Periode spannt Kühl von 1763, dem Jahr des Einwanderungsmanifestes Katharinas II., bis ins Jahr 1918, als das Zarenregime durch die Sowjets

abgelöst wurde. Die deutschen Kolonisten lebten in diesem Zeitraum mehr oder weniger völlig isoliert, nicht nur von den anderen Bewohnern des Russischen Reiches und sogar von ihren deutschen Nachbarn in anderen Kolonien, sondern auch von ihren deutschen Herkunftsländern. Sie waren nicht zuletzt dadurch den Zaren loyale Untertanen. Diese Loyalität kam erst ins Schwanken, als — veranlaßt durch den Ersten Weltkrieg — Zar Nikolaj II. die Kolonien auflösen, das Eigentum der Deutschen konfiszieren und sie selber nach Sibirien umsiedeln wollte.

Der zweite Zeitabschnitt umfaßt die Zeit der nationalen Autonomie an der Wolga, die von den Deutschen selbst eher zögernd und widerwillig angenommen worden war, denn dem sozialistischen System wurde von den Deutschen beinahe durchgehend mit Ablehnung begegnet. In der Periode von 1941 bis 1955 schließlich, der dritten Periode, herrschte die totale Segregation der Deutschen in der Sowjetunion, sie wurden enteignet, als Verräter stigmatisiert und deportiert. In den Arbeitslagern trafen sie auf Deutsche aus anderen Gebieten der Sowjetunion. Erst in dieser Phase, so Kühl, konnte sich eine Identität der Sowjetdeutschen bilden, die über die einzelne Dorf- oder Religionsgemeinschaft hinausging.

Besonderes Gewicht legt der Verfasser auf den vierten Zeitabschnitt, die Zeit von 1955 bis 1990. Nachdem Chruščëv per Dekret den ersten Schritt zur Reintegration der Deutschen in der Sowjetunion gemacht und ihnen erlaubt hatte, die Arbeitslager und Sondersiedlungen zu verlassen, sie jedoch nicht rehabilitiert hatte, zogen sie von Nordsibirien in das bessere Klima Zentralasiens, denn in die früheren Heimatorte zurückzukehren blieb ihnen zunächst verboten. Dort bauten sie die Wirtschaft mit auf und erreichten kraft ihres sprichwörtlichen Fleißes bald einen höheren materiellen Wohlstand als andere Nationalitäten. Damals entstand in der dünnen Schicht der Intelligencija in den Städten der Autonomiegedanke von neuem. Die Deutschen waren gleichzeitig einem hohen Assimilationsdruck ausgesetzt, und fortschreitende Russifizierung führte dazu, daß nur etwa die Hälfte aller Sowjetdeutschen die deutsche Sprache noch beherrschte. 1972, als es den Deutschen endlich möglich wurde, sich den Wohnort frei zu wählen, strömten sie zu Zehntausenden in die europäische Sowjetunion. Es entstand der Gedanke, in Jermentau, Kasachstan, eine deutsche ASSR zu errichten, was jedoch am Widerstand der Kasachen scheiterte. 1987 wurde die Emigrationspolitik durch Michail Gorbachëv liberalisiert. Seitdem sind bis 1990 mehr als 170 000 Deutsche in die Bundesrepublik ausgewandert. Kühl wagt einen Ausblick für die Zukunft: Die Auswanderungswelle in die Bundesrepublik wird anhalten. Womit schon viel zur Verwirklichung einer neuen Autonomen Sozialistischen Republik der Wolgadeutschen gesagt ist.

Kühl wirft einen Blick auf beinahe jeden Aspekt sowjetdeutschen Lebens nach der „Reintegration“ von 1955. Er beschreibt die verschiedenen deutschen Minderheiten, ihre demographischen Verhältnisse, die Rechtsgrundlagen ihrer Rehabilitation und ihres Minderheitenstatus, ihre Medien, die sprachliche Situation, die Schulen und andere Ausbildungsinstitutionen, die sowjetdeutsche Literatur, Folklore und das Deutsche Theater. Er geht auf ihre Konfessionen und Religiosität ein, ebenso wie auf ihren ökonomischen Status. Er beschreibt ihre Möglichkeiten der politischen Partizipation und Repräsentation. Leider schafft all dies keine befriedigende Darstellung ihres Lebens als Deutsche im sowjetischen Alltag. Den Leserinnen und Lesern kann es nicht gelingen, all diese Einzelinformationen zu einem vorstellbaren „deutschen Leben“ zusammenzusetzen.

Schließlich geht Jørgen Kühl auch auf die Migration der Sowjetdeutschen ein. Hier läßt der Blick auf das Verhalten der Sowjetdeutschen schnell erkennen, daß die wenigen, die sich nicht assimiliert, also russifiziert haben, in der Regel lieber in die Bundesrepublik auswandern als unter großen geographischen und sprachlichen Schwierigkeiten am Aufbau einer nationalen Autonomen Republik mitzuarbeiten. Das Land an der Wolga ist nicht mehr ihre Heimat, und dort, wo sie leben, sind zu wenige von ihnen, als daß sie sich als starke Gruppe fühlen könnten, denn seit 1955 leben die Deutschen über die ganze Sowjetunion verstreut. Dieses Kapitel mündet in die ausgedehnte Diskussion einer möglichen Wiedererrichtung der Autonomie für die Sowjetdeutschen. Der Verfasser gibt diesen Bestrebungen keine große Chance: Der Autonomiegedanke werde hauptsächlich von der Intelligenz verfochten und beruhte weitgehend auf Wunschenken.

Kühl beendet seine Darstellung mit einem Kapitel über die nationale Identität der Deutschen in der Sowjetunion und weist deutlich darauf hin, daß eine solche sich bei der bestehenden Situation nicht wirklich ausprägen konnte und kann. Aus dem Kampf zwischen Assimilation und nationaler Renaissance geht in der Regel die Assimilation als Sieger hervor. Die mögliche Alternative eines *nation building*, des Neuaufbaus einer nationalen und geographischen Autonomie, ist von der Frage abhängig, ob überhaupt genügend deutsches Bevölkerungspotential vorhanden ist.

Kühl hat für sein Werk nicht nur die Literatur über die Rußlanddeutschen befragt, sondern persönlichen Kontakt zu Sowjetdeutschen sowohl in der Sowjetunion wie auch in der Bundesrepublik gepflegt. Es standen ihm neben der gängigen Literatur auch nichtveröffentlichte Materialien zur Verfügung. Schade, daß — mit Ausnahme der Literaturnaja Gazeta — Kühls Literaturliste ausschließlich aus Veröffentlichungen auf deutsch, englisch und dänisch (in absteigender Häufigkeit) besteht. Auch wenn

sich die Lektüre der russischen Beiträge zu diesem Thema zugegebenermaßen in der Regel nicht lohnt, drängt sich der Eindruck auf, daß Kühl des Russischen nicht mächtig ist. Trotzdem ist es ihm, selbst Mitglied einer deutschen Minderheit, möglich, aus der nichtdeutschen Perspektive frei „von verzerrenden Sym- und Antipathien (...) ein Verständnis der historischen Zusammenhänge und Begebenheiten (...) zu erlangen“ (S. 152).

So bietet er Leserinnen und Lesern auch erfrischend „undeutsche“ Sichtweisen zur Problematik der Deutschen in Rußland und der Sowjetunion. Das Buch von Kühl ist empfehlenswert für diejenigen, die sich in der Diskussion um die Autonomiefrage der Deutschen in der Sowjetunion und heutigen GUS eine Grundlage für mögliche Fragestellungen und Sichtweisen schaffen möchten. Um die Geschichte der Deutschen in Rußland, der Sowjetunion und der GUS kennenzulernen, gibt es bereits detailliertere, tiefergehende und faktisch genauere Monographien. Um sich jedoch einen Überblick darüber zu verschaffen, welche Fragen an die Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Deutschen in der GUS möglich sind, ist dieses Büchlein recht geeignet. Da stört es letztendlich nur wenig, daß es voll ist von Tippfehlern und die Karten den Leserinnen und Lesern nicht von Nutzen sein können, da sie schlechte Fotokopien aus anderen Veröffentlichungen sind und am besten gleich dort angesehen werden sollten.

Birgit Sawatzki, Freiburg/Br.

**Barbara Dietz, Peter Hilkes, Rußlanddeutsche: Unbekannte im Osten. Geschichte, Situation, Zukunftsperspektiven. 2. Aufl., München: Olzog Verlag 1993, 140 S., 19 Tabellen, 2 Karten, 9 Abbildungen (Geschichte und Staat. 292.).**

Barbara Dietz und Peter Hilkes beschreiben überblicksartig Leben und Geschichte der Rußlanddeutschen sowie die Umstände, die zu ihrer verstärkten Einwanderung bzw. Rückwanderung in die Bundesrepublik Deutschland geführt haben. Sie verarbeiten Meinungsumfragen, die 1985/86 und 1990 unter rußlanddeutschen Immigranten und 1990 unter in der Sowjetunion lebenden Rußlanddeutschen durchgeführt wurden.

Nach einem einleitenden historischen Abriss vom 16. Jahrhundert bis 1991 beschäftigen sich die Autoren mit den aktuellen Lebensbedingungen der Rußlanddeutschen. Als eine bis heute für die Entwicklung prägende

Zäsur gilt die Abschaffung der Privilegien 1871. Es folgten eine zunehmende Verzahnung mit den politischen Ereignissen und der Verlust einer national-kulturellen Eigenständigkeit. Besonders die Sowjetregierung griff tief in das Leben der Rußlanddeutschen ein. Der Zweite Weltkrieg diente als Anlaß für eine verstärkt anti-deutsche Politik. Der Vorwurf einer Zusammenarbeit mit dem Hitlerfaschismus stigmatisierte die Rußlanddeutschen bis in die jüngste Vergangenheit. Die in bescheidenem Maße blühende deutsche Kultur wurde seit 1941 systematisch unterdrückt.

Besonders betroffen waren die Bereiche Schule und Bildung (Kapitel II). Deutsche Schulen wurden aufgelöst, der Unterricht in deutscher Sprache stark eingeschränkt und der Zugang zu Hochschulen für deutsche Studenten erschwert. Die Diskriminierung führte bei der rußlanddeutschen Jugend zu einer Entfremdung gegenüber allem Deutschen, deren logische Folge die Verdrängung des Deutschen durch das Russische war. Lediglich die älteren Deutschen, die noch die deutschen Schulen besucht hatten, verfügten über gute Deutschkenntnisse. Muttersprachlicher Unterricht und Muttersprache waren nur noch in dichten Siedlungsgebieten wie Kasachstan ausgeprägt (Kapitel III). Erst seit der Perestrojka und dem Zusammenbruch der Sowjetunion erlebt Deutsch als Fremdsprache wieder eine Renaissance.

Anders als im bildungspolitischen und national-kulturellen Bereich waren die Deutschen in die Arbeitswelt integriert (Kapitel IV). Verantwortlich dafür war in erster Linie ihr guter Ruf als fleißige Arbeiter, der sie zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor werden ließ. Regierungsvertreter aus Kasachstan, Rußland und der Ukraine zeigten sich besonders an einem Bleiben der Deutschen interessiert, als die Bundesregierung Investitionen für die Deutschen in Rußland in Aussicht stellte. Die Deutschen erreichten aufgrund ihrer nebenberuflichen Aktivitäten in Landwirtschaft, Gemüse- und Gartenbau einen höheren Lebensstandard als der durchschnittliche Sowjetbürger. Viele Befragte verfügten sogar über eine eigene Wohnung oder ein eigenes Haus. Die Auswanderung erfolgte demnach nicht primär aus wirtschaftlichen Gründen, sondern aus Furcht vor der unsicheren politischen Lage in den Teilrepubliken.

Die Deutschen — zumeist Bauern — waren sowohl in der Partei als auch in der Verwaltung prozentual unterrepräsentiert (Kapitel V). Je höher die politische Ebene, um so weniger Deutsche waren vertreten. Erst als sich mit der Perestrojka der äußere Rahmen änderte, engagierten sich auch die Deutschen verstärkt in Politik und Gesellschaft.

Seit der Einwanderung nach Rußland waren die Deutschen — ähnlich wie die Juden — einem fremden Umfeld ausgesetzt, in dem die Wahrung

ihrer national-kulturellen Identität von der Pflege ihrer Sitten, Gebräuche und ihrer Religion abhing. Trotz antireligiöser Politik, der Verfolgung aktiver Christen und den Zwangsdeportationen bewahrten die Rußlanddeutschen ihre auf traditionellen Werten und Bräuchen beruhende Volkskultur. Seit dem Verfall der Sowjetunion bemühen sich die Deutschen wieder offen, ihre Identität zu stärken. Während das deutsche Theater durchaus erfolgreich wirkt, ergeben sich im Bereich Literatur und Presse Schwierigkeiten, die sich — neben dem Kostenanstieg — vor allem auf die fehlenden Sprachkenntnisse zurückführen lassen.

Trotz der Arbeit rußlanddeutscher Interessenverbände, die sich um verschiedene Formen nationaler Autonomie bis hin zur Wiederherstellung der Wolgadeutschen Republik bemühen, lassen sich die meisten ausreisewilligen Deutschen nicht umstimmen. Für die Besiedlung einer wiederhergestellten autonomen Republik fehlen den Rußlanddeutschen politische, wirtschaftliche und finanzielle Garantien. Verunsicherung bewirken auch die Nationalitätenkonflikte mit Einheimischen (Kapitel VII). Die Autonomiebestrebungen umfassen aktuelle Wohnorte statt neuer Siedlungsgebiete.

Die deutsche Aus- oder Rückwanderung (Kapitel VIII) ist keine neuartige Erscheinung, sondern hat eine fast 90 Jahre alte Geschichte. Die Möglichkeit zur Ausreise hing seit den 1920er Jahren vom politischen Klima in den Ost-West-Beziehungen ab. Vor allem die Ostverträge öffneten schließlich den Weg nach Deutschland. Die Motive zur Ausreise haben sich im Laufe der Zeit verändert: Konnten früher Sprache, Religion und Bräuche nicht frei ausgeübt werden, so stehen heute interethnische Konflikte und die Unsicherheit der politischen Lage vor Ort im Mittelpunkt.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß das Buch einen wichtigen Beitrag für Verständnis und Integration — gerade in der heutigen Zeit von Ausländerfeindlichkeit und Fremdenhaß — leistet. In diesem Rahmen sind Informationen und Aufklärung sehr wichtig; eben auch für die Rußlanddeutschen, die aufgrund ihrer schlechten Sprachkenntnisse und ihres fremdartigen Auftretens als solche nicht mehr oder noch nicht zu erkennen sind.

Bei manchem greift jedoch die Analyse zu kurz. So fehlt etwa die Einordnung in die Nationalitätenpolitik der Sowjetzeit. Dies hätte dem Leser vor Augen geführt, daß die Deutschen kein Sonderfall waren. Zum Beispiel ist die Unterrepräsentanz der Deutschen auf der politischen Ebene auf die Nationalitätenpolitik der Sowjetregierung zurückzuführen, die den nationalen Minderheiten niemals politische Mitbestimmung zugestand. Die Stalinsche Schöpfung des „Sowjetbürgers“ nahm den Minderheiten nicht nur ihre nationale Identität, sondern setzte sie einem extre-

men Akkulturationsdruck aus, wollten sie beruflich und gesellschaftlich vorwärtskommen. Bei der mangelnden politischen Aktivität spielte sicherlich auch der Umstand eine Rolle, daß die Rußlanddeutschen zum Großteil wohlhabende Bauern waren, die sich schon in der Zarenzeit parteipolitisch weit weniger engagierten als andere Minderheiten, weshalb auch die KPdSU einen schweren Stand haben mußte. Diese kritische Anmerkung mindert jedoch nicht den Wert der Arbeit als kurze und prägnante Darstellung der Lebensbedingungen der Deutschen in der Sowjetunion.

Christoph Gassenschmidt, Freiburg/Br.

**Die Rußlanddeutschen. Gestern und Heute, hrsg. v. Boris Meissner, Helmut Neubauer u. Alfred Eisfeld. Köln: Markus 1992, 291 S., 1 Faltkarte.**

Jedes Buch mit Materialien aus der Geschichte der Rußlanddeutschen ist, trotz der Fülle der in den letzten Jahren erschienenen Publikationen, ein Ereignis. Denn gerade diese als Ganzes noch ungeschriebene bzw. noch unveröffentlichte Geschichte weist zahlreiche Lücken auf, die erst durch jahrzehntelange Arbeit der Historiker geschlossen werden können.

Die Ereignisse in Rußland bzw. in der ehemaligen Sowjetunion sind so turbulent und stürmisch, daß auch die Druckpressen kaum nachkommen können. Zwischen dem 1990 in Lübeck/Travemünde abgehaltenen Symposium der Ostsee-Akademie und heute liegen der Zusammenbruch der Sowjetunion in Verbindung mit dem Putsch von 1991, das Verbot der Kommunistischen Partei und weitere Geschehnisse, darunter auch die Entwicklung der nationalen Bewegung der Rußlanddeutschen. All das konnte trotz aller Bemühungen um Aktualität im vorliegenden Buch nicht berücksichtigt werden.

Den Band eröffnen drei Beiträge über die aktuelle Situation der Deutschen am Ende der 80er und zu Beginn der 90er Jahre, verfaßt von Boris Meissner, Woldemar Auman und Alfred Eisfeld. Vieles davon ist von den Zeitläuften bereits überholt und selbst Geschichte geworden. Deshalb wollen wir uns vor allem dem wissenschaftlichen Kern des Bandes widmen, also den Beiträgen, die geeignet sind, die Lücken in der Geschichte der Rußlanddeutschen zu schließen. Dies sind insbesondere die Aufsätze von Detlef Brandes und Dietmar Neutatz über die deutschen Kolonien in

Südrußland vor bzw. nach der Aufhebung des Kolonialstatus sowie der Artikel von Arkadij Hermann (German) über die Wolgadeutschen.

Brandes hat es bedeutend leichter als sein jüngerer Kollege Neutatz, denn er kann sich auf die zahl- und umfangreichen Bücher der rußland-deutschen Historiker stützen, die über die Kolonialzeit geschrieben haben. Er versucht zwar, Neues auf diesem vielfach gepflügten Feld zu finden, bleibt aber doch in Einzelheiten stecken. Er verweist ganz richtig auf die Bedeutung des Weizenpreisanstiegs seit 1838 (S. 72), verbindet ihn aber nicht mit der spektakulären Abwärtsentwicklung der Schafzucht in den Kolonien. Nicht eine Seuche gegen Ende der 1860er Jahre brachte die Schafherden der Kolonisten zur Strecke, sondern das Aufkommen des einträglicheren Weizenanbaus. Im Zusammenhang damit stiegen die Land- und Pachtpreise, und man konnte nicht mehr wie früher Reserve-land der Kolonien für zwei Kopeken pachten, auch das Staatsland wurde nicht mehr verschenkt oder billig an Großpächter zur Schafweide verpachtet (S. 74).

Der Weizen brachte auch eine ganz neue Bauerngruppe auf die Bühne, die Farmer, die auf ihren 60 und 65 Desjatinen-Anteilen keine einträgliche Viehzucht trieben, dafür aber mit Erfolg und Gewinn Exportweizen anbauen konnten. Dieser Umschwung ist zwar bei Brandes präsent, wurde jedoch nicht deutlich genug herausgearbeitet. Das kommt unseres Erachtens daher, daß der Verfasser die Geschichte der schafzüchtenden Großgrundbesitzer und -pächter und der bäuerlichen Weizenproduzenten, der großen Masse der Erbbesitzer des Anteillandes nicht deutlich genug auseinanderhält. Dabei leistet ihm auch die damalige Statistik einen Bären-dienst, denn die Kolonialbeamten interessierten sich mehr für die Gesamtzahl der Schafe oder für die Menge des eingebrachten Weizens und freuten sich über den allgemeinen Fortgang der Wirtschaft, wobei sie die tieferen sozialen Prozesse meistens außer acht ließen und dann am Ende der Entwicklung, etwa in den 1860er Jahren, wie ein Ochse vor dem neuen Tor der sozialen Prozesse standen.

Viel schwerer hat es dagegen Neutatz bei der Untersuchung der Periode nach der Bauernbefreiung in Rußland, der Zeit von 1861 bis 1914. Der Verfasser verweist ganz richtig auf den großen Gegensatz zwischen dem russischen Dorf und den Kolonien und auf die Unmöglichkeit, das deutsche System bei den Russen (und bei den Ukrainern, würden wir hinzufügen) einzuführen. Dies wurde allerdings nicht durch den russischen Nationalcharakter verhindert, sondern durch die sozialen Zustände im russischen Dorf, durch den Gegensatz zwischen der landlosen Bauernschaft, die nun nicht mehr leibeigen war, und dem adligen Großgrundbesitz, der als Stütze der Staatsmacht unantastbar bleiben sollte.

Sehr richtig schreibt Neutatz davon, daß man bei den Reformen behutsam und ohne Repressionen gegen die Kolonisten vorging (S. 81). Man wollte keine Auswanderung der wertvollen Landwirte des Südens hervorrufen. Wenn das auch nicht ganz gelang und Zehntausende Rußlanddeutscher doch nach Übersee auswanderten, so war das sicherlich nicht die Schuld der Reformen, sondern eher ihre Ignoranz und ihre Unfähigkeit, über den eigenen, sozial bedingten Schatten zu springen. Das ganze Material dieses Beitrages spricht deutlich gegen die (im Westen) übliche These von der 1871 einsetzenden „Russifizierung“ der Kolonien und auch gegen die Verbindung dieser Reformen mit den späteren antideutschen Maßnahmen, die sich vor allem gegen die *neuen* Kolonien in den *westlichen* Gouvernements des Landes richteten. „Anders war die Lage im Schwarzmeergebiet (...)“, schreibt der Verfasser (S. 83).

Anders blieb sie auch viel später, als die Kolonistenvorlage von Stolypin 1910 behandelt wurde und sogar als 1914/15 die wolhynischen Kolonisten ausgesiedelt, die Schwarzmeerdeutschen aber mit der geplanten Enteignung nur erschreckt worden waren. Die so häufig angeführte Deutschfeindlichkeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sich gegen den Landkauf seitens der Kolonisten und gegen ihren Stundismus richtete (also waren hier nicht so sehr die intellektuellen Slavophilen, sondern mehr die konservativen Gutsherren und die rivalisierenden Geistlichen im Spiel), kann doch mitnichten der wirklich allumfassenden und blutrünstigen Kampagne gegen die „inneren Deutschen“ in den Jahren des Ersten Weltkrieges gleichgesetzt werden. Ganz richtig verweist der Verfasser darauf (S. 87), daß es auch von reichsdeutscher Seite keinen Anlaß für diese Umtriebe gab und geben konnte.

Sehr interessant sind auch die Überlegungen des Autors zur tatsächlichen Russifizierung und zur Assimilierung der Rußlanddeutschen in der damaligen Zeit (S. 91). Er verweist auf „die als feiner empfundene Kultur der russischen Gutsbesitzer“ und auf das *umgekehrte Kulturgefälle* zwischen den deutschen Kolonisten und den russischen Städtern. Die Assimilierung der Kolonisten an die russischen Bauern wäre auch später ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, die an die russische städtische und adlige Gesellschaft war jedoch eine Tatsache. Hier sollte unseres Erachtens auch eine differenziertere Betrachtung der späteren Assimilierungsprozesse ansetzen, die bisher unterblieben ist.

Den dritten wertvollen Beitrag in diesem sonst nicht sehr ertragreichen Band bietet uns der Artikel von Arkadij Hermann, einem rußlanddeutschen Historiker aus Saratov, über die Arbeitskommune, d.h. die ersten sieben Jahre der wolgadeutschen Autonomie. Zum ersten Mal werden hier aufgrund der seit 1990 zugänglichen Quellen die komplizierten Ereignisse

dieser Geburtsstunden der deutschen Wolgarepublik geschildert. Inzwischen liegt bereits eine Monographie des Verfassers über diese Zeit auf der Grundlage der geöffneten Archive der Republik in Engels vor.<sup>1</sup> Doch auch der erste Versuch der Erforschung dieser Probleme ist dem Verfasser hoch anzurechnen.

Die wissenschaftliche Glaubwürdigkeit des Verfassers und seine Nüchternheit äußern sich schon in dem Satz, daß die Oktoberrevolution von 1917 in den Kolonien „zunächst von niemandem wahrgenommen wurde“ (S. 160). Dieser Satz, der bereits von ernsthaften Forschern in bezug auf die Revolutionen von 1905 und vom Februar 1917 verwendet wurde, war auch vielfach umstritten, weil so viele wolgadeutsche Politiker und Journalisten doch der großen Ereignisse teilhaftig sein wollten. Der deutschen Bauernschaft lag der Gedanke an eine Revolution fern, sowohl 1905 als auch 1914 und 1917. Wenn dem so war, woher kamen dann die Männer, die schließlich an der Wolga eine sozialistische Arbeiter- und Bauernrepublik errichtet haben? Die Antwort liegt auf der Hand. Es waren die wolgadeutschen Sozialisten, die 1917 einen Verband bildeten und bei der Gründung der Republik eine Mehrheit in der nach Moskau entsandten Delegation besaßen (S. 162).

Im Zusammenhang damit ergibt sich auch die Frage nach den „Arbeitern“, die da im Bunde mit den Bauern die neue Macht organisierten. Der Verfasser verwendet die Begriffe „Arbeiter“ und „Arbeiter- und Bauernmacht“, ohne sich darüber Gedanken zu machen, um welche Art von Arbeitern es sich eigentlich handelte. Tatsächlich gab es aber weder an der Wolga noch sonst in den deutschen Kolonien in Rußland eine deutsche Arbeiterschaft, so wie sie im westlichen Europa existierte. Wenn der arme russische Bauer das „Arbeiterwerden“ als einen sozialen *Aufstieg* betrachtete und tausendköpfig die Städte und Betriebe bevölkerte, so betrachtete der deutsche Bauer ein solches Schicksal als einen sozialen *Abstieg*. Er wollte nicht Arbeiter werden. So entstanden in Südrußland ganze Industriezweige, besonders die Mühlenindustrie und der Landmaschinenbau, mit deutschen Besitzern und auch Meistern, aber mit russischen und ukrainischen Arbeitern. In den wolgadeutschen Kolonien gab es so gut wie keine Industrie. Die ersten Textilfabriken entstanden hier kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Es gab wohl deutsche Arbeiter in Saratov, doch sie waren politisch nicht in Erscheinung getreten. Im konfliktreichen Jahr 1917 schrieb der Saratover „Sozialdemokrat“ über alles mögliche, aber

---

<sup>1</sup> Arkadij A. German, Nemeckaja avtonomija na Volge (Deutsche Autonomie an der Wolga). č. 1, Saratov 1992.

nichts über die Kolonien und auch nichts über die deutschen Arbeiter in Saratov.

Aufgrund dieses Materials kommen wir zu dem Schluß, daß es bei der Bildung der wolgadeutschen Autonomie, die sonst ein Ziel vieler nationaler Bewegungen war und bleibt, sehr undemokratisch zugeing; die deutsche Bauernschaft wurde gar nicht gefragt, ob sie eine Autonomie und welche, mit Sozialisten an der Spitze oder nicht, haben wollte. Die Autonomie wurde den unwissenden und gehorsamen Bauernmassen als ein staatlich organisierter Überbau aufgepfropft und erst im nachhinein von einem Sowjetkongreß legitimiert.

Es fehlt hier der Raum, um auf die Beiträge von Olga Gerber über die Auswanderung der Sibiriendeutschen 1929/30, von Galina Chotinskaja über Saratov als Metropole der Wolgadeutschen, von Viktor Krieger über die Deutschen in Turkestan bis 1917, von Erich Franz Sommer über die Deutschen in Moskau und St. Petersburg, von Klaus Boll über Kultur und Lebensweise der Deutschen in und aus der Sowjetunion, von Barbara Dietz und Peter Hilkes über den Strukturwandel bei den Aussiedlern, von Peter Rosenberg und Harald Weydt über Sprache und Identität, von Johann Windholz über die mündliche Überlieferung der Rußlanddeutschen und von Elena Družinina über Forschungsvorhaben zur Geschichte der Rußland- bzw. Sowjetdeutschen einzugehen. Sie alle haben ihre Verdienste, einige jedoch auch schwerwiegende Mängel.

Eingehen möchten wir nur noch auf den abschließenden Aufsatz von Arnold Buchholz zu den Aufgaben der Wissenschaft bei der Erforschung der Geschichte der Rußlanddeutschen. Er betont ganz zu Recht die identitätsbildende Rolle der geschichtlichen Kenntnisse, die Notwendigkeit der Aufarbeitung der umfangreichen Materialien über die einzelnen Siedlungsgebiete der Deutschen in Rußland. Was er für den Westen bemängelt, trifft noch stärker auf das eigentliche Rußland zu, wo es kaum Möglichkeiten für die Forschungen auf diesem Gebiet gab und gibt. Auch hier sind unerforschte Archive, ungeschriebene Erinnerungen und ungelöste Probleme vorhanden. Eine deutsch-russische wissenschaftliche Zusammenarbeit bei der Erforschung der Geschichte der Rußlanddeutschen gibt es nur in Ansätzen; einen bietet das vorliegende Buch, den anderen die Konferenz in Freiburg im Oktober 1992, deren Ergebnisse uns wohl weiter, aber bei weitem noch nicht ans Ziel bringen, wenn sie demnächst auch als Buch erscheinen werden.<sup>2</sup>

Lev Malinovskij, Barnaul

---

<sup>2</sup> Vgl. den Konferenzbericht in diesem Heft, S. 215-218.

Sovetskie nemcy: Istorija i sovremennost' (Materialy Vsesojuznoj naučno-praktičeskoj konferencii. Moskva, 15–16 nojabrja 1989 g.) (Die Sowjetdeutschen: Geschichte und Gegenwart <Materialien einer wissenschaftspraktischen Allunions-Konferenz. Moskau, 15.–16. November 1989>), hrsg. v. Institut Marksizma-Leninizma pri CK KPSS. Moskva 1990, o.S.

Viel hat sich seit der Moskauer Konferenz über die Geschichte und Gegenwart der Sowjetdeutschen im November 1989 geändert, deren Referate im darauffolgenden Jahr publiziert wurden. Infolge des Zerfalls der Sowjetunion erhielten Institute neue Namen und gab man Begriffe wie das „sowjetische Volk“ oder „Stalins Voluntarismus“ auf; vor allem aber ist der Optimismus verflogen, daß „die Rückkehr zu Lenins Prinzipien in der Nationalitätenpolitik“ zur Lösung der Probleme der Rußlanddeutschen beitragen könnte, wie noch Ė.A. Bagramov in seinem einleitenden Referat hoffte.

Auf dieser Konferenz trafen sich Historiker und Politiker aus mehreren Städten der Sowjetunion, besonders aber aus Moskau, Alma-Ata und Saratov. Einer der ersten, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg mit den Sowjetdeutschen befaßten, war L. V. Malinovskij. Er gibt einen Überblick über die Defizite und die Aufgaben in der Erforschung der Geschichte, Literatur und Sprache der Rußlanddeutschen. E.M. Erina berichtet über die Geschichte und Bestände des 1928 gegründeten, inzwischen wieder zugänglichen und zur Zeit von ihr geleiteten Archivs in Engels.

I. Schleicher hat die Jahrgänge 1905–1907 einiger rußlanddeutscher Zeitungen durchgesehen und die damaligen Forderungen der dörflichen Unterschicht nach Landzuteilung, der Lehrer und Zentralschüler nach Aufhebung der kirchlichen Kontrolle der Schulen und der deutschen Gemeinden nach der Rückkehr zur deutschen Unterrichtssprache zusammengestellt. V.E. Krieger faßt einige Ergebnisse seiner inzwischen vorgelegten Dissertation über die deutschen Dörfer Kasachstans in den Jahrzehnten vor der Revolution zusammen.

In einer Reihe von Referaten werden zentrale Probleme der Geschichte der Wolgarepublik abgehandelt. Die Verfasser zeichnen ein durchweg positives Bild und stellen eine Reihe unbewiesener Behauptungen auf wie z.B.: „Die Ideen der Sowjetmacht waren den deutschen Werkträgern seit den ersten Tagen der Oktoberrevolution nahe und verständlich“ (N.F. Bugaj). V. Dajnes' erörtert die Teilnahme der Wolgadeutschen am Bürgerkrieg, natürlich nur derjenigen, die sich auf die Seite der Roten gestellt haben. Auch Bugaj behandelt den „gewichtigen Beitrag“ der Wolgadeut-

schen zum Kampf gegen die Konterrevolution. V.S. Grigor'ev berichtet über die „Bauernkomitees für gegenseitige Hilfe“, die während der Hungersnot, aber auch in den folgenden Jahren durch eine Art Selbstbesteuerung die Mittel aufbrachten, die dem Staat fehlten, um die Not der wirtschaftlich schwächsten Bauern zu lindern. Dabei konnten sie bei den Wolgadeutschen an vorrevolutionäre Traditionen anknüpfen. 1929 wurden die Bauernkomitees allerdings zu einer Hilfstruppe für die Durchsetzung der Kollektivierung pervertiert.

A.A. Hermann beschreibt den schwierigen Aufbau der KP in der Arbeitskommune der Wolgadeutschen mit Unterstützung ehemaliger deutscher, österreichischer und ungarischer Kriegsgefangener. Auf die Erfahrungen jener Anfangsjahre kann man s.E. auch heute zurückgreifen. V.G. Čebotareva spricht über „die Verwirklichung von Lenins Prinzipien der Nationalitätenpolitik“ in der Wolgarepublik. Der Anteil der deutschen Sprache in Verwaltung und Bildungswesen und der Deutschen im Funktionärskorps habe ihrem Anteil an der Bevölkerung entsprochen. Die Frage nach dem Spielraum für eigene regionale und lokale Lösungen entsprechend den Besonderheiten der Republik stellt sie jedoch nicht. Selbst für die Zwangskollektivierung findet sie positive Worte; ihre Kritik setzt erst bei den Repressionen der Jahre 1936–1938 ein. T. Ilarionova legt einige Ergebnisse aus ihrer Arbeit über die sowjetdeutschen Periodika, G.A. Chotinskaja über den gegenseitigen Einfluß der russischen und deutschen Kultur im Wolgagebiet und S.O. Terëchin über die Besonderheiten der wolgadeutschen Architektur vor. I.I. Kronewald behandelt den Kampf der Sowjetdeutschen an den Fronten des Zweiten Weltkrieges, in der Partisanenbewegung und im Untergrund, N.V. Bibarsova die Leistungen der zwangsverpflichteten Sowjetdeutschen in den Bergwerken und Fabriken am Ural. Der Wert der von diesen Autoren herangezogenen archivalischen Quellen läßt sich leider nicht beurteilen, weil sie die sowjetische Unsitte nicht aufgegeben haben, nur die Signaturen, nicht aber Verfasser, Adressanten und Daten ihrer Quellen oder Schriftstücke zu nennen.

G.K. Belger stellt den „katastrophalen Bruch“ zwischen der sowjetdeutschen Literatur der 1920er und frühen 1930er Jahre und der mühsam wiederbelebten Literatur seit den späten 1950er Jahren in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Die besten Werke der rußland- und sowjetdeutschen Autoren sollten neu aufgelegt, die Reste der Folklore gesammelt werden. Er beklagt die „weißen Flecken“ in der sowjetdeutschen Literaturgeschichte wie auch das Fehlen bibliographischer Arbeiten. In diesem Bereich hat sich allerdings die Lage durch die Veröffentlichung von Annelore Engel-Braunschmidt, Meir Buchsweiler und Clemens Heithus inzwi-

schen gebessert.<sup>1</sup> Außerdem arbeiten das Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (Düsseldorf) und das Institut für die Geschichte und Kultur der Rußlanddeutschen (Freiburg i.Br.) an einer Bibliographie zur Geschichte und Kultur der Rußlanddeutschen. Deren erster, die zarische Zeit betreffender Teil soll in diesem Jahr abgeschlossen werden. Woldemar Eckart hat dagegen sein Vorhaben aufgegeben, ein „Kurzes Lexikon der sowjetdeutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart“ herauszugeben.

V. Auman hebt die Leistungen der Deutschen für die revolutionäre Bewegung und bei der Verteidigung Rußlands gegen fremde Mächte, besonders im Zweiten Weltkrieg, hervor. Solche Listen von Heldentaten dienten noch 1989 als Argumente für die Autonomie-Forderungen. Die Zukunftsvisionen G. Grouts, G.G. Wormsbechers, E.I. Družininas, V.N. Jarskaja-Smirnovas sowie K. Widmaiers und R.A. Korns Diskussion über die „Kaliningrader Variante der deutschen Autonomie“ sind selbst schon historische Dokumente geworden, einerseits wegen der Widerstände gegen die Errichtung einer Wolgarepublik, andererseits wegen der wachsenden Emigrationsneigung der Deutschen aus den Nachfolgestaaten der UdSSR. Weniger überholt scheint mir S.I. Zamogil'nyjs Analyse der Lage der Sowjetdeutschen auf der einen, diejenige der russischen und ukrainischen Nachkriegsumsiedler in das Wolgagebiet auf der anderen Seite unter dem Stichwort „Marginalisierung“ zu sein. Die Infrastruktur des Wolgagebiets sei zerstört bzw. nicht weiterentwickelt worden, Betriebe zur Lagerung und Verarbeitung der landwirtschaftlichen Produkte fehlten, in der dortigen Wirtschaft, Moral und Kultur machten sich krisenhafte Erscheinungen bemerkbar. Nur ein wirtschaftlicher Entwicklungsplan könne zur Integration aller ethnischen Gruppen des Gebiets beitragen. Andere Autoren behandeln die wirtschaftliche und sprachliche Situation der Deutschen in Kasachstan, Moldawien, Kirgisien und im Bezirk Krasnojarsk sowie im Gebiet Kokčetau.

Schärfer als die Urteile der russischen Historiker, die zumindest 1989 ihre traditionellen Interpretationsmuster noch nicht aufgegeben hatten, fallen die Analysen der sowjetdeutschen Historiker aus. A. Dietz hat Zeugnisse gesammelt, auf deren Grundlage er sein Bild der ganzen Willkür der Verfolgung entwirft. E.F. Eirich und M.P. Laiger ergänzen die Sammlung durch einen Überblick über das Leben und Sterben der Sowjetdeutschen in der „Arbeitsarmee“.

---

<sup>1</sup> Bibliographie der sowjetdeutschen Literatur von den Anfängen bis 1941. Ein Verzeichnis der in Buchform erschienenen sowjetdeutschen Publikationen. Köln/Wien: Böhlau 1990, 110 S. Vgl. dazu die Rezension in diesem Heft, S. 226 ff.

Der Gesamteindruck des Forschungsstandes innerhalb der ehemaligen Sowjetunion ist zwiespältig. Sicherlich ist es nötig, sich weiterhin mit der Politik der sowjetischen Regierung und ihrer sowjetdeutschen Vertreter und Handlanger zu beschäftigen. Wichtiger erscheint mir jedoch, das Leben und Denken der Mehrheit der Rußlanddeutschen unter sowjetischer Herrschaft zu untersuchen und nach Erscheinungen eines rußlanddeutschen Widerstandes gegen die Unterdrückung und Verfolgung zu fragen, die von geheimen Gottesdiensten bis zu bewaffnetem Kampf reichen und auch Formen des Unterlaufens zentraler Weisungen einschlossen.

Detlef Brandes, Düsseldorf

**Michael Schippan, Sonja Striegnitz, Wolgadeutsche. Geschichte und Gegenwart. Berlin: Dietz Verlag GmbH 1992, 240 S.**

Nach dem Neuanfang bei der Behandlung der Geschichte der Rußlanddeutschen seit der zweiten Hälfte der 80er Jahre ist die Anzahl der Publikationen deutlich gestiegen. Den Überblicksdarstellungen von Brandes, Fleischhauer, Pinkus und Eisfeld folgen zunehmend Veröffentlichungen von Forschungsergebnissen, die sich mit der spezifischen Entwicklung in einzelnen Siedlungsgebieten Rußlanddeutscher befassen und damit eine vergleichende Sicht auf das Schicksal Deutscher in Rußland und Osteuropa zukünftig ermöglichen.

Die vorliegende Arbeit zur Geschichte der Wolgadeutschen, erarbeitet von Mitarbeitern der ehemaligen Akademie der Wissenschaften Berlin, ist hier einzuordnen, verführt jedoch durch den anspruchsvollen Titel „Wolgadeutsche. Geschichte und Gegenwart“ zu einer Erwartungshaltung, die — sicher auch aufgrund der einem Taschenbuch auferlegten Kürze — nicht erfüllt werden kann. So ist der Titel wohl eher der Spezialisierung der beiden Autoren auf verschiedene Zeitepochen russischer Geschichte geschuldet als einer Gesamtdarstellung wolgadeutscher Geschichte und Gegenwart. Unberücksichtigte Zusammenhänge und Ereignisse sowie unterschiedliche Sichtweisen auf Detailprobleme sind — wie in einem knappen Klappentext angekündigt und leider nicht in einer Einleitung der Autoren erklärt — entsprechend zu tolerieren.

Trotz dieser Einschränkung liest man die Darstellung mit Gewinn. Die Autoren bleiben nicht bei der Beschreibung von Abläufen stehen, son-

dern haben ein Gespür für bisher kaum erörterte Details. Dies gilt insbesondere für Teil I von Michael Schippan, der sich mit Kolonisationsplänen, Werbung und Ansiedlung der Deutschen befaßt.

Neben der Darstellung von den Anfängen deutscher Siedlungsgeschichte werden die Pläne und Maßnahmen Katharinas II. mit Siedlungsprojekten in Brandenburg-Preußen verglichen, wobei der Autor besonders der Frage der Kolonistenwerbung in deutschen Territorien und der Durchführung von Siedlerzügen nach Rußland nachgeht. Ebenso beleuchtet er die Reaktionen deutscher Herrscher auf die Abwanderungsgefahr.

Was Schippan mit Akribie über Stützpunkte in Regensburg, Hamburg und Lübeck, Umsiedlungsmotive in Hessen, Württemberg und dem Rheinland recherchierte, ist anerkennenswert und vervollständigt das Bild über territoriale und soziale Herkunft der Wolgadeutschen, ihre Aussiedlungsmotive und die Rolle der Werber bis nach der Ansiedlung entlang des Wolgastromes. Nicht erläutert wird, was trotz der Angebote Katharinas im Berufungsmanifest vom 22. Juli 1763 „Zwang zur Ausübung des landwirtschaftlichen Berufs“ beinhaltete, der nach Ansicht des Autors zur „Verschwendung handwerklicher Fähigkeiten“ führte und sich neben der Einschränkung der Bewegungsfreiheit der Ankömmlinge „als besonders verhängnisvoll erweisen sollte“.

Das zweite Kapitel beschreibt die „schweren Anfangsjahre bis zum bescheidenen Wohlstand“ Mitte des 19. Jahrhunderts. Die kurzen Abrisse über das kirchliche Leben, die Mennoniten, Sarepta, den Pugačëv-Aufstand werden ergänzt durch Hinweise auf Nebenerwerb und Handwerk, Erbfolge- und Verwaltungsregelungen in den Kolonistendörfern, wobei Zeitzeugen oft zu Wort kommen. So erinnert die Darstellungsweise an die Art der Berichterstattung in der Erinnerungsliteratur, was den Gesamteindruck sprachlich verkrampfter und zusammengekürzter Textgestaltung bedauerlicherweise verstärkt.

Das gilt teilweise auch für den von Sonja Striegnitz verfaßten zweiten Teil, der das weitere Schicksal der Wolgadeutschen vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart behandelt. Im ersten Abschnitt, der sich mit den Veränderungen am Ende des vorigen Jahrhunderts beschäftigt, gelingt es der Autorin gut, die Entwicklung der Zemstva mit ihren unterschiedlichen Aufgabenbereichen („Selbstverwaltung“, medizinische Versorgung, Schul- und Transportwesen, Wirtschaftsförderung, Schädlingsbekämpfung) darzustellen.

Im zweiten und dritten Abschnitt stehen die Revolutionsjahre 1905/07 und das Schicksal der Wolgadeutschen während des Ersten Weltkrieges im Mittelpunkt. Die „alldutschen Aktivitäten“ mit den Aktionen einer Baltikumsbesiedlung werden dabei ebensowenig ausgespart wie die Wirkun-

gen von Besitzreformen, die Rolle der Deutschen in der Duma und die Loyalität der Kolonisten gegenüber Rußland. Oktoberrevolution, Bürgerkrieg und Autonomie bilden Schwerpunkte der nachfolgenden Kapitel, die auf Ergebnissen von Archivstudien der Autorin beruhen. Da in diesem Zeitabschnitt eindeutig die Stärken von Striegnitz liegen, finden sich hier zahlreiche vertiefende Informationen vor allem zum Charakter wolgadeutscher Autonomie und zur Durchführung der Kollektivierung, während die nachfolgenden Zeitabschnitte äußerst knapp ausfallen.

Den 1930er Jahren werden zwei Seiten gewidmet, den Repressalien gesteht die Autorin darin lediglich einen Absatz zu. Die Betrachtung des Nachkriegsschicksals einschließlich der Frage einer „Wiedergeburt“ wird auf vier Seiten abgehandelt. Besonders hier ist es bedauerlich, daß die Fülle neueren Materials nicht mehr aufgenommen und problematisiert wurde. Über diese unangebrachte Verkürzung kann auch der sonst lobenswerte Dokumentenanhang nicht hinwegtrösten.

So bleibt dem Leser bis zum Schluß die Frage, für welchen Interessentenkreis die Arbeit eigentlich bestimmt ist. Der Wissenschaftler wird seine Freude an zahlreichen Detailinformationen und diskussionswerten Thesen haben, eine Bibliographie vermissen und den Stil bedauern. Der Laie, welcher vielleicht ein solides Handbuch über Geschichte und Gegenwart der Wolgadeutschen erwartet, ist über die fehlende Gesamtschau möglicherweise enttäuscht. Beiden bleibt die Anregung, sich weiter mit dem Thema zu befassen, und die Hoffnung, dabei auf fortführende Arbeiten der beiden Autoren zu stoßen.

Eva-Maria Auch, Greifswald

**Dietmar Neutatz, Die „deutsche Frage“ im Schwarzmeergebiet und in Wolhynien. Politik, Wirtschaft, Mentalitäten und Alltag im Spannungsfeld von Nationalismus und Modernisierung (1856–1914). Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1993, 478 S. (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa. 37.).**

Die Geschichte der Rußlanddeutschen ist von der historischen Forschung erst seit den 80er Jahren wiederentdeckt worden, nachdem das Thema infolge seines Mißbrauchs durch den Nationalsozialismus außerhalb landsmannschaftlicher Kreise lange tabuisiert worden war. Die Arbeiten von Ingeborg Fleischhauer, Benjamin Pinkus, Meir Buchsweiler, Alfred

Eisfeld, James W. Long und anderen schlugen erste Breschen. Ihr Schwerpunkt lag auf der Sowjetzeit und auf den Wolgadeutschen, während den Deutschen in der Ukraine vor 1914 bisher keine modernen Forschungsarbeiten gewidmet worden sind.

Nun sind fast gleichzeitig zwei große, auf umfangreichem Aktenmaterial fußende Monographien in deutscher Sprache zur Geschichte der Ukrainedeutschen bis zum Ersten Weltkrieg erschienen, neben dem vorliegenden Buch das Werk von Detlef Brandes.<sup>1</sup> Beide Autoren wirken heute am Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa an der Universität Düsseldorf, Brandes als Professor, Neutatz als Assistent, doch sind die beiden Bücher unabhängig voneinander entstanden. Inhaltlich überschneiden sie sich in einigen Passagen, doch unterscheiden sich chronologische Spannweite und Blickwinkel wesentlich. Während Brandes die Einwanderung und wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung der Kolonisten des Schwarzmeergebietes (neben den Deutschen auch Serben, Bulgaren, Griechen, Rumänen und andere) von der Mitte des 18. Jahrhunderts an untersucht, geht Neutatz von der sogenannten „deutschen Frage“ aus, der Diskussion um die deutschen Kolonisten in Wolhynien und im Schwarzmeergebiet, die seit den 1880er Jahren im Russischen Reich stattfand.

Diesem Problem ist der eine von zwei Hauptteilen der Dissertation gewidmet, die im Jahre 1990 an der Universität Salzburg eingereicht und 1992 mit dem Fritz-Theodor-Epstein-Preis des Verbandes der Osteuropa-Historiker ausgezeichnet worden ist. Neutatz analysiert die Debatte auf vier Ebenen. Zum einen sind die regionalen Behörden zu nennen, von denen immer wieder Anstöße ausgingen. Schon den Beginn der Diskussion im Jahre 1871, dem Jahr der Aufhebung des Kolonistenstatus in Rußland und der Gründung des Deutschen Reiches, markierte ein langer (von Neutatz im Petersburger Archiv entdeckter) Bericht des Kiever General-Gouverneurs, der auf die Gefahr hinweist, die sich aus der verstärkten Einwanderung Deutscher in die westlichen Grenzgebiete des Russischen Reiches, vor allem nach Wolhynien, ergebe, und Gegenmaßnahmen der Regierung fordert.

Die zentrale und regionale national-russische Publizistik, die zweite Ebene, nahm seit den frühen 1880er Jahren zunächst ebenfalls die Wolhyniendeutschen aufs Korn, die als Speerspitze des „deutschen Drangs nach Osten“ verleumdet wurden. Am Ende der 1880er und Anfang der 1890er

---

<sup>1</sup> Detlef Brandes, *Von den Zaren adoptiert. Die deutschen Kolonisten und die Balkansiedler in Neurußland und Bessarabien 1751–1914*. München 1993 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte. 2.).

Jahre wurden auch die Schwarzmeerdeutschen angegriffen, deren ständig wachsender Grundbesitz und der Vorwurf, die Sekte der Stundisten zu fördern, die wichtigsten Steine des Anstoßes waren. Nach einer bemerkenswerten Flaute setzte die antideutsche Polemik im Jahre 1907 wieder ein. Neutatz weist überdies auch auf Gegenstimmen in der russischen Presse und auf die beginnende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den deutschen Kolonisten hin.

Die Regierungspolitik als dritte Ebene wurde von den regionalen Behörden und der russisch-nationalen Publizistik beeinflusst. So wurden in den Jahren 1887, 1888 und 1892 die ersten Gesetze erlassen, die den Land-erwerb zuerst der Ausländer, dann auch der nichtorthodoxen Staatsbürger in Wolhynien verboten. Das zweite Gesetz wurde indessen schon 1895 wieder aufgehoben. Zwar wurden auch nach 1907 immer wieder Gesetzesentwürfe vorgelegt und in der Reichsduma beraten, ohne daß sie aber vor 1914 beschlossen worden wären. Daß diese im ganzen zurückhaltende Politik gegenüber den deutschen Kolonisten, die zwar verbale Konzessionen an die nationalistischen Kreise der russischen Gesellschaft machte, jedoch im Grunde an der alten Politik der Zusammenarbeit mit den loyalen Deutschen festhielt, durchaus typisch für die zarische Nationalitätenpolitik war, hätte noch deutlicher herausgearbeitet werden können. Neutatz betrachtet die zarische Politik zu sehr unter der Perspektive der Russifizierung und unterschätzt wohl gegenüber den Faktoren Nationalismus und Modernisierung die Traditionen der imperialen Reichspolitik. Wie groß die Kontinuität dieser politischen Muster war, zeigt neuerdings Daniel Beauvois, der in einem jüngst erschienenen Buch nachweist, daß sogar die polnischen Adligen, die seit 1831 und vermehrt seit 1863 diskriminiert wurden, ihre dominierende Stellung als Grundbesitzer in der rechtsufrigen Ukraine, auch in Wolhynien, halten konnten.<sup>2</sup>

Die „deutsche Frage“ hatte auch eine außenpolitische Dimension, die als vierte Ebene analysiert wird. Es wird deutlich, daß die deutsche Regierung sich zu keiner Zeit für die deutschen Kolonisten einsetzte, sondern sie als innere Angelegenheit des Zarenreiches betrachtete. Auch in der nationalistischen Agitation etwa des „Alldeutschen Verbandes“ spielten die Rußlanddeutschen eine geringere Rolle als bisher angenommen.

Die Kolonisten reagierten mit Bestürzung auf die Angriffe von russischer Seite und betonten immer wieder ihre Loyalität zum Zarenreich. Im zweiten Hauptteil des Buches wird dann belegt, daß die Kolonisten nur

---

<sup>2</sup> Daniel Beauvois, *La bataille de la terre en Ukraine 1863–1914. Les Polonais et les conflits socio-ethniques*. Lille 1993.

spärliche Kontakte zu Deutschland unterhielten, kaum reichsdeutsche Periodika lasen und sich vorbehaltlos als Untertanen des Zaren definierten. Erst nach 1905 entstanden erste Organisationen mit national-deutscher Ausrichtung. Die stärker unter Druck gesetzten Wolhyniendeutschen reagierten teilweise mit Emigration.

Neutatz hat die Debatte um die „deutsche Frage“ in Rußland erstmals auf eine solide Quellengrundlage gestellt, indem er die russischen und deutschen Archivmaterialien, die russische Presse, darunter auch die deutschsprachige Odessaer Zeitung, und andere russische Publikationen umfassend ausgewertet hat. Seine differenzierten Interpretationen sind gut begründet und vermeiden deutsch-nationale Klischees.

Den zweiten Schwerpunkt legt er auf die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Situation der Schwarzmeerdeutschen. Leider muß er die Wolhyniendeutschen, die in der Polemik im Vordergrund stehen, hier ausklammern, da er für sie nicht genug Material finden konnte. Daraus ergibt sich ein gewisses Ungleichgewicht in der Darstellung. In diesem Teil wertet er neben der regionalen Presse in erster Linie zeitgenössische Statistiken und andere amtliche Publikationen aus. Die häufigen, gut ausgewählten Quellenzitate geben der Darstellung Farbe.

Sorgfältig analysiert er die sich teilweise widersprechenden Angaben über das Wachstum und die Struktur des deutschen Grundbesitzes (die im Buch von Brandes noch ergänzt werden). Daraus geht deutlich hervor, daß die deutschen Kolonisten gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der ganzen Süd-Ukraine über zwei- bis dreimal mehr Grundbesitz verfügten, als aufgrund ihres Bevölkerungsanteils zu erwarten wäre. Da sie zudem sozial stark differenziert waren, kann man von einer wohlhabenden Schicht deutscher Landwirte sprechen. Im Laufe der Zeit gingen Deutsche auch vermehrt zu nichtlandwirtschaftlichen Tätigkeiten über.

Die Deutschen lebten auch nach der Aufhebung des Kolonistenstatus weiter in ihren geschlossenen Dorfgemeinschaften. Neutatz betont zu Recht das Abgrenzungskriterium der Konfession, das nicht nur die Deutschen von den orthodoxen Ukrainern und Russen, sondern auch Lutheraner, Katholiken und Mennoniten voneinander schied. Das Schulwesen war deutsch; die Einführung der russischen Unterrichtssprache im Jahre 1891/92 brachte wenig Resultate und wurde 1907 wieder aufgehoben.

Neuland betritt Neutatz in der Untersuchung des Verhältnisses zwischen deutschen Kolonisten und ukrainischen und russischen Bauern. Ihr wirtschaftlicher und zivilisatorischer Vorsprung hatte ein Überlegenheitsgefühl zur Folge, das die Kontakte im wesentlichen auf die zwischen Herren und Knechten reduzierte. Aus der Sicht der nach mehr Land strebenden Ostslaven erschienen die wohlhabenden Deutschen als Konkur-

renten. Dennoch hielten sich gewaltsame Konflikte offensichtlich in Grenzen.

Das Buch von Dietmar Neutatz trägt zwar in manchen Passagen und auch in der etwas umständlichen Gliederung noch die Spuren der Dissertation. Seine nüchterne, differenzierte, thematisch weit ausgreifende, auf einer breiten Materialbasis beruhende Darstellung bringt aber nicht nur die Erforschung der Rußlanddeutschen und ihre Behandlung in der russischen Publizistik und Politik erheblich voran, sondern ist gleichzeitig ein wichtiger Beitrag zur allgemeinen Geschichte des späzarischen Vielvölkerreiches.

Andreas Kappeler, Köln

**Detlef Brandes, Von den Zaren adoptiert. Die deutschen Kolonisten und die Balkansiedler in Neuußland und Bessarabien 1751–1914.** München: R. Oldenbourg Verlag 1993, x, 549 S. (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte. 2.).

Wenn beim ersten Durchblättern eines Buches auffällt, daß Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Register über 10% des Umfanges ausmachen, so löst dies Fragen aus; sie lassen sich nach gründlicher Lektüre — sie erfordert einige Beharrlichkeit — beantworten. Ähnlich verhält es sich mit dem Begriff der „Adoption“: Gewöhnlich handelt es sich dabei um Einzelpersonen, indessen lassen sich auch Gruppen adoptieren. Freilich wird die Zustimmung der zu Adoptierenden voraussetzen sein, ebenso positive Erwartungen des Adoptierenden, der allerdings aus seiner Fürsorgepflicht auch das Recht zur Bevormundung ableiten kann. Ergeben sich schon aus diesem Sachverhalt interessante Perspektiven, so führen die Untersuchungen des Verfassers noch in anderer Hinsicht weiter: War es in der deutschsprachigen Literatur üblich, das Interesse im wesentlichen auf „Rußlanddeutsche“ zu richten, so bezieht Brandes auch andere Zuwanderer ein, Balkanslaven, Griechen, Polen, Tschechen, Italiener u.a. Daraus ergeben sich Möglichkeiten des Differenzierens und Vergleichens, dies auch im Blick auf die keineswegs einheitlichen Verhältnisse der Kolonisten aus „deutschen“ Ländern.

Angeichts der Fülle des aus russischen Archiven und gedrucktem Material erarbeiteten Stoffes war es keine leichte Aufgabe, eine sinnfällige Gliederung zu finden; der Verfasser hat sie überzeugend gelöst, indem er

die Masse von Informationen in mehreren Durchgängen abhandelt und auswertet. Er setzt mit der Darstellung der russischen Werbeverfahren sowie der Motive der Auswanderungswilligen ein. Der Petersburger Politik ging es um die Erschließung neu gewonnener Regionen (neben Bessarabien die Gouvernements Cherson, Ekaterinoslav und Taurien). Die Auswandernden erhofften bessere wirtschaftliche Bedingungen und Entfaltungsmöglichkeiten, religiöse Toleranz, autonome Gestaltung ihrer neuen Gemeinden, um nur das Wichtigste zu nennen. Enttäuschungen setzten meist schon auf dem mühsamen Reiseweg ein: Nicht alle Gruppen waren hinreichend finanziell ausgestattet, Krankheiten grassierten und interne Konflikte brachen auf. Den russischen Behörden schienen die Forderungen der künftigen Kolonisten häufig zu hoch; Unzufriedenheit auf beiden Seiten war die Folge. Die Regierung variierte die Methoden ihrer Einwanderungspolitik, ohne jedoch zu einer durchgängigen Linie zu finden; die Voraussetzungen veränderten sich ständig, und die Erfahrungen veranlaßten zur Revision der Verfahrensweisen unter Berücksichtigung der Herkunft und der Traditionen der Zuwanderer. Insofern ist das Urteil des Verfassers „mehr Improvisation als Planung“ (S. 147) gerechtfertigt.

Ist der umfängliche erste Teil der Untersuchung chronologisch angelegt, so sind die folgenden mehr systematisch, wenn dabei auch der zeitliche Ablauf der Entwicklung mit im Blickfeld bleibt. In den bäuerlichen Siedlungen gewannen Handwerk und Handel rasch Gewicht; die Hersteller von Geräten, Betreiber von Ziegeleien und Mühlen wurden zu Gründern mittelständischer Unternehmen, die sich teilweise auch in den neuen Städten etablierten. Die Zuwanderer blieben in der Regel in der Landwirtschaft tätig, nicht selten führten sie Sonderkulturen ein, Obst- und Weinbau, Maulbeerkulturen als Grundlage für die Seidenraupenzucht. Sie verstanden es, die natürlichen Gegebenheiten planmäßig auszunutzen. Der Staat tolerierte — als Gegenleistung — die traditionellen Gemeindeverfassungen, damit auch die Autorität der Vorsteher, denen Strafbefugnisse zukamen.

Bei aller Unterschiedlichkeit der Einzelfälle gelang es den Gemeinden, nach einer mühseligen Anlaufphase einen Ausgleich zwischen den Forderungen des Staates (Rückzahlung von Krediten, Pünktlichkeit der Steuerzahlung) und dem Leistungsvermögen der Siedler zu erzielen. Geschickte Finanzoperationen bildeten die Voraussetzung für weitere Landkäufe und die Gründung von Tochterkolonien. Vergleiche mit dem fremden Umfeld und andersstämmigen Siedlern fallen durchwegs zugunsten der „Deutschen“ aus. Darüber hinaus ist in dieser Großgruppe auch ein Entwicklungsgefälle zu konstatieren: Vornan stehen mennonitische Siedlungen —

dies nicht allein in wirtschaftlicher Hinsicht; sie zeichneten sich durch innergemeindliche Solidarität und Disziplin aus. Kirchliche Bindungen erwiesen sich allgemein als ein gewichtiger Faktor des dörflichen Lebens, auch wenn die Situation der Geistlichen nicht immer gesichert war oder Spaltungen auftraten, vor allem unter Protestanten, die etwa 50% der Siedler ausmachten.

Wie die sozialfürsorgerischen Einrichtungen unterstand auch das sich allmählich herausbildende Schulwesen kirchlicher Aufsicht. Bemühungen um die Gründung von Volksschulen waren zunächst wenig vielversprechend; die Qualität der Lehrer ließ zu wünschen übrig, und nicht alle Eltern waren von der Notwendigkeit des Schulbesuches überzeugt. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist ein merklicher Niveauanstieg zu verzeichnen; es entstanden Realschulen, über die man zur Lehrerbildung gelangte. Die wenig später einsetzende Russifizierungspolitik setzte im Schulwesen an, erzielte aber nur oberflächliche Erfolge. Der positive Entwicklungstrend setzte sich nach 1905 fort, während Gruppen von Siedlern anderer Herkunft eher dem Russifizierungsdruck nachgaben.

Die Reformjahre während der Regierungszeit Alexanders II. brachten Pläne für ein einheitliches Recht für Kolonisten in die Diskussion, die auf die Aufhebung des Sonderstatus abzielten; was aber sollten „russische Deutsche“ (S. 318) sein? Immerhin ließ das neue Selbstverwaltungsrecht den Gemeinden einige Möglichkeiten der Bewahrung ihrer Eigenart, nicht zuletzt durch das Wahlrecht ihrer Amtsträger. Der Übergang vom Anerbenrecht oder Gemeindebesitz des Landes zum Individualeigentum brachte naturgemäß eine Differenzierung der Dorfbewohner in sozialer Hinsicht mit sich, aber diese scheint zu keinen tiefgreifenden Konflikten geführt zu haben. Soweit es sich um politische Bewußtseinsbildung handelte, überwog die Staatstreue; kennzeichnend hierfür ist die überwiegende Stimmabgabe für die Partei der Oktobristen bei den Dumawahlen. Während der angespannten Jahre des Krimkrieges wie auch während des russisch-japanischen Krieges leisteten die ehemaligen Kolonisten mehr an Unterstützung, als von ihnen gefordert war.

Wenn auch im Vergleich zu Kolonisten aus anderen Herkunftsländern die deutschstämmigen hochgeschätzt wurden, so waren Zeichen des Mißtrauens nicht zu übersehen: Man bediente sich ihrer als Muster für erfolgreiches Wirtschaften, sah aber zugleich in ihnen Konkurrenten; Regierungsbeamte erkannten Erfolge an, doch gab es auch Beamte, denen Erfolge verdächtig erschienen; offenbar befürchteten sie mangelnde Loyalität. Daß dies grundlos war, erwies sich bei Ausbruch des Ersten Welt-

krieges. — Die Auswanderung zahlreicher Mennoniten, die den Heeresdienst strikt ablehnten, blieb ein Sonderfall.

Abschließend erörtert der Verfasser die Gründe für den Erfolg der aus deutschen Ländern stammenden Kolonisten, der den anderer überstieg. Dabei übersieht er keineswegs, daß die enge Gemeindebindung eine Einengung des Horizonts mit sich bringen konnte, verbunden mit dem Gefühl der eigenen Überlegenheit, wenn sich dies auch nicht in der Ausprägung eines „deutschen“ Nationalgefühls äußerte; ihre Loyalität gegenüber dem Staat und der herrschenden Dynastie war nicht in Frage gestellt.

Die Bilanz, die der Verfasser bis zum Jahre 1914 zieht, basiert auf nüchternen Abwägung verfügbarer Daten; Leistungen und Opfer werden gewürdigt, aber auf nachträgliche Stilisierung wird verzichtet. Zahlreiche Tabellen dienen der Stützung der Urteile, und häufig erweist sich auch die Lektüre von Fußnoten als lohnend, weil sie, Einzelheiten behandelnd, der Illustrierung dienen. Das ausgewertete Material läßt nur selten Schlüsse auf das alltägliche Innenleben der Siedlergemeinden zu, aber dem Verfasser ging es nicht darum, die heimatgeschichtliche Literatur zu erweitern oder zusammenzufassen (die Bibliographie gibt hierzu Auskunft). Man könnte einwenden, daß die Fülle der Einzeldaten der Darstellung pointillistische Züge verleiht, doch anders wäre der Stoffmasse nicht beizukommen gewesen. Im Endeffekt ergibt sich eine differenzierende und zugleich geschlossene, durch sorgfältige Einzeluntersuchungen gestützte Gesamtdarstellung, die zum Lesen ebenso geeignet ist wie — mit Hilfe der Register — zum Nachschlagen. Sie gewinnt die Qualität eines Handbuches und ist geeignet, das Modell für das Studium der Geschichte anderer Siedlungsgebiete abzugeben.

Helmut Neubauer, Heidelberg

**Wilhelm Kahle, Symbiose und Spannung. Beiträge zur Geschichte des Protestantismus in den baltischen Ländern, im Innern des Russischen Reiches und der Sowjetunion, hrsg. v. Peter Schellenberg. Erlangen: Martin-Luther-Verlag 1991, 409 S.**

Der vorliegende Band enthält 19 Artikel des Kirchenhistorikers Wilhelm Kahle, die in einem Zeitraum von rund 30 Jahren entstanden sind. Kahle hat sich wie kaum ein anderer nach dem Zweiten Weltkrieg um die Ge-

schichte des osteuropäischen Protestantismus verdient gemacht und seine ganze Forschungstätigkeit auf diesen Gegenstand konzentriert. Diese Ernte einer jahrelangen wissenschaftlichen Anstrengung verdient an sich schon eine eingehende Würdigung. Darüber hinaus gewinnen Kahles Ergebnisse aber auch durch die neuesten spektakulären Umbrüche in den osteuropäischen Ländern eine überraschende Aktualität. Und dies nicht allein in allgemein politischer, sondern auch in kirchenpolitischer und religionsgeschichtlicher Hinsicht.

Dem Autor ging es bei seinen Arbeiten immer wieder um den Versuch, Geschichte als „Prolog“ zur Gegenwart zu deuten. Bedeutete dies für die Zeit der Abfassung der Aufsätze, dem fortschreitenden Vergessen der Kirchengeschichte Osteuropas die historische Erinnerung an den Reichtum religiöser Existenzformen in dieser Region entgegenzuhalten, so können die Arbeiten Kahles nun als Vorspann zu einer Kirchengeschichte Osteuropas in der Diaspora interpretiert werden. In dem Maße, wie sich die Kirchen im Osten wieder füllen und neue religiöse Handlungsmuster entstehen, die sich an den veränderten Verhältnissen der gesellschaftlichen Gegenwart zu orientieren haben werden, wird die Frage nach der Rolle der Kirchen unter den kommunistischen Regimen an Eindringlichkeit gewinnen, wird man sich auch darauf besinnen müssen, wie das kirchliche Leben einmal ohne antireligiöse Propaganda funktioniert hat. Hier kann der Fundus der Kahleschen Einsichten eine Menge Material zum Nachdenken bereitstellen. Wenn die Geschichtsschreibung u.a. das Ziel verfolgt, Orientierungen in der Gegenwart zu vermitteln, so trifft dies für die vorliegende Sammlung von Artikeln ganz besonders zu. Der Autor hat sich nicht allein mit der Situation der Protestanten unter orthodoxen Rahmenbedingungen befaßt, sondern auch versucht, die Begegnungen von Orthodoxie und Protestantismus für die Geschichtsschreibung fruchtbar zu machen.

Beiden, dem Herausgeber des Bandes, Peter Schellenberg, und dem Autor, ist es zu danken, daß sie uns die teilweise schwer greifbaren Artikel jetzt gebündelt vorlegen. Sie stammen aus entlegenen, speziellen Zeitschriften, aber auch aus bekannteren Periodika wie Oekumenische Rundschau, Kyrios, Baltisches Jahrbuch, Kirche im Osten. Gleichzeitig erhält man mit diesem Band auch zum ersten Mal ein vollständiges Verzeichnis der Schriften Kahles bis zum Jahre 1990. Die imponierende Zahl von über 100 Büchern, Artikeln und Editionen, dazu die Mitarbeit an verschiedenen Lexika und unzählige Rezensionen geben ein plastisches Bild vom Lebenswerk dieses Mannes.

Die Artikel sind in drei Rubriken unterteilt: „Baltisches Kirchentum“, „Evangelisches Kirchentum im Innern Rußlands und der Sowjetunion“

und „Grenzüberschreitende Begegnungen“. Damit sind zugleich die Hauptarbeitsfelder Kahles benannt. In der ersten Sektion thematisiert Kahle Fragen der Wirkungsgeschichte der Lutherischen Kirche im Grenzraum des Baltikums. Dabei werden sowohl die Vor- als auch die Nachteile einer solchen geographisch-kulturellen Situation deutlich. Das baltische Luthertum konnte von hier als letzter Vorposten des westlichen Christentums in den orthodoxen Raum hineinwirken, gleichzeitig war es dadurch wegen seiner Zugehörigkeit zum Russischen Reich im 18. und 19. Jahrhundert immer wieder in seiner Existenz gefährdet. Diese Gratwanderung zwischen den Kulturen wird nicht nur in einem programmatischen Aufsatz über die „Existenz im Grenzbereich“ deutlich, sondern auch in verschiedenen anderen Artikeln, etwa über die 800jährige Christianisierung im baltischen Raum, den Einsatz baltischer Persönlichkeiten (Graf Karl Lieven, Theodosius Harnack) für die Erhaltung des lutherischen Glaubens, den Einfluß der lutherischen Universität Dorpat oder die identitätsstiftende Kraft des Luthertums für die Bevölkerung im baltischen Raum. In der zweiten Sektion steht das evangelische Kirchentum im Innern des Russischen Reiches und der Sowjetunion im Mittelpunkt. Hier ist — noch stärker als beim baltischen Luthertum — die Frage nach der Selbstbehauptungskraft der protestantischen Kirchengemeinschaften in einer weitgehend orthodoxen Umgebung das zentrale Anliegen. Der Kampf für die religiöse und organisatorische Autonomie der Gemeinden sowie das Problem der kirchlich-nationalen Identität bilden denn auch Hauptthemen der Beiträge dieses Abschnitts. Wie die protestantischen Kirchen ihre orthodoxe Umgebung wahrgenommen, wie die beiden Konfessionen, sich theologisch gegenseitig befruchtend, aufeinander eingewirkt haben, sind die Kernpunkte des dritten Abschnitts. Dabei wählt Kahle sowohl den Weg der Darstellung persönlicher Begegnungen zwischen Protestantismus und Orthodoxie als auch den der Beschreibung der beiderseitigen Sichtweisen über den jeweils anderen.

Auch quer zu den einzelnen Abschnitten ziehen sich verschiedene Themen als roter Faden durch alle Aufsätze: die Kirchenpolitik der jeweiligen Machthaber, das historische Vermögen des einzelnen und einzelner Institutionen, die Dichotomien von Kirche und Schule, Kirche und Staat, Kirche und Philosophie. All das wird zu einem Panoptikum einer weitgehend aus dem Blick geratenen Welt kirchlicher, religiöser und kultureller Koexistenz vergangener Jahrhunderte. Die Lektüre dieser Beiträge ist hilfreich, weil sie Einsicht in Spielregeln verschafft, die beim Zusammenleben verschiedenartiger Kulturen unumgänglich sind. Die Praktiker des Alltags, die sich mit den modernen Phänomenen von „multikulturellen

Gesellschaften“ herumzuschlagen haben, könnten hierbei eine Menge lernen.

Ralph Tuchenhagen, Heidelberg

**Sammlung sowjetdeutscher Dichtung (1931), mit einem Vorwort v. Annelore Engel-Braunschmidt. Hildesheim/Zürich/New York: Olms Presse 1990, xvii, 209 S. (Auslanddeutsche Literatur der Gegenwart. 22.).**

Wird ein mehrere Jahrzehnte altes Buch neu veröffentlicht, so soll damit eine gewisse historische Distanz überbrückt werden. Haben wir es aber mit einer Reprintausgabe zu tun, bei der nicht nur das literarische Werk, sondern auch die Buchgestaltung, die Schrift, ja selbst die Druckfehler originalgetreu wiedergegeben werden, so soll die Distanz offensichtlich nicht mehr verwischt, im Gegenteil betont und herausgehoben werden, indem der Leser daran erinnert wird, daß er ein Buch aus vergangenen Zeiten, gleichsam als historisches bzw. kulturhistorisches Dokument vor sich hat, das für ihn als solches von Interesse sein muß.

Das trifft in vollem Maße für die 1990 als Nachdruck erschienene „Sammlung sowjetdeutscher Dichtung“ aus dem Jahre 1931 zu. Sie ist ein Zeugnis der kurzen Blütezeit im ukrainischen Zentrum der sowjetdeutschen Literatur, wie es dem Vorwort von Annelore Engel-Braunschmidt zu entnehmen ist. In diesem knappen, aber höchst informativen Vorwort weist die Verfasserin darauf hin, daß die sowjetdeutsche Literatur zwischen Oktoberrevolution und Deportation (eigentlich ist die Zeitspanne bedeutend kürzer, da mehrere deutsche Schriftsteller bereits in den 30er Jahren Repressalien ausgesetzt waren) sowohl über- als auch unterschätzt worden sei: ersteres von den wenigen überlebenden Literaturschaffenden selbst, letzteres seitens jener Kritiker und Literaturhistoriker, die, wie etwa Karl Kurt Klein, in der sowjetdeutschen Dichtung das deutsche Volkstum vermissen. Ganz unrecht hat er damit nicht. Wenn es auch den in der „Sammlung“ vertretenen Autoren nicht an nationalem Selbstbewußtsein, an Stolz auf die Erfolge der jungen sowjetdeutschen Literatur fehlt, so wollen sie sich doch in erster Linie nicht als Deutsche schlechthin, sondern als Sowjetdeutsche behaupten. Es liegt ihnen daran, aus der nationalen Isolation hervorzutreten, für die Deutschen in Rußland eine neue Kultur zu schaffen, die von den Ideen und Idealen des sozialistischen

Aufbaus beherrscht sein soll. Heute wird sich dafür wohl kaum noch jemand begeistern können. Und doch suchen die wenigen, die die Hoffnung auf die Wiederherstellung einer deutschen Autonomie in Rußland nicht noch völlig aufgegeben haben, an die Entwicklung der 20er und 30er Jahre anzuknüpfen. In der Rückbesinnung auf die geistigen Werte der eigenen Kulturgeschichte sehen sie eine Möglichkeit, sich ihrer nationalen Kulturidentität neu bewußt zu werden. Dazu müßten aber auch die in Vergessenheit geratenen Literaturerzeugnisse nicht nur dem heutigen Leser, sondern auch dem Literaturhistoriker wieder zugänglich gemacht werden, der ihnen — trotz mancher Mängel — einen gebührenden Platz in der Kulturgeschichte einräumen würde. Ohne den Anspruch zu erheben, diese komplizierte Aufgabe in einer kurzen Rezension lösen zu wollen, möchten wir doch den Versuch unternehmen, wenigstens die „Sammlung sowjetdeutscher Dichtung“ aus dieser Sicht zu betrachten.

Die „Sammlung“ bringt Gedichte und Prosa, auch Gedichte in Prosa von sieben sowjetdeutschen Dichtern, geordnet und eingeleitet von David Schellenberg. Der konstruktivistischen Einbandgestaltung des Buches entspricht der Aufbau der Sammlung, in der vor allem die Gedichte das feste „ideologische Gerüst“ markieren. Das Ganze könnte unter dem Motto stehen: „Es wird die neue Welt geboren...“ Den Bildern und Bildnissen aus dem alten Leben („als die Oktoberrevolution noch ferne war“, S. 24), der Gegenüberstellung von „zwei Welten, die nie eine Morgenröte vereint“ (S. 40), folgt das Ringen um das Neue, „das Glück des Erwachens in der Welt der neuen Tat“ (S. 40). Die meisten Gedichte zeichnen sich durch pathetische Begeisterung, eine schwarz-weiße Gut-Böse-Palette und den plakativen An- und Ausrufstil aus. Dagegen bringen die Erzählungen oft detaillierte Schilderungen von Alltagsbegebenheiten, realistische Milieudarstellungen, „Natur- und Menschenstudien“. Sie schließen sich zu einem mosaikartigen Bild zusammen, welches das Leben der ukrainischen Provinz darstellt: deutsche Kolonien, russisch-ukrainische Dörfer, kleine Städte und Fabriksiedlungen, wo „die Nationen fast nur am Akzent zu erkennen sind“ (S. 176). Das alles hat Kolorit, Atmosphäre, gibt dem Leser Aufschluß über Orts- und Zeitverhältnisse, die er sonst kaum anderswo findet. Manches mutet dabei naiv, gar primitiv an. Einiges läßt bereits Züge erkennen, die — dem Verfasser unbewußt — eine drohende Gefahr in sich bergen. Als Beispiel ein Zitat aus Georg Brand: „Sonja war eigentlich gar nicht gewöhnt, allein nachzudenken. Sie dachte in Versammlungen, Sitzungen, bei der Arbeit, immer im gleichen Rhythmus mit den anderen mit“ (S. 185). Der Erzähler scheint nicht zu merken, daß diese Menschenschilderung nicht ganz so positiv ausfällt, wie er es meint. Für uns aber, die wir jene Zeit aus der historischen Perspektive beurteilen,

klingt manches beinahe wie eine düstere Prophezeiung: „Die Masse ist erbarmungslos. In ihr wächst eine neue Jugend heran (...) Die Jugend ist anders, hat andere Ideale als wir (...) Sie wird über euch hinwegschreiten, wie wir über die anderen hinweggeschritten sind“ (S. 117). Brands Erzählung „Vom anderen Ufer“, der wir das Fragment entnommen haben, gehört zweifellos zu den besten in der „Sammlung“. Meisterhaft sind auch die „Kolonischtengeschichte“ von Bachmann — eine Art Schildbürgereschwänke zum Thema „sozialistische Dorfumgestaltung“.

Annelore Engel-Braunschmidt charakterisiert die sowjetdeutsche Dichtung um 1930 als „Literatur ohne eigene Ästhetik und Poetik“ (S.V). Sie mag damit recht haben: Auch die „Sammlung“ muß als eklektisch bezeichnet werden. Man darf dabei jedoch nicht vergessen, daß ein bewußter Verzicht auf Ästhetik, auf den „Heiligenschein der reinen Künste“ (S. 6), wie wir ihn im „Vorwort“ von Schellenberg proklamiert finden, an und für sich künstlerisch relevant sein kann. Bereits im Expressionismus war ja „das Ästhetische und das L'art pour l'art-Prinzip (...) mißachtet“ wie nie zuvor.<sup>1</sup> Nach Iwan Goll z.B. bekämpft der expressionistische Dichter „das Alte, das Steinerne, das Morsche, das Mürbe und bereitet den Sturm, den Strahl, das Licht vor“.<sup>2</sup> Und man könnte mit Schellenberg fortfahren, ohne die Naht zu merken: „Ihm eröffnen sich ungeahnte Tätigkeitsfelder, Farbenpracht, elektrisches Rauschen. Doch das Gespenst jener Klassik (...) muß verscheucht werden“ (S. 7). Diese „Antiästhetik“ haben die sowjetdeutschen Autoren mit der gesamten proletarischen Dichtung der 20er Jahre gemein. Auch für diese ist nicht mehr „das Poetische“ Gegenstand der Poesie, „nicht Mond, nicht Feld, nicht Nachtigall“: „Was geht uns die Schönheit des Augenblickes an, was die momentanen Stimmungen, wo doch das Proletariat in seinen historischen Bestrebungen Jahrhunderte vor sich sieht!“<sup>3</sup> „Zum neuen Willen einer neuen Zeit!“<sup>4</sup> — lautete bereits 1917 die expressionistische Parole. „Tut, was der Zeiten Lauf euch heißt!“ — ruft Gerhard Sawatzky 1931 aus (S. 194).

Also gehört die „Sammlung“ jener Literaturbewegung an, bei der der deutsche Expressionismus und seine russischen Parallelererscheinungen Pate gestanden haben. Die revolutionäre Poesie der 20er Jahre verdankt ihnen „Pathos, Ekstase, große Gebärde“.<sup>5</sup> Ihr fehlt jedoch der ethische

<sup>1</sup> Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus. Leipzig 1972, S. 37.

<sup>2</sup> Expressionismus. Literatur und Kunst. Moskau 1986, S. 219.

<sup>3</sup> Prawda vom 21. Juni 1923.

<sup>4</sup> Expressionismus (wie Anm. 2), S. 234.

<sup>5</sup> Menschheitsdämmerung (wie Anm. 1), S. 38.

Gehalt der expressionistischen Dichtung. Er wird teils durch den praktischen Verstand und den Sinn für das Zweckmäßige, teils durch Klassenbewußtsein ersetzt. Dadurch erhält auch die Ästhetisierung der (von Expressionisten und Futuristen für die Kunst entdeckten) Maschinenwelt einen neuen Sinn. Sie wird zum Symbol der Macht des Proletariats einerseits, zum anderen aber zur Veranschaulichung der technischen Realisierbarkeit von kühnen Zukunftsentwürfen: Technik als „ein alltägliches Wunder der (...) Möglichkeiten menschlichen Lebens“ (S. 38). Die Technisierung der „neuen Kunst“ hat aber u.a. eine krasse Gegenüberstellung von Arbeiter- und Bauerndichtung zur Folge, die sich auch in der „Sammlung“ zeigt: „Ich kam von Feldern, vom Dorfe her“ (S. 123) einerseits und „Das Lied des Schaffens in Eisen und Stahl“ (S. 124) andererseits. Bemerkenswert ist aber, daß die Dichter der „Sammlung“ diesen Gegensatz aufzuheben versuchen: „Wir nivellieren die Ideologie, erstreben Gleichheit des Klassenbewußtseins, der Weltanschauung“. Natürlich ist das ein weiteres als *nur* Weltanschauungsproblem, denn „gewaltige unkultivierte Massive liegen brach (...) und rufen zum Werk“. Diese Massive müssen durchs „Formen, Bilden, Meißeln, Feilen“ kultiviert, durch „Höchstleistungen des Intellekts“ erfaßt werden (S. 7). Es soll also „im Guß der Industrialisierung“ eine neue Kultur für das rußlanddeutsche Dorf geschaffen werden — eine Kultur des sozialistischen Aufbaus, alles Persönliche „auflösend im Tun und Fühlen des Kollektivs“ (S. 7).

Es war der sowjetdeutschen Literatur nicht vergönnt, das Scheitern dieses sozialen Experiments mitzuerleben, geschweige denn künstlerisch zu gestalten: Ihre Entwicklung war praktisch noch vor der Deportation unterbrochen worden. Somit ist die „Sammlung“ für uns eine Art Kulturdenkmal, „ein Zeugnis von tiefstem Leid und tiefstem Glück einer Generation, die fanatisch glaubte und glauben machen wollte, daß aus den Trümmern durch den Willen aller sofort das Paradies erblühen müsse“<sup>6</sup> — dieser Nachruf, der ursprünglich den deutschen Expressionisten Anfang der 20er Jahre galt, könnte genausogut für die sowjetdeutsche Dichtung um das Jahr 1930 bestimmt sein. Auch sie hat die gesamteuropäische Kulturentwicklung jener Zeit mitgemacht und stellt somit unser gemeinsames Kulturerbe dar, das wir jetzt neu anzutreten haben — nicht nur die Rußlanddeutschen in Rußland und Deutschland, sondern auch Russen *und* Deutsche als eine regionale und überregionale Kulturgemeinschaft.

Ludmila Slavgorodskaja, St. Petersburg

---

<sup>6</sup> Ebenda, S. 43.

**Heimat in der Fremde. Deutsche aus Rußland erinnern sich**, hrsg. v. Rudolf Pörtner. Düsseldorf/Wien (u.a.): Econ 1992, 521 S.

Die Frage, ob „Integration und Identitätsbildung von Gruppen und Staaten zu Konfrontationen mit anderen führen“ müsse, wird gegenwärtig im Zusammenhang mit den in der Welt frisch entbrannten Nationalismen heftig diskutiert.<sup>1</sup> Um so wichtiger scheint es, daran zu erinnern, daß es einmal ein Miteinander in Frieden gegeben hat, wie es Claudio Magris in seinem Buch über die Donau beschreibt, wie es aus den Erinnerungen der wolhyniendeutschen Pfarrerstochter Elfriede Oebius (1890–1980) spricht oder denen des von der Krim stammenden Juristen Bruno Maurach (geb. 1906).

Die Erinnerungen der beiden zuletzt genannten Autoren zählen zu jenen 25 Berichten, die Rudolf Pörtner zu einem umfangreichen Buch: „Heimat in der Fremde. Deutsche aus Rußland erinnern sich“ zusammengefaßt hat. Geboren zwischen 1890 und 1947 (der größte Teil der Verfasser zwischen ca. 1910 und 1920), aus den verschiedensten Herkunftsgebieten in Rußland stammend, in denen Deutsche mehr oder minder geschlossen siedelten (Petersburg, Moskau, Odessa, Kirgisien und Kasachstan, Krim und Wolgagebiet), sind sie zu verschiedenen Zeiten rückgesiedelt. Einige kamen in den 30er Jahren nach Deutschland, andere nach dem Zweiten Weltkrieg, wieder andere erst in den 70er Jahren, die Architektin Herta Vogel (geb. 1937) im Jahre 1980.

Unterschiedlich sind auch Bildungsgrad und sozialer Stand dieser rußlanddeutschen Autoren. Wir finden Prominente (darunter Alfred Blumenfeld, 1912 in Petersburg geboren, wo er später Generalkonsul der Bundesrepublik wurde; den Politologen Klaus Mehnert, 1906 in Moskau geboren; den Publizisten Wolfgang Leonhard, der erst als Vierzehnjähriger in die Sowjetunion gelangte) sowie in der Öffentlichkeit weniger bekannte Namen, die aber in Geschichte und Kultur der Rußlanddeutschen ihre spezifische Bedeutung haben (Reinhold Keil, Otto Hertel, Gerhardt Hildebrandt, Herbert Wiens, Nelly Däs, Anton Bosch, Nelli Kossko), und wir finden schlichte Aufzeichnungen, die wie übriggeblieben aus Sven Steenbergs Sammlung „Die Rußland-Deutschen. Schicksal und Erleben“ wirken.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Etwa in: Sprache, Kultur, Identität, hrsg. v. Astrid Ertelt-Vieth. Frankfurt a.M. (u.a.) 1993.

<sup>2</sup> Vorwort von J.G. Reißmüller. München 1989.

Was sie vereint, ist die Trauer über jene untergegangenen Welten, die in manchen Berichten in großer Schönheit noch einmal entworfen werden. So etwa das Leben auf der Neva vor dem Ersten Weltkrieg: „Wohin man auch blickte, überall lagen Lastkähne am Ufer, die gerade entladen oder von kräftigen Muskelmännern gemächlich gestakt wurden“ (S. 48), oder die Reisen mit der russischen Eisenbahn: „Sie war breitspuriger als anderswo, hatte größere Wagen, längere Bänke, überhaupt mehr Platz“ (S. 34). Es gab zahlreiche deutsche Buchhandlungen in den Städten und deutsche Bibliotheken in den Kolonien, man hörte in Petersburg Horowitz und Nathan Milstein in Odessa, man pflegte das Kirchen- und das Volkslied auf den Dörfern, und die Jahreszeiten teilten sich ein nach Saat und Ernte und den religiösen Feiertagen.

Es gibt Widersprüche in den Aussagen: „Schon immer mußten (die Deutschen) in Rußland leiden, wurden sie verachtet, beschimpft“, lesen wir an einer Stelle (S. 351). Aber der das schreibt, wurde 1941 aus der Wolgarepublik deportiert und mit 19 Jahren in die Arbeitsarmee verpflichtet, er kam nach Sibirien in die Kohlengruben und erst 1979 in die Bundesrepublik. Solchen Äußerungen stehen andere gegenüber, die sich aus Erfahrungen in der Zarenzeit speisen, als wohlhabende Unternehmer, Handwerker, Kaufleute, Handlungsreisende, Bankiers oder die Repräsentanten großer ausländischer Firmen die zahlenmäßig starke Gruppe der „Wirtschaftsdeutschen“ in Petersburg bildeten, „respektiert, von vielen bewundert, wenn auch wenig geliebt“ (S. 59).

Querverbindungen zwischen einzelnen Berichten sind reizvoll, so die Erwähnung des Augenarztes Dr. Werncke, Vater des Ingenieurs Siegfried Werncke (S. 137 ff.), im Bericht des Wirtschaftswissenschaftlers Hasselblatt (S. 175), Wiederholungen hingegen weniger, etwa in den Aufzeichnungen beider Autoren über das politische Hin und Her zwischen Revolution und Bürgerkrieg in Odessa. Vieles über Deportation und Trudarmija, über Sondersiedlungen und jahrzehntelange Diskriminierung der Deutschen in der Sowjetunion ist lange schon aus historischen Quellen (für den Fachmann) und Aufzeichnungen aus der Erinnerung (für den Laien) bekannt und andernorts einschlägiger zusammengefaßt. „Laßt sie selber sprechen“ nannte Katharina Drotleff ihre nur sparsam redigierte und daher mit dem Wert hoher Authentizität ausgestattete Sammlung von Berichten rußlanddeutscher Aussiedler, die bereits 1980 in 3. Auflage herauskam (Lutherhaus-Verlag Hannover), und auch Sven Steenbergs oben genannte Zusammenstellung erweist sich als homogen. Georg Hildebrandts Lebensbericht liegt unter dem Titel „Wieso lebst du noch? Ein Deutscher im GULag“ vor (Stuttgart 1990). Mittlerweile sind in ehemaligen DDR-Verlagen Publikationen erschienen, die in kleinerem Umfang

und gezielt mehr Aufschluß geben als der sehr gemischte Band von Pörtner.<sup>3</sup> Was allerdings den genannten Publikationen abgeht, die sich in erster Linie mit dem Wolgadeutschtum befassen, ist eine Darstellung jenes großbürgerlichen Lebensstils, den es an der Wolga naturgemäß nicht geben konnte. Der „Begründer einer Dynastie, deren Reichtum selbst im rubelfreudigen alten Rußland kaum seinesgleichen hatte“, war Petersburger, sein Name Leopold König (1832–1903), ein Zuckerfabrikant, der in der Blüte seines Lebens die Geschäfte seinen Söhnen überließ und eine Villa am Rhein erwarb, „mit dem obligaten unverstellbaren Blick auf das Siebengebirge“ (S. 46) — die Villa Hammerschmidt.

Es gibt sehr plastische Schilderungen in dem Pörtner-Band, es gibt den geschärften Blick für wesentliche persönliche oder historische Ereignisse und die Fähigkeit, das Material zu gliedern, es gibt sarkastische Bemerkungen (während der Hungersnot 1921 erhielt die Intelligencija Sonderzuteilungen, von denen eine aus einem Pfund Wäschebläue bestand, das „noch für die nächste Generation“ gereicht hätte, S. 165), es gibt den Blick für Absurditäten (jener sehr alte baltische Baron von Engelhardt, der als reicher Junggeselle im Sommer 1914 in einer lothringischen Bibliothek mittelalterliche Handschriften studierte, von den Franzosen für einen deutschen Spion mit russischer Staatsangehörigkeit gehalten und auf der Gefängnisinsel vor Marseille inhaftiert wurde, S. 160), es gibt daneben aber auch unübersichtliche Darstellungen, blasse Formulierungen, die Aufzählung von Belanglosigkeiten, die allenfalls für das Familienarchiv von Interesse gewesen wären.

Mit der russischen Revolution gingen dreieinhalb Jahrhunderte Deutschtum in Moskau zu Ende, mit der Deportation unter Stalin (1941) zum Teil mehr als 150 Jahre Deutschtum an der Wolga, in der Ukraine, im Kaukasus, auf der Krim. Es wird nicht nach Schuldigen gesucht, aber es wird die Zerstörung, die innere wie äußere, dargestellt, die Menschen hinnehmen mußten, und die Art und Weise, wie sie damit fertig wurden. Was sich allerdings die wenigsten klarmachen: Nicht nur die Deutschen, auch die russischen Bauern wurden enteignet, die Intellektuellen vernichtet. Nicht nur die deutschen Kulturlandschaften sind verödet, auch die deutsche Kultur ist verschwunden, ebenso wie die russische. Vergessen wir darüber hinaus nicht, daß in Ostdeutschland die gleichen Prozesse vor sich gegangen sind, daß auch hier Vertreibung stattgefunden hat und eine umfangreiche Vertreibungsliteratur existiert.<sup>4</sup> Es liegt auf der Hand: Die

<sup>3</sup> Rußlanddeutsche — Woher? Wohin?, hrsg. v. Johann Warkentin. Berlin 1992; Igor Trutanow, Rußlands Stiefkinder. Berlin 1992.

<sup>4</sup> Vgl. L.F. Helbig, Der ungeheure Verlust. Wiesbaden 1988.

Deutschen in Rußland haben weder die Revolution entfesselt noch den Zweiten Weltkrieg, aber sie haben — als Rußlanddeutsche — die Konsequenzen der jeweiligen Ereignisse mittragen müssen. Nicht etwa hat ihre Identität als Deutsche in Ethnos, Sprache und Religion, Schul- und Bildungswesen, Brauchtum und Mentalität zur kriegerischen Auseinandersetzung mit „den anderen“ geführt, sondern die Rußlanddeutschen sind Opfer der Geschichte geworden. Als ein solches möchten sich viele von ihnen verstanden wissen, in der Hoffnung, ein Selbstbewußtsein wiederzuerlangen, das sie einst fraglos hatten.

Annelore Engel-Braunschmidt, Hamburg

**Sergej Terjochin, Deutsche Architektur an der Wolga, hrsg. vom Verein für das Deutschtum im Ausland. Berlin/Bonn: Westkreuz 1993, 88 S., Fotos, Karten u. Skizzen.**

Sergej Terëchin ist Dozent für Baugeschichte am Polytechnischen Institut in Saratov, einer der besten Kenner der Materie und durch zahlreiche Beiträge zu diesem Thema, das schon Teil seiner Moskauer Kandidatendissertation war, ausgewiesen. Ein Spezialist also ist hier am Werke, und dies merkt man dem Band auch an. Er informiert kurz, knapp und präzise über die Geschichte der Siedler-Architektur, wie der Verfasser die durch unterschiedliche Stilelemente geprägte deutsche Architektur in den Siedlungsgebieten an der Wolga nennt.

Der Verfasser beginnt mit einem kurzen Überblick über die Geschichte der Ansiedlung, über die Planungen der Regierung für die Anlage der Dörfer. Zumindest von der Planung, von der Idee des „Musterplanes“ her, war das alles logisch und durchdacht. Dafür, daß es dann doch nicht so gut funktionierte, gab es verschiedene Gründe. Es lag an mangelhafter Vorbereitung, schlechter Organisation und schlichter Inkompetenz der lokalen und zentralen Verwaltung.

Die Dörfer wurden zumeist um einen Zentralplatz herum gebaut, auf dem auch die Kirche stand. Ihre Häuser und ihre Kirchen errichteten die deutschen Ansiedler am liebsten nach den ihnen bekannten und vertrauten Mustern. Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelten sich zwei Ansiedlungstypen: die Handels- und Handwerkersiedlungen und die Bauerndörfer. Die ersteren ähnelten eher Kleinstädten und wurden mehr und mehr zu Zentralorten für eine bestimmte Region. Schließlich entstand

mancherorts ein Mischtypus der Kolonien, vor allem auf dem rechten Wolgaufer, in dem neben dem Ackerbau auch Handel und Gewerbe gediehen.

Die einfachen Wohnbauten entstanden nach den aus Deutschland übernommenen Vorbildern, zunächst fast ausschließlich aus Holz, doch sehr bald schon aus Stein errichtet; um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert dominierte in allen deutschen Siedlungen der gebrannte Ziegel als Baumaterial.

Bei den Kirchen fehlte zunächst die Anknüpfung an traditionelle Bauweisen. Sie wurden bei der Besiedlung ziemlich rasch auf Kosten des Staates erbaut. Anfangs waren auch sie aus Holz, später, insbesondere ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, gingen die Kolonisten hier ebenfalls zum Stein als Baumaterial über. Erst in dieser Erneuerungsphase begann „das Bestreben, an nationale Architekturtraditionen anzuknüpfen oder auf sie zurückzugreifen“ (S. 45). Vor allem, so Terëchin, sei man zu den Maßen, den Proportionen und den alten Plänen zurückgekehrt. Es sei mehr ein intuitiver denn ein bewusster Prozeß gewesen. Ein Prozeß, der sich allerdings erst durchsetzte, nachdem zwischen etwa 1830 und den 1870er Jahren die meisten Kirchenbauten im Stil den russisch-orthodoxen Kirchen ähnelten. Ihren Höhepunkt erreichte die Architektur der deutschen Kirchen an der Wolga zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

In den Dörfern und Städten an der Wolga entstanden schließlich auch Industrie- und Gewerbebauten in dieser „Siedler-Architektur“, ebenso wie Verwaltungsgebäude, Hotels und Privathäuser der kleinen Schicht deutscher Unternehmer an der Wolga. Es war keineswegs ein einheitlicher Stil, sondern eher eine durchaus originelle Mischung verschiedener Ebenen, die sich herausbildete. Alle Gebäude wiesen jedoch spezifische Formen einer traditionellen nationalen Bauweise auf, etwa ein Spitzbogenfenster, ein Krüppelwalmdach oder eine Wetterfahne (S. 67). Teilweise wurden sogar ganze Gebäudeelemente oder Ausstattungsmaterial nach Mustern und Katalogen deutscher Firmen bestellt.

In gewisser Weise, so Terëchin, bildete die Siedler-Architektur ein Bindeglied zwischen der deutschen und der russischen Architektur. Der Verfasser nennt, und wohl mit Recht, diese Siedler-Architektur provinziell. Ihr Ausgangspunkt war die Bauweise der deutschen Kleinstädte und Dörfer, aus denen die Kolonisten stammten. Wie in so vielen anderen Bereichen auch, bewahrten sie die Tradition, auch deshalb, weil es keine anderen Muster gab, nach denen sie sich hätten richten können. Terëchin ist mit seinem Buch eine eindrucksvolle Darstellung und Beschreibung einer untergegangenen und weitgehend verlorenen Welt gelungen.

Manchmal klingt ein wenig Nostalgie an, aber sie stört eigentlich nicht, sondern erweckt diese versunkene Welt zu neuem Leben.

Der Band ist reich mit historischen und aktuellen Fotos, Karten, Skizzen und Abbildungen illustriert. Die aktuellen Aufnahmen stammen fast alle vom Verfasser und zeigen und dokumentieren Blüte und Zerfall in einem. Einige Wohnhäuser, Kirchen, Industriebauten und Hotels haben die Zeitläufte überdauert. Sie sind Zeugen dieser untergegangenen Lebenswelt, Überreste im wahrsten Sinne des Wortes.

Vortrefflich gelungen ist auch die flüssige und gut lesbare Übersetzung. Sie ist geradezu eine Wohltat, wenn man an die oftmals holprigen Übersetzungen gerade wissenschaftlicher Arbeiten denkt. Immerhin stammt sie von der Übersetzerin Vladimir Nabokovs. Nur an manchen Stellen stutzt der Historiker. So, wenn er vom „Ministerium für Staatseigentum“ liest (S. 38), das doch ein „Ministerium der Staatsdomänen“ sein sollte, und von „Liste“ als offensichtliche Übersetzung für „opis“, wo doch ein Bestand im Archiv gemeint ist. Ein wenig problematisch ist die Schreibweise der deutschen Eigennamen. Gewiß, kaum einer kennt die führenden Männer und Frauen wolgadeutscher Geschichte noch, aber dennoch hätte es dem so gelungenen Band das i-Tüpfelchen aufgesetzt, wenn es Borell statt Borel, Reinecke statt Reineke und Staff statt Staff geheißen hätte.

Das schmälert gewiß den Wert und den Nutzen dieses nicht nur lesenswerten, sondern auch schönen Bandes überhaupt nicht. Alles in allem also ein Buch, dem ich viele Leser wünsche, weil sich der Verfasser, die Übersetzerin und der Verlag soviel Mühe gemacht und ein lesens-, nachdenkens- und anschauenwertes Ergebnis präsentiert haben.

Dittmar Dahlmann, Freiburg/Br.

**Film:** „Versöhnung über Grenzen“ von Rudolf Steiner und Stanislav Beljaninov (45 + 45 + 60 Min.) und **Begleitheft:** Versöhnung über Grenzen. Rußlanddeutsche: Geschichte und heutige Wege, hrsg. v. der Otto-Benecke-Stiftung e.V. Bonn: OBS 1991, 68 S., Abbildungen, 1 Karte.

Der hier anzuzeigende Film, eine deutsch-sowjetische Gemeinschaftsproduktion, für die die Bonner Otto-Benecke-Stiftung verantwortlich zeichnet, behandelt das Schicksal der Rußlanddeutschen im Zarenreich und der Sowjetunion. Er ist chronologisch in drei Teile unterteilt: Teil 1 behandelt

unter dem Titel „Wolga, Wolga, du bist frei“ die Geschichte deutscher Siedlung in Rußland bis zur Gründung der sog. Wolgarepublik, d.h. der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen, Anfang 1924. Im zweiten Teil („Spielball der Diktatoren“) geht es um die Zeit bis nach dem Zweiten Weltkrieg, als den nach Hitlers Überfall 1941 aus der westlichen Sowjetunion deportierten Deutschen diejenigen in den Osten folgten, die entweder 1944/45 von der Roten Armee eingeholt oder nach Kriegsende mit Hilfe der Westalliierten „repatriiert“ wurden. Der einstündige letzte Teil des Films beschäftigt sich unter der Frage „Heimat, wo bist du?“ mit der gegenwärtigen Situation der Rußlanddeutschen.

Nach einem kurzen Überblick über die Ereignisse seit Stalins Tod liegt in diesem Teil der Schwerpunkt auf Aussagen Betroffener, wobei sich die Autoren, Rudolf Steiner und der rußlanddeutsche Schriftsteller Waldemar Weber, offensichtlich bemüht haben, repräsentative Aussagen zusammenzustellen. Zu Wort kommen Politiker, Bauern und Künstler, Russen und Deutsche, befragt wurden sie in Deutschland und in der damals noch existierenden Sowjetunion. Der Tenor des Films läßt sich an der Antwort ablesen, die eine deutsche Katholikin aus Karaganda/Kasachstan auf die Frage, ob sie nach all dem erlittenen Leid noch an eine Versöhnung zwischen Deutschen und Russen glaube: „Es waren nicht die Russen, unter welchen wir gelitten haben. Es waren die gottlosen Kommissare. Ihre Zeit ist vorbei. Wir beten jeden Tag für Gorbačëv.“ Diese Worte lassen bereits ahnen, wie problematisch gerade der „aktuelle“ dritte Teil dieses Films ist, da die fundamentalen Veränderungen seit 1990 auch die Rußlanddeutschen nicht unberührt ließen. Die Leitfrage nämlich, die sich der Film zu Beginn stellt, warum diese „Menschen, die fleißig sind und sehr gute Arbeit leisten“, ihre Heimat verlassen wollen, muß heute auch vor der Entwicklung der letzten Jahre gesehen werden. Vier Jahre alte Stimmungsbilder und ein im allgemeinen fundierter historischer Rückblick auf über 200 Jahre deutsche Geschichte in Rußland reichen zur Beantwortung dieser Frage schwerlich aus.

Doch kommen wir darauf noch zurück und beschäftigen uns zunächst mit dem historischen Teil, für den von deutscher Seite Prof. Dr. K.-H. Ruffmann und Dr. A. Eisfeld als Berater gewonnen werden konnten. Die Anfänge des russischen Know-how-Imports im späten 15. Jahrhundert unter Ivan III. werden ebenso wie die *nemeckaja sloboda*, Peter I. und Anna Mons kurz angesprochen. Der ausführliche Bericht hingegen setzt ein mit dem Einladungsedikt Katharinas II. von 1763 und der Ankunft der ersten deutschen Siedler im Jahr darauf bei Saratov an der Wolga. Ohne nähere Erklärung, aber inhaltlich und formal durchaus vertretbar, verzichtet der Film in der Regel auf die Deutschen im Baltikum, im Weichsel-

gebiet und in Bessarabien. Auch bleibt wenig Zeit für eine eingehende Betrachtung der Deutschen in St. Petersburg oder Moskau, die auf den „Deutschen Klub“ und das Wirken einiger deutschstämmiger Architekten in Moskau beschränkt wird. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt fortan eindeutig auf den sog. Kolonisten der Wolgaregion und dem Ende des 18./Anfang des 19. Jahrhunderts für ausländische Siedler geöffneten Gebiet um das Schwarze Meer. Im Film führt diese Konzentration auf einen Teil der deutschen Bevölkerung Rußlands manchmal zu Ungenauigkeiten, wenn von „den Deutschen“ im Zarenreich die Rede ist. Die soziale Differenzierung der deutschen Volksgruppe insgesamt tritt dabei in den Hintergrund.

Die Niederlage Rußlands im Krimkrieg und die Gründung des Deutschen Reichs markieren im Film das Ende der privilegierten Stellung der Deutschen in Rußland. In wenigen Worten wird der Bogen von den Slavophilen, die in den deutschen Siedlern den „inneren Feind“ entdeckt hätten, zur „Russifizierungspolitik“ der 80er und 90er Jahre des 19. Jahrhunderts geschlagen. Abgesehen davon, daß diese zugespitzte Verkürzung verkennt, daß es seit den 1860er Jahren zunächst Macht und Position der Deutschbalten am Zarenhof und in ihren Gouvernements waren, die zur Zielscheibe prononciert nationaler Kritik wurden — man denke an die Auseinandersetzung zwischen Jurij Samarin und Carl Schirren —, und daß die ‚Kolonisten‘ an Wolga und Schwarzem Meer erst im Rahmen der nicht zuletzt durch die Ansprüche der Alldeutschen aufgekommenen Koloniefraße zum ‚inneren Feind‘ Rußlands gerieten, zeichnet sich der Film spätestens jetzt durch eine leider verwirrende filmische Umsetzung aus. Schon für die frühen Jahrhunderte macht sich die Bevorzugung bewegter Bilder bemerkbar, indem Kriege z.B. durch ebenso dramatische wie laute Spielfilmszenen (!) illustriert werden. Es mag noch angehen, daß idyllische Landschaften, blühende Weizenfelder und Sonnenblumenkerne knabbernde blonde Knaben den Wohlstand der Kolonisten, daß Bilder des schönen Odessa sozialen Aufstieg und wirtschaftlichen Erfolg deutscher Handwerker in den Städten ‚Neu-Rußlands‘ zu illustrieren imstande sind; jedoch klafft zwischen Wort und Bild die Schere unverhältnismäßig weit auseinander, wenn zum unkommentierten Stichwort „Russifizierungspolitik“ willkürlich ausgewählte Spielfilmszenen zu sehen sind, in denen das Geräusch eingeschlagener Fensterscheiben und ein vor Angst wieherndes Pferd eine bedrohliche Stimmung erzeugen sollen. Hier schleicht sich ein irrationales Moment ein, das kaum geeignet scheint, den Zuschauer im Sinne des Filmtitels zu informieren.

Deutlicher noch tritt die problematische, oft erkennbar willkürliche Visualisierung des gesprochenen Texts für das 20. Jahrhundert hervor.

Man kann sich des Verdachts nicht erwehren, daß die Komposition der Bilder im Stile eines Videoclips — z.B. wenn der Bildschirm mehrere Male abwechselnd eine Granatenexplosion und ein Foto Stalins zeigt, während der Sprecher nicht etwa vom „Sprengsatz des Nationalitätenproblems“ für die frühe Sowjetunion spricht, sondern bloß erwähnt, daß auch viele Wolgadeutsche die Revolution verteidigten — nur der Verschleierung der geringen Ausdruckskraft des Filmmaterials dient. Hier wäre weniger oft mehr gewesen. Doch sind es auch vermeidbare Fehler, die vermerkt werden müssen. Die Schilderung der Hungerkatastrophe zu Beginn der 20er Jahre in Sowjet-Rußland ist u.a. mit einer Szene unterlegt, die auch der Bebilderung des Hungers zu Beginn der 30er Jahre dient. Dienen solche Unaufmerksamkeiten nicht unbedingt dem Vertrauen des Zuschauers in die historische Faktizität der gesehenen Bilder, so wirkt, gerade vor dem Hintergrund der ansonsten bemüht dramatischen Illustration, die Verbindung der Erzählung eines Augenzeugen der Deportationen im Zuge der Kollektivierung mit Bildern, die Schauspieler des Deutschen Theaters aus Alma-Ata beim Schminken zeigen, nur noch grotesk.

Diesem Theater verdankt der Film häufig eingestreute szenische Darstellungen der gerade thematisierten Ereignisse. Mutet dies zunächst geschickte Lösung an, z.B. die Kolonistenwerbung in Deutschland bildlich darzustellen, stellt sich im Verlauf des Films heraus, daß es sich bei den Theaterszenen um ein weiteres Mittel der Emotionalisierung des Gesagten handelt, als hätten die Autoren den oft sehr deutlichen Aussagen ihrer Zeitzeugen — gerade zu den Katastrophen unseres Jahrhunderts — nicht vertraut. Für Zuschauer ohne Hintergrundwissen wären nähere Informationen zur *Trudarmija* („Arbeitsarmee“, in die Sowjetbürger deutscher Nationalität während des Zweiten Weltkrieges mit Gewalt eingezogen wurden) sicher interessanter als wiederholte unkommentierte Schauspielerszenen der unmenschlichen Bedingungen, die in ihren Lagern herrschten. So wird aus einem für die frühen Jahrhunderte faktenorientierten historischen Rückblick, der in seinen besten, weil informativsten Momenten ruhig abgefilmte historische Dokumente und Darstellungen (Katharinas Edikt, J.G. Züges Bericht über die ersten Kolonisten, Stiche aus Herbersteins Bericht, Städteansichten etc.) zeigt, eine durch die Geschwindigkeit der Bilderabfolge und die zunehmende Komplexität des oft verwirrenden Bildaufbaus (links oben die donnernden Kanonen des Panzerkreuzers „Orčakov“, rechts oben ein Portrait des Leutnants Šmidt und in der unteren Bildhälfte ein nicht näher erläutertes großes altes Buch illustrieren die Revolution von 1905) immer hektischer werdende Chronik der deutschen Leiden in Rußland.

Es ist verständlicherweise müßig, in Filmen wie diesem ständig darauf hinzuweisen, daß nicht nur Deutsche in Rußland gelebt und gelitten haben, doch hätte man sich manchmal eine etwas eingehendere Einordnung der spezifisch deutschen Geschichte in Rußland in den Gesamtzusammenhang des vor- und nachrevolutionären Vielvölkerreiches gewünscht. Daher sollte „Versöhnung über Grenzen“ nur ansehen, wer bereits über gewisse Grundkenntnisse der russischen Geschichte verfügt, da dies die Basis ist, um die Verhältnismäßigkeit des Geschilderten nicht zu vergessen. So stellte z.B. der Bürgerkrieg 1918–1922 — genau wie die anschließende Hungersnot — nicht nur für die Rußlanddeutschen eine Existenzbedrohung dar. Angesichts der unbeschreiblichen Folgen, die der Überfall der deutschen Wehrmacht 1941 über die ganze Sowjetunion brachte — erinnert sei nur an die belagerte Bevölkerung Leningrads —, sollte man mit der Behauptung, „allen Völkern der UdSSR, *besonders aber* den Sowjetdeutschen“ habe der 22. Juni 1941 „große Probleme“ gebracht, nicht der Versuchung verfallen, menschliches Leid aufrechnen zu wollen.

Doch kommen wir nun zum letzten Teil des Films. „Heimat, wo bist du?“ fragt sein Titel, und der Sprecher betont am Ende, jeder der Betroffenen könne diese Frage nun „in freier Selbstbestimmung“ für sich selbst lösen. In der Tat bietet der Film keine Antwort, sondern stellt das breite Spektrum der Meinungen nebeneinander. Deutlich wird, daß vor allem die jungen Übersiedler von der Wahl ihrer Eltern profitieren. In Deutschland habe er endlich ein Ziel, äußert ein junger Mann. Auch bezüglich des Spracherwerbs haben es jüngere Menschen leichter. So spricht der kleine Petja Schulmeister bereits fließend deutsch, während seine ältere Schwester Erika noch das Russische vorzieht. Illusionen habe er keine gehabt, ihm sei klar gewesen, daß er in den „nächsten fünf Jahren“ in seinem Beruf nichts finden würde, meint der Schauspieler David Schwarzkopf aus Alma-Ata. Resigniert hat der Rentner Friedrich Abraham: „Da war keine Arbeit nicht“. Abraham kehrte aus Deutschland zurück und ist mit seiner Entscheidung offensichtlich zufrieden. Er habe die Hoffnung, bekundet Reinhard Ruff aus dem Omsker Gebiet schließlich zögernd, die Ärzte in Deutschland könnten seiner fast blinden Frau besser helfen. So allgemein und vorsichtig die meisten Aussagen auch sind, lassen sie doch ein Bewußtsein dafür erkennen, welche Schwierigkeiten mit der Übersiedlung verbunden sind. Auch die inzwischen längst abgeflaute Debatte um die Wolgarepublik berührt der Film. Hier werden zwar keine deutschen Stimmen festgehalten, doch kommen dafür ausgiebig Russen zu Wort: „Wohin mit uns?“ fragt einer, und im Verlauf einer heftigen Straßendiskussion in

der Stadt Marx vermutet ein anderer, daß man mit dieser Frage „Friedrich und Ivan nur wieder aufeinanderhetzen“ wolle.

So bezieht der Film insgesamt, abgesehen von der grundsätzlich positiv-mitleidigen Einstellung gegenüber „den Deutschen“ in Rußland, keine Stellung, was ihm angesichts des brisanten Themas kaum angelastet werden dürfte. Ärgerlich ist aber erneut seine formale Seite: Auch im dritten Teil dominieren schnelle Schnitte und zwischen Pathos und Banalität schwankende, oft reichlich wirre Bilder. Die Tricksequenz eines in der Wüste erblühenden Baumes irritiert genauso wie der orthodoxe (!) Männerchor, der augenscheinlich in gewolltem Kontrast zu wiederholt sich in den Himmel erhebenden Raketen steht. Soll letzteres offenbar eine Reminiszenz an den sowjetischen Raketenkonstrukteur Boris Rauschenbach, einem weiteren rußlanddeutschen „Fachberater“ des Films, darstellen, so ist der Film letztlich ein Beispiel dafür, wie allzu ehrgeizige Bebilderung zum Selbstzweck verkommen und vom Inhalt ablenken kann. Auch steht die Frage an Rauschenbach, der sein Lebenswerk gezwungenermaßen in den Dienst der UdSSR stellen mußte, ob er denn stolz sei, ein Deutscher zu sein, in einem eigenartigen Spannungsverhältnis zur Versöhnungshoffnung, die der Film doch insgesamt ausdrücken will. Seine Antwort hingegen, er sei froh, Goethe im Original lesen zu können, spricht für ein verwurzeltes Bekenntnis zur deutschen Kultur, das darauf hoffen läßt, daß es nicht nationale Rhetorik ist, über die sich die Deutschen in Rußland in Zukunft identifizieren werden.

Das reich bebilderte zweisprachige Beiheft bietet nur die allernötigsten Informationen, beinhaltet aber auch Zahlen, die der Film manchmal vermissen läßt. Es ist allerdings nicht so sehr an den Film als vielmehr an ein 1987 vom Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk Lüneburg veröffentlichtes Vortragsmanuskript<sup>1</sup> von K.-H. Ruffmann angelehnt. Ein Hinweis darauf hätte dem Begleitheft gut getan, wie überhaupt eine weiterführende Bibliographie russisch- und deutschsprachiger Literatur sicher wünschenswert gewesen wäre.

Karsten Brüggemann, Hamburg

---

<sup>1</sup> Karl-Heinz Ruffmann, *Die Rußlanddeutschen. Funktion und Gewicht im Zarenreich und in der Sowjetunion*. Lüneburg 1987 (Lüneburger Vorträge zur Geschichte Ostdeutschlands und der Deutschen in Osteuropa. 7.).

**Die Autoren der Abhandlungen**

**Margarete Busch M.A., Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Heinrich-Heine-Universität, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf.**

Studium der Fächer Geschichte und Russisch an der Universität Köln, 1990 Absolvierung des Ersten Staatsexamens, im Anschluß daran einjähriger Forschungsaufenthalt in Leningrad/St. Petersburg (DAAD-Stipendium) zur Materialsammlung für die Dissertation mit dem Thema „Deutsche in St. Petersburg 1865–1914“. Seit November 1991 wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

**PD Dr. Dittmar Dahlmann, Forschungsstelle für Geschichte und Kultur der Deutschen in Rußland, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Postfach, 79085 Freiburg/Br.**

Studium der Geschichte und Philosophie an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Promotion 1983, Habilitation für Neuere und Osteuropäische Geschichte 1994, seit 1.9.1990 Leiter der Forschungsstelle für Geschichte und Kultur der Deutschen in Rußland an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg/Br. Veröffentlichungen: Land und Freiheit. Machnovščina und Zapatismo als Beispiele agrarrevolutionärer Bewegungen. Stuttgart 1986; gemeinsam mit W.J. Mommsen (Hrsg.), Max Weber. Zur Russischen Revolution von 1905. Schriften und Reden 1905–1912. Tübingen 1989; gemeinsam mit Ralph Tuchtenhagen (Hrsg.), Zwischen Reform und Revolution. Die Deutschen an der Wolga 1860 bis 1917. Essen 1994; Aufsätze zur deutschen und russischen Geschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.

**Dr. Tat'jana Ilarionova, Kutuzovskij prospekt 27/1, kv. 39, 121151 Moskva, Rußland.**

Studium der Journalistik an der Universität Moskau bis 1979; 1992 Ablegung der Aspirantur der Russischen Management-Akademie, im gleichen Jahr Abschluß der Dissertation über die Presse der Rußlanddeutschen. 1979–1989 Mitarbeit an der Zeitung der Rußlanddeutschen „Neues Leben“. Zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften, u.a.: Pečat' rossijskich nemcev. Opyt istoričeskogo analiza (Die Presse der Rußlanddeutschen. Ein Versuch der historischen Analyse). Moskva 1992; Nemeckaja pečat' v SSSR. 1917–1941 (Deutsche Presse in der UdSSR. 1917–1941). Moskva 1992; Abchazija: chronika neob'javlennoj vojny. č. 1:

## Die Autoren der Abhandlungen

**Margarete Busch M.A., Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Heinrich-Heine-Universität, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf.**

Studium der Fächer Geschichte und Russisch an der Universität Köln, 1990 Absolvierung des Ersten Staatsexamens, im Anschluß daran einjähriger Forschungsaufenthalt in Leningrad/St. Petersburg (DAAD-Stipendium) zur Materialsammlung für die Dissertation mit dem Thema „Deutsche in St. Petersburg 1865–1914“. Seit November 1991 wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

**PD Dr. Dittmar Dahlmann, Forschungsstelle für Geschichte und Kultur der Deutschen in Rußland, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Postfach, 79085 Freiburg/Br.**

Studium der Geschichte und Philosophie an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Promotion 1983, Habilitation für Neuere und Osteuropäische Geschichte 1994, seit 1.9.1990 Leiter der Forschungsstelle für Geschichte und Kultur der Deutschen in Rußland an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg/Br. Veröffentlichungen: Land und Freiheit. Machnovščina und Zapatismo als Beispiele agrarrevolutionärer Bewegungen. Stuttgart 1986; gemeinsam mit W.J. Mommsen (Hrsg.), Max Weber. Zur Russischen Revolution von 1905. Schriften und Reden 1905–1912. Tübingen 1989; gemeinsam mit Ralph Tuchtenhagen (Hrsg.), Zwischen Reform und Revolution. Die Deutschen an der Wolga 1860 bis 1917. Essen 1994; Aufsätze zur deutschen und russischen Geschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.

**Dr. Tat'jana Ilarionova, Kutuzovskij prospekt 27/1, kv. 39, 121151 Moskva, Rußland.**

Studium der Journalistik an der Universität Moskau bis 1979; 1992 Ablegung der Aspirantur der Russischen Management-Akademie, im gleichen Jahr Abschluß der Dissertation über die Presse der Rußlanddeutschen. 1979–1989 Mitarbeit an der Zeitung der Rußlanddeutschen „Neues Leben“. Zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften, u.a.: Pečat' rossijskich nemcev. Opyt istoričeskogo analiza (Die Presse der Rußlanddeutschen. Ein Versuch der historischen Analyse). Moskva 1992; Nemeckaja pečat' v SSSR. 1917–1941 (Deutsche Presse in der UdSSR. 1917–1941). Moskva 1992; Abchazija: chronika neob'javlennoj vojny. č. 1:

14 avgusta – 14 sentjabrja, sost. i obšč. red. G. Akuab, T. Ilarionova (Abchasien: Chronik eines unerklärten Krieges. T. 1: 14. August – 14. September 1992, zusammengestellt u. red. v. G. Amkuab u. T. Ilarionova). Moskva 1992; Aussiedler aus der Sowjetunion: Wohin und warum? Deutsche in Deutschland integrieren? Aussiedler im Spannungsfeld kultureller Identität — Konsequenzen für die kulturelle Integration. Konferenzbeitrag auf dem Seminar des Gustav-Stresemann-Instituts vom 12.–14. Juli 1991.

**Prof. Dr. Natalia Juchněva, Institut Etnografii AN Rossii, Universitetskaja nabereznaja 3, 191011 St. Petersburg, Rußland.**

1948–1953 Studium der Geschichtswissenschaft an der Universität Leningrad, 1953–1956 Doktorandin und Assistentin an der Historischen Fakultät ebenda, seit 1957 Mitarbeiterin der Leningrader Abteilung des Ethnographischen Instituts der Akademie der Wissenschaften der UdSSR (heute: Anthropologisches und Ethnographisches Museum der Russischen Akademie der Wissenschaften), 1958 Diplomarbeit zum „Ersten Gesetz über die Landarbeiter in Rußland im Jahre 1863, 1961 Dissertation zur „Arbeiterbewegung in Petersburg im Jahre 1901“. Veröffentlichungen, u.a.: Ethnische Zusammensetzung und ethnosoziale Struktur der Bevölkerung Petersburgs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Moskva 1984; Petersburg als Zentrum national-kultureller Bewegungen der Völker Rußlands. Moskva 1987; Die Juden in Petersburg in der Reformperiode der 1860er Jahre: Sozialdemographische Merkmale. Leningrad 1989; Die Migrationsbewegungen nach Petersburg und ihre ethnischen Strukturen am Ende des 19. Jahrhunderts, in: Bildungsgeschichte, Bevölkerungsgeschichte, Gesellschaftsgeschichte in den Böhmischem Ländern und in Europa. Wien/München 1988, S. 350–369; Der Antisemitismus in Rußland heute. Köln 1993 (Berichte des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien. 1993/6.).

**Andreas Keller, Sundgaullee 12/04/02, 79110 Freiburg/Br.**

1984–1989 Studium an der Pädagogischen Hochschule A.I. Herzen, 1989–1990 Vorsitzender und Organisator des „Leningrader Deutschen Vereins“, 1990. Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland, seit 1991 Studium an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg/Br. und freier Mitarbeiter der Forschungsstelle für Geschichte und Kultur der Deutschen in Rußland an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg/Br. Veröffentlichung: Der Moskauer Deutsche Verein vom 19. Jahrhundert bis 1914 (im Druck).

**Dr. Dietmar Neutzat**, Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Heinrich-Heine-Universität, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf.

Studium der Geschichte und Slawistik an der Paris-London-Universität Salzburg, 1991 Promotion, anschließend Assistent in Vertretung am Institut für Ost- und Südosteuropaforschung der Universität Wien, seit 1992 Assistent am Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Verschiedene Veröffentlichungen, u.a.: Forschungsbericht und Auswahlbibliographie zur Geschichte der Rußlanddeutschen, in: Jahresbibliographie der Bibliothek für Zeitgeschichte Stuttgart 64 (1992); Die Kolonien des Schwarzmeergebietes im Spannungsfeld nationalstaatlicher Politik 1861–1914, in: Die Rußlanddeutschen. Gestern und heute, hrsg. v. Boris Meissner, Helmut Neubauer u. Alfred Eisfeld. Köln 1992, S. 79–99; Die Tschechoslowakei in den außenpolitischen Vorstellungen des deutschen Widerstands und Exil, in: Weg in die Katastrophe. Das Ende des Zusammenlebens von Deutschen, Tschechen und Slowaken im gemeinsamen Staat 1938–1949, hrsg. v. Detlef Brandes u. Václav Kural. Essen 1993; Die „deutsche Frage“ im Schwarzmeergebiet und in Wolhynien. Politik, Wirtschaft, Mentalitäten und Alltag im Spannungsfeld von Nationalismus und Modernisierung (1856–1914). Stuttgart 1993.

**Dr. Michael Schippan**, Max-Lingner-Str. 12b, 13189 Berlin.

1974–1978 Studium der Geschichtswissenschaften an der Humboldt-Universität Berlin, 1979–1980 Teilaspirantur an der Moskauer Staatlichen Lomonossow-Universität, 1981–1987 Redakteur der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“, 1986 Promotion mit dem Thema „Absolutistische Zentralbehörden und Adelsbürokratie. Zur Geschichte der Kollegien in Rußland im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts“, 1987–1991 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Allgemeine Geschichte der ehem. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1992 an der Historischen Kommission zu Berlin. Neben Aufsätzen über Peter I., Absolutismus und Aufklärung, Kultur des 17./18. Jahrhunderts in Rußland sowie deutsch-russische Beziehungen u.a. gemeinsam mit S. Striegnitz die Publikation „Wolga-deutsche. Geschichte und Gegenwart“, Berlin 1992.

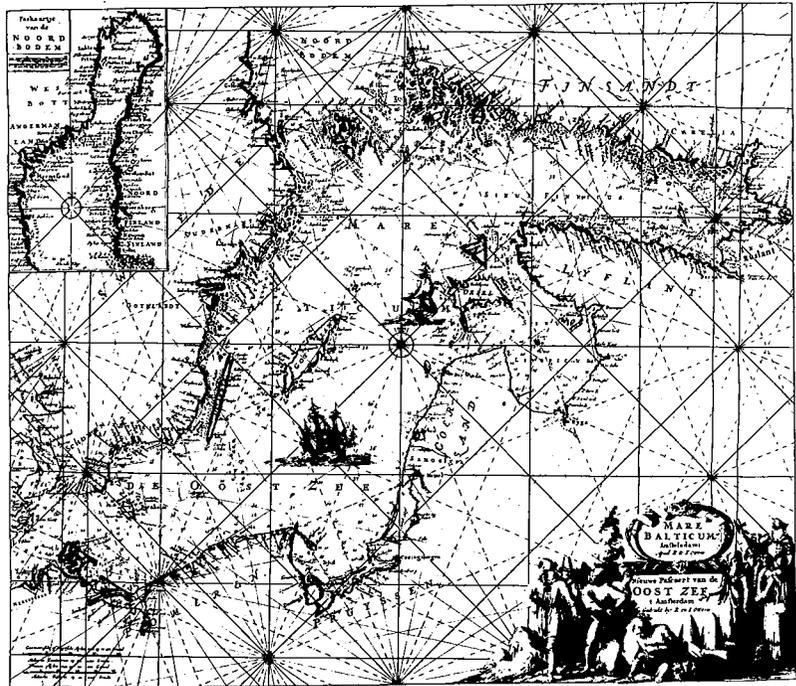
**Dr. Ralph Tuchtenhagen, Seminar für osteuropäische Geschichte an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Postfach 105760, 69047 Heidelberg.**

1981–1986 Studium der Geschichte, Skandinavistik und Germanistik in Freiburg, 1986 Staatsexamen, 1987 Magisterexamen, 1987–1992 Promotion über die russische Religionspolitik zwischen 1905 und 1917, 1987/88 Stipendiat des DAAD in Stockholm, Helsinki, Leningrad und Paris, 1989/90 Autor und Redakteur des Fjordis-Verlages, Norwegen, 1990–1993 Mitarbeiter der Forschungsstelle für Geschichte und Kultur der Deutschen in Rußland an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg/Br., seit 1993 Assistent am Seminar für osteuropäische Geschichte der Universität Heidelberg. Veröffentlichungen in mehreren Fachzeitschriften, daneben Herausgeber- und Vortragstätigkeit.

Klaus Zernack

# NORDOSTEUROPA

Skizzen und Beiträge  
zu einer Geschichte der Ostseeländer



Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk

288 Seiten, 10 Abbildungen und Karten, Format 17 x 24 cm.  
Gebunden 70,— DM, 546,— ÖS, 71,80 SFr. ISBN 3-92226-67-X